This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600078100M

104

Sitten- und Charakterbilder

aus

Polen und Lithauen.

Von

August Woycke.

Erster Band.

Berlin, 1862.
Nicolai'sche Sortiments-Buchhandlung
(A. Jagielski.)

Sitten- und Charakterbilder

aus

Polen und Lithauen.

Mit biographiſchen Notizen herausgegeben

von

Auguſt Woycke.

Erſter Band.

Berlin, 1862.
Nicolai'ſche Sortiments-Buchhandlung
(M. Jagielski.)

246 . 52

Vorwort.

Bei der Herausgabe dieſer Sitten- und Charakterbilder aus Polen und Lithauen war es durchaus nicht meine Abſicht, ein umfaſſendes Bild von dem Talente der Schriftſteller zu entwerfen, deren Skizzen und novellenartige Erzählungen in dieſe Sammlung aufgenommen ſind. Meine Hauptabſicht war vielmehr nur darauf gerichtet, ein Bild von dem ſozialen Leben desjenigen Volkes zu ſkizziren, das, wiewohl ein unmittelbarer Nachbar der Deutſchen, dieſen ſeinem innerſten Weſen nach doch noch ſo wenig bekannt geworden zu ſein ſcheint.

Wenn man alſo dieſes Büchlein aus dem belletriſtiſchen Standpunkte betrachtet, was natürlich nicht ganz zu vermeiden ſein wird, ſo möge man dabei nicht vergeſſen, daß es zuſammengeſtellt wurde, um in einer das geſammte Publikum anſprechenden Form einen ethnographiſchen Beitrag zu liefern und daß daher alle dieſe Bil-

der und Skizzen nicht glänzende Erfindungen, sondern schlichte, treue Schilderungen und dabei möglichst vielseitig seien, d. h. alle Klassen der Gesellschaft berühren sollten.

Wenn diese Sammlung, die freilich das geschichtliche Leben der Polen und Lithauer nur mit einzelnen Streiflichtern beleuchtet, zur Folge hätte, daß das deutsche Volk, welches ja allen Völkern, Freunden wie Feinden, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen strebt, ein wenig mehr Lust bekäme, auch den benachbarten Slawen tiefer als bisher in Herz und Kopf, in Haus und Gesellschaft zu schauen und dort einen guten und entwickelungsfähigen Kern zu gewahren — dann hätte ich den Gipfel meiner Wünsche erreicht. Dann wäre auch Hoffnung vorhanden, daß man in Deutschland anfangen werde, sich für das polnische Land, für dessen Sitte, Leben und Literatur wahrhaft zu interessiren, und dem Herausgeber würde es möglich gemacht werden, eine Fortsetzung dieser Sammlung zu liefern, die weniger skizzenhafte Bilder und sogar geschichtliche Gemälde enthalten könnte.

Da das Leben polnischer Schriftsteller in vieler Beziehung abweichend von dem deutscher Literaten ist, so hielt ich es nicht für ungeeignet, einige Notizen über die Verfasser dieser Sitten- und Charakterbilder mitzutheilen. Dabei habe ich mich bestrebt mehr Fakta als Reflexionen zu geben, weil ich der Meinung bin, es sei nicht eher Zeit, vor dem deutschen Publikum über polnische Literatur

ſyſtematiſch und im Zuſammenhange zu ſprechen, bevor nicht wenigſtens die hervorragendſten Grundzüge derſelben durch gute deutſche Ueberſetzungen der Hauptwerke aller Dichtungsgattungen bekannter geworden ſind.

So viel in meinen eignen Kräften ſteht, werde ich ſtets bemüht ſein, die unbekannte, und wie mir ſcheint, auch verkannte polniſche Literatur den Deutſchen näher zu rücken. Daher erſchien kürzlich noch ein anderes Büchlein unter dem Titel:

„Proben neuerer polniſcher Lyrik und Epik“

in metriſchen Ueberſetzungen von mir.

Im Juli 1861.

Der Herausgeber.

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
Die große Redoute und der Türke	1
Das Ehrenfräulein	33
Eine Ballscene	45
Der Anwalt	117
Der Doppelgänger	139
Fräulein Sobieradzka	179

Die große Redoute und der Türke.

Aus der Erzählung „Die Edelsitze auf dem Antokol"

von

Ignaz Chodźko.

(Das Original ist enthalten in den „Obrazy Litewskie przez Ignacego Chodźkę. Serya Vi ostatnia: Dworki na Anatolku. Tom II. Wilna 1850.")

Wenn man, wie es von mehreren großen Städten bereits geſchehen, auch die Geſchichte der Straßen und einzelner Häuſer Wilna's ſchreiben wollte, ſo würde die Geſchichte des Müller'ſchen Hauſes auf der deutſchen Straße zugleich die Geſchichte der in verſchiedenen Zeiten ſehr verſchiedenen Vergnügungen der höhern lithauiſchen Geſellſchaft ſein. Es wäre dies eine Folge ſehr anziehender Bilder, welche der Reihe nach unſre Sitten in dem reizendſten und intereſſanteſten Colorite, in dem des „nationalen Frohſinns", darſtellen würden. Sie würden zeigen, in welcher Weiſe man ſich demſelben hingab, in wie weit er zu Zeiten eigen, wirklich, aufrichtig und allgemein war und ein ander Mal wieder fremd, ausländiſch, modiſch und erheuchelt wurde, und wie abwechſelnd der eine von dem andern aus dem Müller'ſchen Saale vertrieben ward. Wie viele Bildniſſe ſchöner Frauen, die durch ihre Reize in den verſchiedenen Epochen unſrer Stadt hervorleuchteten, würden dieſer Gallerie zur Zierde gereichen! Wie ſo Mancher von uns, die wir heute alt ſind, würde ſich in der Blüthe ſeiner Jahre erblicken

und der schönen Stunden derselben gedenken. Und endlich sogar wie viele historischen Erinnerungen würden sich mit ihren Einzelheiten manchmal an die gleichgültigen Mauern dieses Hauses knüpfen.

Die Redoute im Müller'schen Saale war zur Zeit meiner Erzählung das einzige öffentliche Vergnügen in Wilna. Dagegen gaben glänzende Assembleen und Bälle bei dem in der Stadt versammelten Adel fast täglich Gelegenheit zu Vergnügungen, Tänzen und fröhlichen Abendgesellschaften. Doch gar häufig ereignete es sich, und wurde gewissermaßen zur Sitte, daß eine große bei einem Magnaten versammelte Gesellschaft sich nach einem reichen Abendessen aufmachte und, zu Paaren vereinigt, in langen Reihen von Schlitten und Karossen bei Fackelschein nach der Redoute hinzog. Der Cavalier, der sogenannte Mothant, war verpflichtet, seine Hälfte (moitié), die ihm zugewiesene Dame, nicht zu verlassen. In ihrem Dienste stand er, ob gern oder ungern, den ganzen Abend hindurch und nach der Rückkehr von der Redoute mußte er sie nach Hause begleiten, der Glückliche! wenn dieser Dienst mit den Wünschen seines Herzens übereinstimmte.

Auf die letzte Dienstags-Redoute vor Aschermittwoch traf denn auch jetzt die ganze Stadt ihre Vorbereitungen.

Die Frau Staroſtin war schon seit zwei Wochen mit ihrer Tochter in Wilna anwesend. Der Herr Staroſt aber curirte sich zu Hause mit den Medicamenten des Doctors Pedimontanus von dem Podagraanfalle, den

ihm ein Zechgelage beim Rittmeiſter auf den Hals gezogen hatte. Die Frau Staroſtin hatte bereits einige glänzende Abende gegeben, auf denen Ludwig leider nicht zugegen ſein konnte.*)

---

*) Zum vollſtändigen Verſtändniſſe des Obigen und des noch Nachfolgenden wird hier bemerkt, daß der erwähnte Ludwig ein 23jähriger hübſcher und talentvoller junger Mann war, der einzige Sohn des jüngſten von den vier Brüdern Dowiat. Der älteſte dieſer in Lithauen damals ſehr angeſehenen Familie, der Prieſter Ambroſius, war ehemals ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter geweſen, jetzt war er Mönch und Procurator causarum (Rechtsanwalt) bei den Trinitariern in dem Kloſter Fratrum de redemptione captivorum auf dem Antokol, einer Vorſtadt von Wilna. Der zweite, Herr Kaſimir, Mundſchenk von Smolensk, hatte ſich, nachdem er mehr als zwanzig Jahre mit ſeiner Gemahlin in kinderloſer Ehe gelebt, von der Landwirthſchaft gänzlich zurückgezogen und wohnte jetzt mit ſeiner alternden Frau in einem Häuschen, das er auf dem Antokol gekauft hatte. Der dritte, Herr Franz, ein alter reicher und knaufriger Junggeſell, führte den Titel eines Schatzmeiſters von Oſzmiany und war einer der gewandteſten und rechtlichſten Advokaten. Auch er beſaß ein eigenes Haus auf dem Antokol. Der vierte und jüngſte Bruder hatte außer jenem oben genannten einzigen Sohne Ludwig noch einige Töchter und wohnte auf dem Familiengute. Die älteſte von ſeinen Töchtern, Fräulein Helene, ein etwa 18jähriges hübſches muntres Mädchen, hatte er ſeinem Bruder, dem Mundſchenk und deſſen Frau zur Erziehung und Ausbildung anvertraut; ſein Sohn Ludwig arbeitete als Applicant bei dem Advokaten. Statt jedoch bei dieſem Pedanten dem Studium der Rechtswiſſenſchaft obzuliegen und gerichtliche Vorladungen zu ſchreiben, hatte er ſich in Eliſabeth, die Tochter ſeines Nachbarn, auf dem Lande des Staroſten von Kapinów verliebt und ſchrieb Verſe an die Angebetete. Aber unglücklicher Weiſe war in Folge alter Anſprüche ein Prozeß zwiſchen dem Staroſten und der Familie Dowiat entſtanden, jeder nähere Umgang zwiſchen beiden Familien war ab-

Er hatte nach dem fatalen Freiwerben alle Hoffnung verloren; da er aber zu seinem Unglücke nicht auch seine Neigung und Liebe aus dem Herzen zu reißen vermochte, so welkte der Jüngling dahin wie eine im Marke verdorrte Blume.

Seine Schwester Helene pflegte die Tochter der Staroſtin nach wie vor zu beſuchen, ungeachtet der Grimaſſen und ſauern Mienen der Letzteren. Seit ihrer Kindheit die aufrichtigſten Freundinnen, würden die beiden Mädchen, welche kein Geheimniß vor einander hatten, ſich gewiß alle ihre Gedanken, Gefühle, Wünſche und Kümmerniſſe gegenſeitig anvertraut haben — und Helene ſuchte auch bei jedem ihrer Beſuche einen Augenblick zu erhaſchen, um der Freundin die Liebe und das Leiden ihres Bruders zu ſchildern, — aber das wachſame Auge der Staroſtin erlaubte ihnen nie ſich allein zu ſprechen, und unter dem Vorwande, die Tochter müſſe ihr helfen, die Gäſte, von denen ihr Haus ſtets voll war, zu unterhalten, geſtattete ſie derſelben keinen Augenblick ſich von ihrer Seite zu entfernen. Nur aus dem freudigen Willkommen und aus den Thränen, welche bei jedem Abſchiede die ſchönen Wimpern Eliſabeths befeuchteten, konnte Helene ſchließen, daß ſich weder das Herz der Freundin gegen ſie ſelber, noch deren zärtliche Gefühle für den Bruder im Mindeſten verändert hätten.

---

gebrochen worden, eine Freiwerbung des Prieſters Ambroſius und eines Familienfreundes, des Lieutenant Stelnicki, für Ludwig, hatte man abgewieſen und ſo waren gegenwärtig für den jungen Mann trotz der heimlichen Gegenliebe Helenens nur traurige Ausſichten.

Einmal jedoch, als Helene nach einem Abſchiede ſich im Vorzimmer den Pelz umnahm und Eliſabeth ihre Mutter im eifrigen Geſpräch mit einem der hochgebornen Gäſte begriffen ſah, kam jene hinausgeeilt, umarmte die Freundin herzlich und ſagte zu ihr: „Ach, ſo bin ich doch noch einen Augenblick mit Dir allein!“

Helene benutzte ſchnell dieſes tête à tête und flüſterte ihr eilig zu: „O meine Theure, ich danke Dir! . . . Deine Mutter beobachtet uns . . . Der unglückliche Ludwig, o wie liebt er Dich! Er ſtirbt vor Verzweiflung! . . .“

„Ludwig! Ludwig! o mein Gott! ſage ihm,“ ſprach ſie ſeufzend, „ſage ihm . . .“ und Thränen unterbrachen ihr leiſes Flüſtern. Die rufende Stimme der Mutter verhinderte ſie, der Freundin noch einige Worte ins Ohr zu raunen.

Um ihre Thränen und Rührung zu verbergen, eilte Eliſabeth durch eine Seitenthür in die innern Gemächer; Helene aber kehrte zu ihrem Bruder zurück, um ihm Linderung ſeiner Leiden und Troſt — ei! warum nicht auch Hoffnung? zu bringen.

Die Vorbereitungen, welche man in der Stadt zur letzten Carnevals-Redoute traf, beſtanden hauptſächlich darin, daß die einander befreundeten Zirkel ſich zuſammenthaten und über die Wahl der Paare und der Masken verſtändigten. Die Cavaliere beſorgten ſich Coſtüme, die den ihrer Partnerinnen entſprachen, und ſcheuten keine Koſten, um ihren „Hälften“ keine Schande zu machen,

da auch dieſe ihrerſeits ſich bemühten, ſo reich geſchmückt und ſchön als möglich zu erſcheinen.

Zu andrer Zeit und bei andrer Laune würde Ludwig Jedem den Rang abgelaufen haben, ſowohl was witzige Erfindungen und Projekte für die Maskerade betrifft, als auch hinſichtlich der geſchmackvollen Wahl des eigenen Anzuges; und mehr als eine Mutter hätte die ihm zugewieſene Partnerin beneidet. Aber dieſer ſonſt ſo fröhliche, dreiſte, ſchöne und wackere Junge ſchien alle vortheilhaften Eigenſchaften eingebüßt zu haben, und außer ſeinem leidenden Herzen und ſeiner Jugend war ihm faſt Nichts von ſeinen ehemaligen Vorzügen übrig geblieben.

Seine Eltern und die Oheime erſchraken über ſeinen Geſundheitszuſtand. Seine Schweſter Helene weinte zuweilen bitterlich mit ihm in ihrem Alkoven, öfter aber noch zerſtreute ſie durch trauliches Geplauder über die Geliebte die Wolken ſeiner Stirne. Ja, die ganze redliche Familie war tief betrübt über das Schickſal ihres ſo geliebten Stammhalters.

Der Herr Schatzmeiſter, als er bemerkte, wie die Sache ſtand, folgerte und bewies, daß, wenn Herr Ludwig lieber das Landesſtatut ſtudirt, als Allotria getrieben hätte, es gewiß nicht zu ſolchen unglückſeligen Conſequenzen und Negociationen gekommen wäre, wie ſie heute ihm durch ihre traurigen Folgen den Kopf verwirrten. Aber den traurigen Zuſtand erwägend, in den der Jüngling verfallen war, den er in der That ſo innig liebte, als ein Juriſt überhaupt zu lieben vermag, ſprach er oftmals zu

ſich ſelbſt: „Inter nos loquendo, es ſteht ſchlecht um ihn! Man muß Rath ſchaffen!“ Damit ging er zu Frau Dulska (ſeiner Klientin, der Taufmutter Ludwigs und der gemeinſchaftlichen Freundin der beiden prozeſſirenden Familien) und ſchickte ſie auf Kundſchaft zur Staroſtin. Dieſe nahm die Couſine freundlich auf, denn nach deren Tode konnte ſie verhoffen, ein Kapitälchen von ihr zu erben. Sie ahnte auch nicht von Weitem, daß Frau Dulska eine Spionin des Schatzmeiſters ſein könne, durch die er die dauernde Neigung ihrer Tochter für ſeinen Neffen und das dauernde Mißfallen der Staroſtin an der Verbindung Beider erfuhr.

Seit dem letzten Beſuche ſeiner Schweſter bei Eliſabeth hatte ſich Ludwigs Laune wieder etwas gebeſſert, denn Helene hatte ihm die wenigen Worte mitgetheilt, die ihr die Freundin ins Ohr geflüſtert hatte. Sie waren dem Bruder tief ins Herz gedrungen und, wie es ſcheint, waren ſie ihm ein Talisman geworden, der ihn aus ſeiner Apathie und ſeinen Sorgen aufrüttelte.

Der ganze Carneval war langweilig genug in den Häuſern der Dowiats verſtrichen, aber ſo wie ſich nur Ludwigs Humor gebeſſert hatte, erheiterten ſich auch die Geſichter der ganzen ihn ſo ſehr liebenden Familie. Die Tante aber, die Frau Mundſchenkin, beſchloß in gratiam dieſes glücklichen Umſtandes den Carneval wenigſtens noch fröhlich zu beſchließen, das heißt ſie wollte den letzten Abend durch eine glänzende und geräuſchvolle Geſellſchaft feiern und die Familie, die Freunde und Nachbarn reichlich bewirthen, indem ſie vor Mitternacht ein ſchmackhaftes

Abendeſſen von Fleiſchſpeiſen und nach demſelben gegen den erſten Hahnenſchrei ein ausgeſuchtes Mahl von Faſtengerichten, als da ſind Fiſche, Pirogen u. ſ. w., zu geben beabſichtigte, was alles mit einem guten reichlichen Getränk „zum Zähneſpülen“ enden ſollte.

Ludwig dankte der Tante herzlich für dieſe zarten Rückſichten auf ſeine Stimmung, und durchaus an kein öffentliches Vergnügen denkend, übernahm er es, die Gäſte einzuladen. Unter dieſen nahm unbedingt eine der erſten Stellen ein alter Freund der Familie, der ſchon nicht mehr junge, aber noch rüſtige, vom Ertrage ſeiner Güter lebende ehemalige Lieutenant Stelnicki ein. Von dieſem lebensluſtigen Wittwer nach drei Frauen hoffte man, daß er Luſt zum Trinken machen und allgemeinen Frohſinn hervorrufen werde. Zu ihm alſo lenkte Ludwig zuerſt ſeine Schritte, als er drei Tage vor dem beabſichtigten Feſte durch die Ostra brama*) in die Stadt ſchritt, um dort ſeine Einladungen zu beſorgen.

„Sei mir gegrüßt, mein geliebter Ludwig! mein zweimal geliebter ... von mir und noch von Jemanden ... doch das bleibt unter uns! Du kommſt gerade gelegen, ja weiß Gott ſehr gelegen!“ rief der Lieutenant, den jungen Ludwig umarmend. „Sieh, in welcher Klemme ich bin! Ich habe hier drei Juden auf dem Nacken und ſie haben mich wieder auf dem Nacken. Ich kann mit

*) Eines der Hauptthore Wilnas.

ihnen und ſie können mit mir nicht fertig werden. Nun Du gekommen biſt, wirſt Du mir und ihnen helfen!“

In der That ſtanden in der Mitte des Zimmers drei Juden um einen großen Tiſch, auf welchem verſchiedene ſeidene Żupane, Kontuſche und ſogar ganze Stücke Atlas und Gros de Tours lagen, und jeder von ihnen hielt gedankenvoll rechnend ein Stück Kreide in der Hand.

„Alſo um was geht es denn?“ fragte Ludwig.

„Ja, ſieh nur!“ antwortete der Lieutenant, „das thu' ich Alles einzig Dir zu Gefallen! Du ſchläfſt und unterdeſſen blüht Dein Glück! Denn der Teufel ſoll mich holen, wenn ich mir dieſe Noth nicht aus purer Freundſchaft für Dich auf den Hals geladen habe . . . und außerdem noch . . . wegen der glücklichen Fortſchritte bei der Staroſtin.“

Ludwig ſah ihn mit erſtaunten und ungläubigen Blicken an. Dann aber ſprach er: „Mein lieber Lieutenant! Du ſprichſt mir in Räthſeln und wie mir ſcheint etwas zur Unzeit,“ fügte er mit einem Blick auf die anweſenden Juden hinzu.

„Ach, das iſt wahr! Es fehlt nicht viel, ſo wird mir der Kopf ganz verdreht! Hinaus in die Hausflur, ihr Schelme, und wartet dort!“

„Nun, ich habe Dir ſchon die Urſache erwähnt, warum ich nach der Ankunft der Staroſtin in Wilna ihren wiederholten Einladungen Folge geleiſtet und ſie wieder beſucht habe. Ich habe nämlich bemerkt, daß die Alte ſich erweichen läßt und unſern Abſichten geneigter wird. Später lud ſie mich mehre Male zum Mittag-

eſſen ein, ich ging hin und nahm die Gelegenheit und eine glückliche Stunde wahr zur Erneuerung tandem jener . . .“

„Verſtehe ſchon!“ unterbrach ihn Ludwig lachend, denn er merkte, daß ſich der Lieutenant wegen ſeiner Beſuche bei der Staroſtin rechtfertigen wollte, auf die er nach der Rückkehr von jenem Freiwerben ſo erzürnt geweſen war, daß er einige Male wiederholt hatte: Ich ſetze ſchon nie mehr einen Fuß in ihr Haus!

„O, ich verſtehe!“ unterbrach ihn alſo Ludwig „und danke Dir für Deinen guten Willen. Aber ich habe, deucht mir, doch das Recht zu bitten, mein lieber Lieutenant, daß Du in dieſer Beziehung alle ferneren Schritte unterlaſſen möchteſt. Stellen wir dies dem Willen Gottes anheim! Ich will Dir lieber ſagen, daß ich im Namen meines Onkels und meiner Tante ſowie in dem der ganzen Familie komme, Dich zu bitten, Du möchteſt mit uns, als mit Deinen wahren Freunden, den letzten Faſtnachtsabend zubringen. Du wirſt einen Kreis guter Freunde finden, und wir werden uns, will's Gott, gut amüſiren, beſonders wenn wir unſern trefflichen Lieutenant unter uns haben.“

„Ha ſieh! Das iſt wirklich mehr als ein Unglück!“ antwortete der Lieutenant. „Denn nicht nur, daß ich ein gut Stück Geld daran wenden muß, die Alte herumzubekommen, nein, ich muß auch noch die beſte Geſellſchaft von der Welt opfern, unſre edelmänniſche, ehrliche, fröhliche Faſtnachtsfeier! Warum haſt Du mir das nicht ſchon vorgeſtern geſagt?

„Geſtern noch war dieſer Abend nur ein Projekt, und ich war der Meinung, wenn ich drei Tage vorher die Einladung mache, allen andern zuvorzukommen.“

„Aber Du ſiehſt, die Staroſtin kam Dir zuvor, und nach ihrem Willen und meinem gegebenen Worte haſt Du mich in dieſer Verlegenheit angetroffen, in welcher ich Dich um Rath bitten will.“

„Auf der letzten großen Redoute ſoll ich durchaus einen Türken vorſtellen, muß mich daher türkiſch coſtümiren. Nun bitte ich Dich! Wo finde ich einen Schneider, der im Stande wäre, mich als Paſcha herauszuputzen? Sie haben mir hier vom Trödelmarkt und aus den Läden einen Haufen Kleider zuſammengeſchleppt, aber was hilft mir das? Dieſe Kerle verſtehen ſich nicht auf den türkiſchen Schnitt.

„Ah ſo! Ich errathe! Die Staroſtin wird eine Türkin ſein und hat Dich zu ihrem Partner gewählt.“

„Ha, ha, ha! Falſch gerathen, Brüderchen! Der Partner der Staroſtin wird Sr. Excellenz der Tribunalrath aus Lida ſein, den ſie, weiß Gott, als ägyptiſchen König verkleiden will, und ſie ſelbſt will, denke Dir nur! Eine Königin von — Dings da! — Saba oder ſo was ſein. Aber mich, lieber Ludwig, wirſt Du ſicher beneiden, denn meine Dame wird Eliſchen ſein! Ach, Du lachſt, Judas? O, ich weiß was Du denkſt! Die Mutter hätte mich für ſich ſelber und Dich für das Töchterchen wählen ſollen. Nun ja, das wäre auch wohl das Vernünftigſte geweſen. Aber oho! Die Alte führt das Regiment, ſiehſt Du, und liebt mich ſo ſehr, daß ſie mir ſo-

gar die Tochter geben will. Na, na, fürchte Dich nur nicht, mein David! So ſchlimm iſt's nicht gemeint. Aber es wurde ihr ſchwer, unter all den jungen Leuten zu wählen, die ſich nach der Ehre drängten, der Tochter als Partner zu dienen. Denn, die Wahrheit zu geſtehen, Brüderchen! Du haſt mehr als einen Rivalen. Um nun Niemanden zu kränken, wählte die Mutter mich für ihre Tochter als Partner und zwar im Coſtüm eines Türken, wiewohl es mir wahrhaftig leichter würde mein Pferd türkiſch aufzuzäunen als mich ſelbſt in dieſe vertrockte muſelmänniſche Tracht zu ſtecken. Gieb mir nur guten Rath, lieber Ludwig! Dafür will ich unter der Maske dem Elischen Alles ſagen, was Du nur willſt. Weißt Du was? Vielleicht wäre es gar nicht ſo übel, wenn Du ſelbſt verkleidet auf die Maskerade kämeſt. Nur wird Dich die Mutter gleich errathen, ſo wie Du dich der Tochter näherſt.

„Du wünſcheſt alſo einen Schneider, der Dir einen türkiſchen Anzug macht?“ ſagte Ludwig, ohne auf die Propoſitionen des Andern zu achten.

„Ja, ja, ſo iſt es!“

„So ſchicke ſogleich auf die Subocziſtraße nach dem Schneider Benjamin. Er iſt mein Schneider und arbeitet das ganze Jahr für Frau Morawska, unſre Theaterentrepreneurin. Wenn er die Theatergarderobe macht, dann hat er auch ſicher ſchon mehr als einen türkiſchen Anzug verfertigt. Uebrigens giebt er auch Credit. Aber beeile Dich, denn mehr als Einer wird ſicher denſelben Einfall haben!“

„O laß Dich umarmen! Eine köſtliche Idee! So einen Kopf, den lob' ich mir! Du ſollſt dafür, wenn Du willſt, auf den ganzen Tag meinen grauen Kurzſchweif haben.“ — „Fort mit Euch, ihr Phariſäer!“ rief er die Thür öffnend, den Juden zu, „ich brauche Euch nicht mehr! Eure Waaren aber behalte ich. Kommt morgen wieder. Was ich abſchneiden laſſe bezahle ich!“

Es wurde nun ſogleich nach Benjamin geſchickt. Als er gekommen, legte er die gründlichſte Kenntniß der Sache an den Tag. Der Lieutenant aber war ſo erfreut, daß er nicht einmal wegen des Macherlohns handelte, welcher in der That unerhört hoch war und zwar, wie der Jude ſagte, weil er noch ſechs Türken ohne den Herrn Lieutenant, außerdem aber noch zehn Spanier, vier Mohren und einen wilden Mann anzuziehen habe.

Nun ging man ans Ausſuchen der Stoffe, und der Lieutenant beſchwor den Juden, ihn zum prächtigſten von allen Türken herauszuputzen. „Höre Barabas!“ fügte er hinzu, „entweder ich bezahle Dir Alles, was Du willſt, oder ich prügle Dich zu Aepfelbrei.“

Der Jude verſicherte feierlichſt, „daß Sr. Excellenz der Herr Lieutenant wird können ſein zufrieden! Aber,“ fügte er hinzu, indem er die Stoffe zuſammenpackte, „der Turban iſt nicht meine Sach' und der muß doch ſein reich, von Gold und Diamanten!“

„Nun, thu Du nur Deine Schuldigkeit, Zorobabel! Und kümmre Dich nicht um's Uebrige!“ erwiederte der Lieutenant.

Als der Jude aber fort war, wandte er ſich aufs

Neue an Ludwig: „Mit dem Turban hat's aber doch einen Haken! Kannst Du mir nicht auch dabei einen Rath geben?

„O ja! Ich habe ihn schon in Bereitschaft. Verschaffe nur „Gold und Diamanten," wie der Schneider sagt, dann wird Dir meine Schwester den Turban aufputzen, zu dem ich vom Hutmacher ein Gestell besorgen werde."

„Was? Lenchen wird mir den Turban aufputzen? Ach, der Teufel soll mich holen, wenn ich ihr für ihre Mühe nicht tausendmal Händchen und Füßchen küsse! — Was den Schmuck betrifft, davon findet sich immer ein bischen bei einem Edelmann und dann gehe ich noch zu meinen Gevatterinnen und Freundinnen, deren ich, Gott sei Dank! beinahe in jeder Straße welche habe, und sammle mir alte Brillanten, um sie zu Lenchen zu bringen."

„Uebrigens mußt Du noch einen krummen Türkensäbel an der Seite und einen Dolch im Gürtel haben."

„Na, was das betrifft, so hats damit keine Noth! Ich könnte gut sechs Türken aus meiner reichen Waffensammlung ausrüsten. Komm und sieh selber nach!"

An der einen ganzen Wand des angrenzenden Zimmers, die mit einem breiten Teppiche behangen war, befand sich das symmetrisch geordnete reiche und kostbare Arsenal des Lieutenants. Türkische Hieb-, Stich- und Feuerwaffen gab es da in bedeutender Anzahl, so wie auch eine Menge anderer, die Ludwig mit Wohlgefallen betrachtet, während er die Erzählung des Lieutenants

über die Vorzüge und Thaten einer jeden einzelnen anhörte. Zuletzt nahm Stelnicki einen Damascener in einer schönen orientalischen, mit Silber beschlagenen Chagrinscheide vom Nagel herab und sprach: „Mein lieber Ludwig, vielleicht mußt Du Dich auch einmal als Türke verkleiden, darum nimm dieses kleine Andenken von Deinem Freunde!“

Ludwig dankte und wollte eine Gabe von so großem Werthe nicht annehmen.

„Ei zum Henker! was soll das heißen?“ rief Stelnicki. „Ihr Jungen, wollt Ihr denn unsre alte Cordialität und Freude an gegenseitigen Freundschaftsdiensten und Herzensgüte außer Mode bringen? O freilich! heute kommt das alles aus der Mode, was früher nur gewöhnliche Freigebigkeit bei den Magnaten und bei dem Edelmann eine ganz gewöhnliche Tugend war. Ehemals hieß es: Herr Bruder! gefällt Dir mein braves Roß, ei, so nimm es hin! Und dabei reichte man sich die Hände, griff zum Becher und trank zum Dank für die gütige Annahme u. s. w. Je mehr Mittel es gab einem Freunde Geschenke zu machen und ihn sich zu verbinden, desto besser war es, und dadurch verarmte Niemand, denn oft empfing man eine doppelte Vergeltung der eigenen Gabe und Liebe; gegenseitiges Wohlwollen, Lebensmuth und Frohsinn blühte allenthalben und bei Jedermann. Bah! heute hat sich das geändert, und wer weiß, wie es noch kommen wird? — Aber in Allem geschieht nur Gottes Willen! — Und Du mußt den Säbel annehmen, denn wenn Du ihn ausschlägst, betrübst und beleidigst Du

mich!“ — Hierauf umarmte er den Jüngling, der ihm willfahrte, und Beide verabschiedeten sich aufs Herzlichste.

Bei der Heimkehr dachte Ludwig viel an die große Redoute, auf welcher er, wenn er sie besuchen würde, doch sicherlich einige Worte mit seiner Geliebten wechseln könnte. Und er hatte doch so nöthig mit ihr zu sprechen, zumal seit Helene ihm jene wenigen Worte hinterbracht hatte. Das halbe Leben würde er für ein Gespräch mit ihr geopfert haben. — Aber wohin sollte das führen? was würde es helfen? Einige Worte genügten ihm nicht, und ein längeres Gespräch würde ihn unfehlbar verrathen, der Geliebten Unannehmlichkeiten zuziehen und die Wachsamkeit der Mutter nur noch vergrößern! — Plötzlich lächelte er bei einem neuen Gedanken und wandte sich nach der Suboczstraße.

Der Fastnachtsdienstag rückte endlich heran, dieser Kehraus des Carnevals. In fine velocior motus! sagt ein altes Sprichwort. Und dieser motus machte denn auch die ganze Stadt von allen Tönen einer rauschenden Fröhlichkeit erdröhnen. Diesmal waren alle Gassen, ja, alle Gäßchen hell erleuchtet, denn aus den zahlreichen Schenken strömte der Lichtschein weithin, aber noch weiter drangen daraus die Töne der Streich-, Blas- und Summinstrumente hervor, denn mit dem letzteren Namen muß man wohl das Cimbal benennen, bei dessen Klängen das

gemeine Volk wacker die Ferſen zuſammenſchlagend ſeine munteren Sprünge machte. Die obern Stockwerke der anſehnlichern Häuſer und Paläſte glänzten ebenfalls in ungewöhnlicher Helle und verriethen durch eine gewähltere Harmonie der Muſik die im Innern herrſchende Fröhlichkeit. Hie und da erſchallten Lieder und die Gaſſenhauer der herumwandernden Drehorgeln. Gegen 10 Uhr Abends aber zogen von allen Seiten lange Cavalkaden zur Redoute nach dem Müller'ſchen Lokale.

Eine von dieſen Cavalkaden, aus 10 bis 15 Karoſſen und Schlitten beſtehend, bewegte ſich langſam vom Schloßthore heran.

In der erſten Karoſſe an der Spitze des Zuges fuhr die Staroſtin mit ihrer Tochter. Dicht hinter ihnen folgte der türkiſche Paſcha und der ägyptiſche König in einem von Grauſchimmeln gezogenen Schlitten. Ihnen nach fuhr die übrige Geſellſchaft, die ſich zur beſtimmten Stunde bei der Staroſtin verſammelt hatte und dann paarweiſe und maskirt ſo in die Schlitten und Wagen vertheilte, daß die Cavaliere dicht hinter ihren „Hälften" fuhren, um denſelben beim Ausſteigen und beim Eintritt in den Saal die Hand reichen zu können.

Auf der deutſchen Straße, wo alle Cavalkaden und einzelne Fuhrwerke einlenkten und zuſammentrafen, war ein Lärm, ein Streiten und Drängen, ein Getümmel und eine Verwirrung, die aller Beſchreibung ſpottet. Für heute wachte keine Polizei über Ordnung und Sicherheit. So war denn auch keine Ordnung, und die Sicherheit hing einzig und allein von der Geſchicklichkeit der

Kutſcher und von den jedes Fuhrwerk umgebenden Heiduken ab, die mit Fackeln in der Hand den Weg wieſen und die Volkshaufen aus einander trieben, indem ſie dieſelben mit Funken überſchütteten, ſo daß Alles aus vollem Halſe ſchrie und fluchte wie die Verdammten im Pech- und Schwefelpfuhle.

„Das iſt ja eine wahre Hölle, Herr Tribunalrath!“ ſagte ungeduldig der Lieutenant.

„Ueberfahr uns nicht! ... Halt! ... Vorwärts! ... Zum heiligen Donnerwetter! ... Rechts! ... Links! ... Gewalt! ... Hülfe! ... Schlag zu! ... Haltet ihn! ...“ und ähnliche Ausrufe hörte man zwiſchen fortwährendem Peitſchenknalle und Geſchrei der Menge, die an dieſem Tage noch mehr als ſonſt getrunken hatte und jetzt bei Nacht und im Schmutze die damalige deutſche Straße in einen Ort verwandelte, an dem es, ohne Uebertreibung! ärger zuging als in der Hölle.

Die Cavalkade der Staroſtin ſchleppte ſich doch durch bis an das Thor des Müller'ſchen Hauſes, das reichlich mit Lampen erleuchtet war. Die Karoſſe fuhr hinein und der Schlitten folgte. Aber plötzlich ſchrie der Lieutenant: „Was iſt das? Gewalt! Ein Dieb! Bei Gott! ein Dieb!“—

Es hatte ihm Jemand von rückwärts den Turban vom Kopf geriſſen. Der Lieutenant war im Nu aus dem Schlitten, erblickte den Dieb, der ſich durch die Menſchenmenge auf die Straße hinausdrängte mit dem Turban in der Hand. Der Lieutenant lief ihm nach.

Der ägyptiſche König blickte ſich bei dem Geſchrei

nach seinem Gefährten um, sah ihn aber nicht an seiner Seite. In demselben Augenblick aber hielt auch schon die Karosse vor dem Aufgang und die Staroſtin stieg mit ihrer Tochter aus. Er beeilte sich deshalb, seiner Partnerin die Hand zu reichen und erblickte dabei den Pascha wieder, der auch seiner Dame die Hand beim Aussteigen bot.

„Was war denn das?“ fragte er ihn.

„Nichts, gar nichts!“ flüsterte der Andere zurück. „Nur ein Mißverständniß! Gehen Sie nur immer voran!“ — So gingen sie und ihnen folgten mehr als 10 Paare, die unmittelbar hinter ihnen in den Saal und in die sich bereits dahinwindende Polonaise eintraten.

Während dessen verfolgte der Lieutenant den Dieb, welcher mit einer Fackel, die er einem Heiduken aus der Hand gerissen hatte, eilends davonlief. Den geraubten Turban hatte er zusammengedrückt und unter dem Mantel verborgen. Der Lieutenant entriß auch einem in der Nähe Stehenden die Fackel und lief, dieselbe in der einen, den gezogenen Säbel in der andern Hand dem Diebe spornstreichs nach, dabei aus vollem Halse schreiend: „Ein Dieb! ein Dieb! fangt ihn! haltet ihn!“ Aber jener lief hurtig vorwärts, wand sich geschickt durch die Fuhrwerke hindurch und hielt dem ihm im Wege stehenden Haufen die Fackel dicht vor die Gesichter. So bahnte er sich einen Weg durch die Menge, indem auch er

ſchrie: „Haltet ihn um Gottes Willen, haltet ihn! Es iſt der Teufel aus Wenety! der Teufel aus Wenety.*) Er will mich erwürgen! Um der Liebe Gottes Willen haltet ihn!“ —

Der Lieutenant wehrte ſich auf dieſelbe Weiſe gegen die Menge, indem auch er den Leuten die Fackel dicht vor die Augen hielt. Und man machte ihm noch ſchneller Platz, wenn man auf den blanken Säbel, auf das häßliche Geſicht und den ſonderbaren Anzug ſah. Als er bemerkte, daß er die ihm Begegnenden durch ſeine Maske erſchrecke, ſo riß er dieſelbe herab, aber ſo, daß ſie ihm auf der Bruſt hängen blieb und er nun ausſah, als habe er noch einen Kopf unter ſeinem Kopfe. Jeder, der ihm entgegenkam und den Davoneilenden betrachtete, ſchrie: Jeſus Maria! und prallte zurück oder wiederholte den Zuruf des Diebes: Der Teufel aus Wenety! der Teufel aus Wenety!

So durchflogen ſie die deutſche Straße. Der Dieb lief am Rathhauſe vorbei und eilte gegen daß Schloßthor zu. Hier waren die Wagen ſchon nicht mehr ſo häufig und erlaubten ihm, ſich mitten auf der Straße zu halten, wo er im tiefen, aufgeweichten, naſſen Schnee watete. Nur dann und wann ſah er ſich nach ſeinem Verfolger

*) Es exiſtirt eine Sage, daß ein Kaliſcher Richter, welcher ein Gut mit Namen Wenety hatte, ſo ſtreng geweſen ſei, daß man ihn ſprichwörtlich nur den Teufel aus Wenety genannt habe. Dieſe Redensart: Djabel Wenecki iſt im Polniſchen übrigens zweideutig, denn ſie könnte auch Teufel aus Venedig bedeuten, weil Wenecki auch venetianiſch heißt.

um, der gleichfalls bis ans Knie im Kothe watend durchaus keine Rücksicht auf den Atlas und die Seidenstoffe nahm, in die er eingenäht war und die bei jedem Schritte aufs Gräulichste verdorben wurden. Mag der Teufel den Atlas holen! dachte er. Lieber ein kleiner als ein großer Schaden! Auf dem Turban ist für einige hundert Dukaten Schmuck! und dieser Gedanke gab seinen Beinen neue Kraft.

Manchmal ließ der Dieb, wie ermüdet, im Laufe nach, und der Lieutenant, der ihn dann beinahe erreichte, schrie ihm zu: „Steh', Du Schurke! gieb mir den Turban zurück, oder ich spalte Dir den Kopf!"

„Das erlebst Du nicht, Satan! Du Teufel aus Weneth!" antwortete hierauf der Dieb und beschleunigte seinen Lauf aufs Neue.

Die Nacht war still, feucht und dunkel, und je mehr sie sich vom Mittelpunkt der Stadt entfernten, um so weniger Lichter waren in den Häusern, und jenseits des Schloßthores leuchteten ihnen nur noch ihre beiden Fackeln.

Der Lieutenant freute sich innerlich, daß der Dieb, wie er glaubte, den Kopf verloren habe und ihm selbst den Weg zeige. Der Dieb aber lief zweimal um die Kathedrale herum und rief mit jämmerlicher Stimme: „Jesus Maria! Heiliger Kasimir, errette meine Seele! Hebe Dich fort, verschwinde, Du Teufel aus Weneth!"

Dem Lieutenant ging bereits der Athem aus, aber doch schrie er ihm noch als Antwort zurück: „Nein, nein! Du wirst mit Leib und Seele verderben!"

Hie und da taumelte ein Angetrunkener aus einer Schenke hervor, bekreuzte sich aber und verschwand so schnell er konnte, wenn er die beiden Gespenster sah und hörte.

Hinter der Kirche hervor wandte sich der Dieb nach dem Antokol und lief zwischen den Holzstößen hin, die das ganze Ufer der Wilia bedeckten. Dann eilte er an der St. Peterskirche vorbei und hier rief er wieder den Apostel zu Hülfe, wie vorhin den Schutzpatron von Lithauen. Zuletzt lief er auf das Haus der Dowiats zu, löschte die Fackel im Schnee, warf sie von sich und schlüpfte durch die kleine Pforte in den Hof, wobei er die Thür mit großem Geräusche hinter sich ins Schloß warf und zuriegelte. Im nächsten Augenblicke begann auch schon der Lieutenant mächtig zu pochen und zu rufen: „Oeffnet! öffnet! um Gottes Willen öffnet!“

Die hier versammelte Gesellschaft wackerer, ehrlicher Leute unterhielt sich lustig und vertraulich, indem sie sich gegenseitig zutranken in altem dreifach Gemischtem,*) in reinem Lindenmeth oder Wein, je nach der Laune und dem Geschmack jedes Einzelnen. Die Matronen aber traktirten sich im anstoßenden Zimmer mit candirten Früchten, mit Eingemachtem und Liqueuren, was sie mit den jungen Mädchen theilten, die im Alkoven, von einigen jungen Leuten umgeben, fröhlich und bescheiden kicherten.

*) Nämlich: Meth.

Schon wurde der Tisch zum Abendessen gedeckt, schon sah man der Ankunft Ludwigs mit Ungeduld entgegen, denn er hatte mit seiner Schwester zusammen den Wirth spielen sollen. Helene erfüllte jedoch allein die Obliegenheiten der Pflegemutter und des Bruders, und sich anmuthig und geschäftig umhertummelnd, versicherte sie mit schelmischem Lächeln, daß, wenn der Bruder auch nicht zum Abendessen erscheine, er doch sicherlich zum Morgenimbiß kommen werde.

In diese Gesellschaft platzte nun erhitzt, außer Athem und mit Koth bedeckt, ein Applikant des Herrn Schatzmeisters und Ludwigs College, Herr Lukas, ein als Sänger in den Kirchen und bei Ständchen, in Gesellschaften aber als Farceur bekannter junger Mann herein — mit dem Turban in der Hand. Eilig warf er denselben auf den Tisch und drängte sich in den verwunderten, ihn mit Fragen überschüttenden Schwarm von Gästen, entriß dem Ersten Besten ein Glas und trank es in einem Zuge aus. Im nächsten Augenblick hörte man auch schon den Lieutenant an der Thür rumoren.

„Meine Herren!“ sprach Herr Lukas eilfertig zu der Gesellschaft, „ich warne Euch und bitte vorsichtig zu sein, denn der Teufel aus Weneth wird hereinstürmen. Er könnte sich einen Akt der Gewaltthätigkeit besonders gegen meine Person erlauben, darum . . .“

In diesem Augenblicke stürzte auch schon der Türke mit dem Säbel in der Hand herein. Die Männer hielten das für einen verabredeten Fastnachtsscherz und erschraken nicht im Mindesten, aber die erschreckten Frauen drängten

ſich in die Winkel des Zimmers und ſuchten bei ihren eigenen oder fremden Männern Schutz. Niemand jedoch erkannte ſogleich den Lieutenant.

„Fürchtet Euch nicht!“ ſagten die Männer. „Das iſt eine Maske!“ — Sie griffen aber doch zu ihren Rohrſtöcken.

„O ich Unglückliche!“ rief eine alte Dame, die noch eine Masken geſehen hatte; „er hat ja zwei Köpfe!“

Alles dies geſchah in einem Augenblicke. Ich kann es freilich nur nach und nach erzählen und das iſt eben die größte Unannehmlichkeit für einen erzählenden Autor.

„Wo iſt der Dieb?“ ſchrie der Lieutenant, indem er hereinſtürzte. Aber als er ſeinen Turban auf dem Tiſche erblickte, riß er ihn freudig an ſich und unterſuchte ihn. Als er fand, daß alle Kleinodien daran unberührt waren, merkte er, daß das Ganze kein Diebſtahl, ſondern ein Scherz war. Deshalb jedoch nicht weniger erboßt, rief er aus: „Wo iſt der Strolch, der meinen Turban hierher gebracht hat? Und warum ſeht Ihr mich an wie ein Geſpenſt? Zum Himmeldonnerwetter! Ich bin's ja! Der Lieutenant Stelnicki! Fürchtet Euch nicht, aber gebt mir den Schurken heraus, der mir einen ſo teufliſchen Spaß geſpielt hat.“

„Ja wahrhaftig! Das iſt unſer Lieutenant!“ rief der herbeigeeilte Hausherr, ihn mit einem Lichte in der Hand näher beleuchtend.

„Wer hat den Turban hergebracht?“

„Weshalb ereiferſt Du dich ſo? Dieſe Türkenmütze oder Turban, wie Du das Ding da nennſt, hat Herr

Lukas, der ganz erschöpft und mit Koth bespritzt da steht, auf diesen Tisch geworfen. Was das aber Alles bedeuten soll, kann ich Dir nicht sagen. Mir scheint, Ihr habt Euch im Voraus zu dieser Komödie verabredet."

„Ah, also Du bist's, Du Lump, Du Strolch, Du verdammter Taugenichts!"

„Ich nehme zu Zeugen alle hier anwesenden, ehrenwerthen und gnädigen Herren," entgegnete Lukas dreist, „zu Zeugen dieser harten Injurien, durch welche Herr Stelnicki mich beleidigt hat! Dieser Herr, der sich qualis rei causa? ist nicht bekannt, zum Türken gemacht und, wie ich sehe, ein relapsus unsres heiligen römisch-katholischen Glaubens ist."

„Stecke Dein Schwert ein, erlauchter Pascha!" sagte Helene, diesen Wortwechsel schnell unterbrechend. Mit einem Glase duftenden Punsches, den sie durch bezauberndes Lächeln und zierlichen Knicks noch mehr versüßte, ging sie dem Lieutenant entgegen. „Stecke ein Dein Schwert und nimm dafür diesen Trank zur Hand!"

„Aus Deinen Händen, Lenchen? Aus Deinen schönen, allerliebsten Händchen," rief der sofort besänftigte Lieutenant, „tränke ich warhaftig auch die schlechteste, sauerste Brühe, und sie würde mich dennoch himmlischer Nektar dünken; um so mehr, da mir ein solches Stärkungsmittel nach dieser vermaledeiten ungewöhnlichen Fatigue sehr von Nöthen ist! Denke Dir! Von der deutschen Straße in einem Athem bis hierher zu rennen! Das ist kein übler Cours! Nun, mein Herr Lukas oder Matthäus, ich hab' Euch bewiesen, daß es gefährlich ist, mit mir zu

ſpaßen, und wenn es es mir nicht um den Reſpekt für das Haus unſres ehrenwerthen Mundſchenken ginge und um die Rückſicht auf dieſe ganze achtbare Geſellſchaft, ſo . . .“

„Ich erlaube Euch nicht, aufs Neue böſe zu werden und uns das Vergnügen zu verderben!“ unterbrach ihn Helene. „Vielmehr habe ich weit größern Grund auf Sie böſe zu ſein, Herr Lieutenant, verſchieb' es aber auf ſpätere Zeiten.“

„Wie ſo, warum denn, mein Engel?“

„O wie ſchön Sie Komödie ſpielen!“ riefen die Verſammelten, wie geſagt, in der Meinung, das Ganze ſei nur ein Faſtnachtsſcherz, um die Geſellſchaft aufzuheitern. Der Lieutenant, der auf einmal ſo erzürnt und ſo verliebt war, und Lenchen, welch' eine Kokette! — „Nun wir wiſſen ſchon, womit das enden wird. Wir werden in das Serail des Paſcha gehen!“ —

„Iſt das auch ſchön von Ihnen, Lieutenant?“ ſprach Helene, über die Muthmaßungen der Geſellſchaft lachend, „oder geziemt ſich ſolche Veränderlichkeit? Tauſendmal haben Sie mir Ihre Liebe erklärt und die zärtlichſten Affekte zugeſchworen, und nun wollten Sie auf der Redoute der Partner einer Andern ſein?“

„Ach, ach, woran erinnerſt Du mich, Lenchen! Hilf Himmel! woran erinnerſt Du mich! Was wird die Staroſtin auf der Redoute von mir denken? Was wird ihre Tochter ohne Kavalier machen?“

„O, hierüber können Sie ruhig ſein, Herr Lieutenant,“ ſagte Lukas. „Sie ſind hier und ſind zugleich auch auf

der Redoute. Denn, um die ganze Wahrheit zu bekennen! Accurat ſolcher Paſcha wie Sie hat in dem Augenblick, als Sie zum Thor hinaus auf die Straße ſprangen, Fräulein Eliſabeth beim Ausſteigen die Hand gereicht und ſie der Mutter nach in den Saal geführt."

„Was ſoll das nun wieder bedeuten? Wie war' denn das zugegangen?"

Helene lächelte ſchalkhaft.

„Ja, und er ging ſogar mit einem Damascener aus Ihrem eigenen Arſenal."

„Ah ſo!" rief der Lieutenant ſich an die Stirne ſchlagend. „Iſt Ludwig hier?"

„Nein, er iſt nicht da! Wir erwarten ihn aber mit Ungeduld."

„Ja, nun weiß ich, woran ich bin! Das war alſo ein Complott! Meint Ihr denn, daß ſich das ſchickt, wenn Ihr junges Volk mit einem alten Soldaten Euern Spaß treibt und einem alten Freunde ſolchen Schabernack ſpielt?"

„Ja, ein Complott war's, lieber Lieutenant! bei dem auch ich betheiligt bin," ſagte Helene, „denn ich habe zwei Turbane genäht. Mit mir alſo müſſen Sie das erſte Duell haben! Und Ludwig, der iſt ja doch Ihr beſonderer Freund und Liebling!"

„Hm! ja, es iſt wahr, ich liebe den Jungen und glaube auch beſonders deshalb, weil er ein gewiſſes Schweſterchen hat."

Helene credenzte jetzt ein zweites Glas Punſch und

beſänftigte den Lieutenant durch einen zweiten zierlichen Knicks vollſtändig.

„Hol' mich der Teufel! Ich glaube, das Mädchen hat mich behext!“ ſagte er, indem er das Glas ihr abnahm.

Unterdeſſen drängte ſich die Geſellſchaft, welche ſo den Zuſammenhang der Sache zum Theil erfahren hatte, zum Theil ſelbſt errieth, um den verliebten Lieutenant, trank ſeine Geſundheit, umarmte ihn herzlich und dankte ihm, daß er ihre einfache Geſellſchaft der großen Aſſemblee vorziehen und bei ihnen bleiben wolle. Die Frauen und Mädchen prüften und bewunderten ſeinen prachtvollen Anzug und verſicherten, daß derſelbe ihn trefflich kleide, und der dadurch beſchwichtigte und ausgeſöhnte Ritter rief fröhlich aus: „Hei, Ihr lieben Brüder! beim Glaſe und der Schürze ſchmilzt das härteſte Herz wie Wachs; und zum Zeichen, daß auch das meine an dieſem Schützenfeuer der blitzenden Augen Lenchens ſchmolz, wollen wir ihre Geſundheit trinken, aber aus ihrem Schuh.“

Bei dieſem Vorſchlage wollte Helene in das Nebenzimmer entrinnen. Aber der Lieutenant hielt ſie mit Hülfe der jungen Leute zurück, fiel ihr zu Füßen und hatte ihr im Augenblick den Schuh entriſſen. In dieſen ſetzte er dann ein gefülltes Glas und leerte es mit einem Zuge, indem er dabei das vorgeſchlagene Vivat ausbrachte, das dann der Reihe nach wiederholt wurde. Hierauf war die Harmonie und der Frohſinn der Geſellſchaft vollſtändig wieder hergeſtellt und der Lieutenant war die Seele des Ganzen.

Auf der Redoute führte der Paſcha ſeine Tänzerin nach der zweiten Polonaiſe zu ihrer Mutter zurück und verſchwand in der Menge. Die Maske verbarg die Bewegung des jungen Mädchens, die ſich ohne Zweifel auf ihrem Geſichte malte. Bebend ſtand ſie neben ihrer Mutter. Die Damen demaskirten ſich bald darauf und es fehlte der Odaliske natürlich nicht an Tänzern. Die Staroſtin aber glaubte, der Lieutenant habe ſicherlich Bekannte gefunden und ſitze und trinke am Büffet. Sie kümmerte ſich alſo nicht viel um ſein Verſchwinden; im Grunde hatte ſie ihn ja nur aus Verlegenheit zum Partner für die Tochter gewählt. Als aber um Mitternacht die Muſik verſtummte, der Tanz aufhörte und man allmählig nach Hauſe zu fahren begann, ſo ſah ſie allenthalben nach ihm aus. Der Herr Tribunalrath ſuchte gleichfalls, aber vergebens. Endlich jedoch, da ſie weder länger warten, noch ihn finden konnten, mußten ſich die beiden Damen mit dem ägyptiſchen Könige begnügen. Die Staroſtin aber legte ſchon im Geiſte eine bittre Strafpredigt für die Ausſchweifung zurecht, welche ſie für den Grund von des Lieutenants Verſchwinden hielt.

Nach dem Abendeſſen und vor dem Morgenimbiß aus Faſtenſpeiſen begrüßte ein allgemeines Freudengeſchrei den eben eintretenden Ludwig.

„Ah, das iſt mir ein ſchöner Kavalier“ rief der Lieutenant. Aber er hatte ſchon weder Zeit noch Luſt zum Schelten. Ludwig, glücklich von der erſehnten Gelegenheit Gebrauch gemacht, das Band der Liebe aufs

Neue geknüpft, die zweifelhaft gewordenen Hoffnungen wieder belebt und befestigt zu haben — willig hätte er sich einer scharfen Zurechtweisung des alten Freundes unterzogen. Doch er liebte ihn nun um so mehr, da der Lieutenant, ihm lachend auf die Schultern klopfend, sagte: „Na, na, ich bin schon nicht mehr böse! Aber weiß Gott! das war ein derber Spaß! Dieser saubere Patron jedoch," dabei zeigte er auf Herrn Lukas, „hat aus Freundschaft zu Dir viel gewagt. Denn hätte ich ihn eingeholt, ich hätte ihn wie einen Hecht von einander gespalten!"

„Ganz Recht! wenn sie mich eingeholt hätten! Aber das war leider etwas zu schwer!"

„Dankt übrigens Beide unserm guten Lenchen! Sie hat mich entwaffnet, und hol mich der Teufel! wir wollen die Geschichte vertrinken."

Nach dem Morgenimbisse, der die Fastnachtsfeier schloß, trennte sich die Gesellschaft. Ludwig hüllte den Lieutenant in den Pelz des Hausherrn und führte ihn selbst in des Lieutenants eignem Schlitten, den er von der Redoute mitgebracht hatte, in dessen Quartier jenseits des Ostra brama ab.

Anmerkung des Uebersetzers.

Zur Beruhigung der schönen Leserinnen, denen diese Blätter in die Hände fallen könnten, sei noch erwähnt, daß später nach manchen heitern Zwischenfällen und ernsten Hindernissen Ludwig doch noch der Schwiegersohn der Staroſtin wurde.

Das Ehrenfräulein.

Aus den „Lithauiſchen Bildern“

von

Ignaz Chodźko.

n einer beſonderen, kleinen und warmen Stube, die emals das Kaffeezimmer geweſen war, wohnte meine be Tante, eine brave, ruhige Alte und ſchon ſeit mehr m zehn Jahren kinderloſe Wittwe.

Vom „Guten Morgen," den ich ihr zu bieten pflegte, zur „Guten Nacht," die ich ihr wünſchte, betete ſie usgeſetzt für mich, den Lebenden, für ihren ſeligen ann und für die Seelen aller Verſtorbenen, in Son- heit aller Verwandten mindeſtens bis zur dritten neration.

Hin und wieder unterbrach ſie ihre Gebete, um mit Mägden ein Bischen wegen der Sahne zu ſchelten; r die Mägde überzeugten ſie ſtets und behielten die erhand. Deshalb war auch ihr rothbraunes, ſchön- treiftes Kätzchen, das ſtets neben ihr auf dem Kiſſen , ihr Liebling und ihre beſte Freundin. Wenn die tze eine Zurechtweiſung erhielt, murrte ſie nur, aber ſte nie.

Auf dem Tiſchchen, an welchem meine Tante zu en pflegte, ſtand ein ſilbernes Kreuz mit dem Bilde

des Erlösers. Daneben lagen einige Andachtsbücher und auf diesen lag die Brille. Außerdem stand da noch ein kleiner Spiegel im Filigranrahmen, ein mit Stecknadeln bespicktes Nadelkissen, an welchen ein Netz hing; in der Schublade aber lag ein Vorrath von Weißzeug, ein Nadelbüchschen, ein Fingerhut, eine Scheere, ein Stecher, eine Gänsegurgel als Zwirnspule und ähnliche kleine Geräthe, an die sich das Mütterchen gewöhnt hatte. Jedoch ihr größter Schatz in der Schublade war ein sorgfältig eingewickeltes überbundenes, altes Dokument, das an den Brüchen sorgfältig beklebt war und wie eine Reliquie verehrt wurde.

Es war dies, oder besser es ist dies (denn ich bewahre es noch als Andenken auf) die Verschreibung ihres Brautschatzes durch die Fürstin und Wojewodin Ogińska, an deren Hofe sie erzogen worden, dann eine Reihe von Jahren hindurch Ehrenfräulein gewesen und, als sie sich verheirathete, von der Fürstin, ihrer Herrin und wahren Wohlthäterin, reichlich beschenkt und ausgestattet worden war.

Wie viele Male hat mir die Alte dieses Papier vorgelesen! Ich müßte dessen Inhalt auswendig wissen, wenn man eine Menge hochtönender Worte, die ohne Ordnung zusammengewürfelt sind, dem Gedächtnisse einprägen könnte. Auch meine Freunde und Nachbarn müßten den Inhalt kennen, denn bei jedem Besuche bekamen sie ihn anzuhören. Ja sogar die Dienstmägde müßten ihn kennen; sie allein hörten das Dokument gerne verlesen, denn die Lektüre desselben unterbrach auf

einige Zeit das ihnen überdrüſſige Spinnrad, um ſo mehr, da nach dem Leſen gewöhnlich noch Erzählungen nachfolgten, eine mündliche Fortſetzung und Erläuterung, die mindeſtens eine Stunde dauerte.

„Welch' hoher Sinn!“ pflegte meine Tante zu ſagen. „Wer verſteht heutzutage noch ſo zu ſchreiben?“

Zum Schluſſe küßte ſie die Unterſchrift der Wojewodin, trocknete ſich die Thränen und legte das Dokument in den Tiſch zurück.

Dieſer hohe Sinn iſt nun folgender:

„Ich, Anna Wojewodin Ogińska, geborene Fürſtin Ogińska, thue kund und zu wiſſen ꝛc. ꝛc.:

„Daß, ſintemalen die ewige Weisheit in Anordnung und Einrichtung ihrer Werke die menſchliche Natur reichlich ausgeſtattet hat mit Vorzügen jeglicher Art, ſo hat ſie auch dem Streben des Menſchen subsidialiter das Recht gegeben, ſelbige zur Hülfe zu nehmen und hat zugleich den Neigungen der verſchiedenen Geſchlechter eingepflanzet die Macht der Sympathie, deren Vollkommenheit und Perfektität durch eine ſo folgenreiche Begeiſterung beſtätigt wird, daß ſie, die unerforſchlichen menſchlichen Herzen mit ihrem Weſen durchdringend, die ſchönſten Bande ſo ſtark und durch Nichts zerreißbar knüpfet, daß Tugend und Freundſchaft, wenn ſie ſich in gegenſeitigem Opfer weihen, ſelbſt durch die ſchärfſte Schneide der Widerwärtigkeiten hinfürder nicht mehr zerſchnitten und getrennt zu werden vermögen. Und daher der unſterbliche Ruhm und die Ehre ihrer Werke und Verdienſte in aevum procreat den großen Vortheil,

daß die redliche Wirkung dieſer fürzüglichen Sympathie, das Recht ihrer Macht lebhaft beweiſend in den Perſonen des Herrn Kapitän Joſeph Rokicki und der ehrſamen und wohlgeborenen Jungfer Katharina Borejko, Tochter eines Notars (Rejenten), ihnen ihre Regel vorgeſchrieben hat. Weßhalb denn Ich, die Frau Fürſtin Durchlaucht und ganz beſondere Wohlthäterin patris matrisque gerens vices — („das ſoll gewiß bedeuten, daß mein Vater Vice-Regent [Notar] war" überſetzte meine Tante an dieſer Stelle), da ich in unausſprechlicher Güte geſehen, daß die gegenſeitige Neigung der inclinirten Herzen ſich bemühet durch einen sympathico impulsu die verborgenen Rathſchlüſſe zu ihrem Ausgange zu führen, ſo habe ich non derogando ſolcher Beſtimmung und in Anbetracht und Schätzung der an meinem Hofe prakticirten Verdienſte meines langjährigen Ehrenfräuleins, der wohlgeborenen Jungfer Borejko, haec vota coronando durch einen freiwilligen, ungezwungenen, den Wünſchen utriusque party genugthuenden Conſens determiniret und feſtgeſetzt die Zeit der Trauung auf den 26. Julii des gegenwärtigen Jahres 1777, und hege die Hoffnung des Andenkens und der gebührenden Dankbarkeit in kommenden Zeiten pro exdotatione in fortem der Jungfer Katherina Borejko, Tochter des Notars; welche Ausſtattung beſteht in fünfzehntauſend Gulden, die ich, die Wojewodin Ogińska, aus meinem Schatze parata pecunia auszahlen und geben zu wollen deklarire u. ſ. w.*)"

*) Aus einem echten Originale jener Zeit abgeſchrieben. —

„Alſo, liebe Tante!“ ſagte ich einſt bei Lektüre der Art, „ſolch' ein Ehrenfräulein war das eine Kammer-ungfer?“

„Was Du da ſchwatzeſt, mein Lieber! Weder Die-nerin war ſie, noch war ſie für Lohn gemiethet.*)“

„Aber wenigſtens war ſolch' ein Ehrenfräulein ſtets ine alte Jungfer?“

„Ach ich unglückliches Weib! was ſchwatzeſt Du da ieber? Im Gegentheil, faſt jedes Ehrenfräulein ver-eirathete ſich, denn ihr Bewerber konnte gewiß ſein, daß r Brautſchatz und Ausſteuer und die Gunſt der Herr-chaft mitbekommen werde. Ich ſelbſt war, wie Du aus em Dokument erſiehſt, Ehrenfräulein bei der Fürſtin Wojewodin, Gott hab' ſie ſelig! und von ihrem Hofe erheirathete ich mich mit meinem ſeligen Joſeph. Gott gebe ihm eine fröhliche Auferſtehung!“

„Nicht wahr? Tantchen, Sie hatten damals wohl chon ein halb Schock Jährchen auf dem Nacken, als er Herr Kapitain . . . . . “

„Was für ein Geſchwätz! Ich war erſt etwas über ie Zwanzig! . . . . . “

„Nun, abgeſehen davon, Tantchen! Sagen Sie mir ieber, welche Pflichten einem ſolchen Ehrenfräulein blagen?“

„Pflichten? Gar keine Pflichten! Sieh, mein Beſter,

*) Das eigentliche niedere Dienſtperſonal beſtand damals aus eibeigenen Leuten; für Lohn gemiethet wurden nur Fremde. Alle Geſellſchafter und das ganze Ehrengefolge der hohen Ariſtokratie war unbeſoldet. A. d. Ueb.

an jedem großen Hofe waren einige ehrbare Fräulein, die das „Frauenzimmer“ (Gefolge) der Wojewodin ausmachten. Weißt Du, was das Wort „Frauenzimmer“ bedeutet?“

„Ich verstehe, Tantchen! ich verstehe!“

„Obgleich das ein deutsches Wort ist, so war doch bei uns alles gut polnisch, fromm, geputzt und prächtig. Am Hofe der Wojewodin waren wir unserer sechs. Da war die Mundschenkstochter Milkowska, die später den Plenipotenten der Herrschaft, Herrn Snopkowski, heirathete. Die Herrschaft gab ihm für seine Verdienste ein Vorwerk auf Lebenszeit und der Braut eine Aussteuer und einen Brautschatz. Aber er hatte auch sein eigenes Vermögen. Ihre Kinder blieben ihnen leider nicht am Leben. Im erstem Wochenbette hattte Frau Snopkowska Zwillinge, einen Sohn und ein Töchterchen. Bei der Taufe erhielten sie den Namen Adam und Eva. Der Herr Wojewode und ich hielten den Sohn; die Frau Wojewodin und mein Seliger hielten das Mädchen zur Taufe; und da war es, wo es ihm zuerst einfiel, um mich zu werben. Es war, so scheint es, Gottes Willen, denn auch ich . . . .“

„Aber, liebes Tantchen, davon sprechen wir ja gar nicht!“

„Nun, wovon wollte ich denn sprechen?“

„Von dem Ehrenfräulein. Vielleicht hat aber die Tante jetzt etwas Nöthigeres zu thun, da kann es für ein ander Mal bleiben!“

„O nein! ganz und gar Nichts! Nur unterbrich

mich nicht, ſonſt bringſt Du mich aus dem Concept. Alſo ich ſagte, daß wir unſerer ſechs waren. Manchmal mehr, manchmal weniger. Die älteſte jedoch führte den Reigen, und wenn ſie ſich bei der gnädigen Frau beliebt zu machen wußte, blieb ſie Ehrenfräulein, bis ihr Gott ein anderes Loos zuertheilte.*) Die jüngern wurden Reſidentinnen (Rezydentki) genannt, obgleich auch ſie im Ehrengefolge der Frau waren. D. h. ſie erhielten von derſelben Alles, was ſie brauchten und wurden täglich mit an ihren Tiſch gezogen, ſogar wenn Gäſte waren.

„Als ſolches erſtes Ehrenfräulein mußte man ſchon ein geſetztes Alter und einen guten Verſtand haben, und ſich in jeder Geſellſchaft wohl zu benehmen verſtehen, damit ſich die gnädige Frau ihres Ehrenfräuleins, welches ihr ſtets zur Seite war, nicht zu ſchämen brauchte.

„Nach der Frau Snopkowska nahm ich deren Stelle bei der Frau Wojewodin ein und dieſe — Gott hab' ſie ſelig! — liebte mich ſehr.

„Ich pflegte dann ſchöngeputzt im Paradezimmer zu ſitzen und nähte oder tamburirte für die gnädige Frau, aber nur in der Hand, denn am Rahmen ſtickten nur die Reſidentinnen. Wie geſagt, ich mußte immer ſchöngeputzt ſein, was mir jedoch leicht wurde, denn die Frau Wojewodin theilte mir reichlich aus ihrer eigenen Garderobe mit. Und ſo war ich bereit, die Gäſte zu empfangen, beſonders die Damen, zuweilen aber auch die Herren,

*) D. h. bis ihr Gott einen Mann gab. D. Ueb.

um die Herrſchaften ſo lange zu vertreten, bis ſie ſich ſelbſt in den Gemächern zeigten. Da mußte man denn natürlich ſich auf einen Discurs verſtehen und die Gäſte artig unterhalten können. Hatte ſich jedoch große Geſellſchaft und zwar auf mehrere Tage verſammelt, dann gab es eine beſondere Obliegenheit für das Ehrenfräulein, die eigens zu gewiſſen Gratificationen und Einkünften für dieſelbe ausgeſonnen war.

„Ich mußte früher als alle Andern aufſtehen, mich tüchtig ſchnüren, ein ſeidenes Kleid anziehen, ein hübſches hochrothes Tüchelchen über die Bruſt zuſammenſtecken, Atlasſtiefelchen mit Abſätzen anthun. War es Winter, ſo warf ich eine mit Grauwerk verbrämte Halbſaloppe um, im Sommer aber eine leichte, ſeidene Mantille, und ſo ging ich zu den Gäſten. Hinter mir die Heiducken, welche ſilberne Präſentirteller mit dem Kaffee und ausgezeichneter Sahne trugen und in ſilbernen Körben Zwiebacke, die ſo köſtlich ſchmeckten, wie die, welche ich Dir zu backen pflege. So gehe ich und finde die Herrſchaften bisweilen noch im Bette, aber das ſchadet nichts, denn dieſe Ehre widerfuhr nur Herrſchaften von hohem Range und Veteranen. Ich trete ein und mache an der Thüre einen zierlichen Knicks.

„Meine Gebieterin ſchickt mich, den Excellenzen einen guten Morgen zu wünſchen! ſage ich. Und ſie grüßen mich feierlich, entſchuldigen ſich, daß ſie verſchlafen haben und inzwiſchen laſſe ich den Tiſch mit einem Tiſchtuche aus holländiſchem Leinen, ſo ſchön wie Atlas, decken und ſervire den Kaffee. Dann frage ich nach dem Befinden

und ob die gnädige Frau nicht irgend einen Kräutertrank oder vielleicht Thee wünſche, ſolchen chineſiſchen, den Ihr heutzutage für gewöhnlich gläſerweiſe trinkt, der aber damals nur bei Unwohlſein angewendet wurde. Im ganzen Hauſe fanden ſich nur einige Priſen davon vor, und die waren noch dazu in der Apotheke gekauft.

„So discurire ich ein wenig und mache dann weiter die Runde in den andern Gaſtzimmern, und ſo mache ich allen ehrenwerthen Ehepaaren die Aufwartungen. Dann kehre ich zu meiner gnädigen Frau zurück und berichte, wie es den Gäſten geht und warte in meinem Zimmerchen neugierig und ungeduldig auf die Rückkehr der Präſentirteller, welche die Heiducken ganz unberührt ſchnurſtracks in mein Zimmer bringen. Alle Reſidentinnen kommen eilends zu mir gelaufen, ja zuweilen kommt ſogar die gnädige Frau im Pudermantel herbei, neugierig zu ſehen, ob die Gäſte freigebig geweſen. Kein Präſentirteller kommt leer zurück. Der eine iſt bedeckt mit einem Shwal, der ſeine 10 bis 20 Dukaten werth iſt, auf dem andern liegt ein ſeidenes Kleid, auf dem dritten ein ſchöner Ueberwurf. Das Wenigſte iſt eine Schachtel voll Bänder oder eine echte brabanter Spitze. Geld findet ſich niemals vor, denn das ſchickt ſich nicht; aber zuweilen ſtellten ſich auch hübſche Ringe oder Ohrgehänge und andere Schmuckſachen von bedeutendem Werthe ein. Da nun das Haus des Herrn Wojewoden meiſtens von ſehr angeſehenen Gäſten beſucht wurde, ſo erhielt das Ehrenfräulein ohne Koſten und Arbeit eine ſchöne Ausſteuer. Wo findeſt Du dergleichen

heutzutage? Wo giebts heute solche Ehrenfräulein? Wo solche Herrschaften? und wo solche wohlthätige und gottesfürchtige Frauen? ja wo? Der Herr getröste ihre Seelen!" sprach sie, die Hände gen Himmel erhebend .... „Ach, willst Du fort!" .. Das Kätzchen war auf das Geranium gesprungen.

Ich aber benutzte diesen Augenblick der Unterbrechung und Verwirrung und schlich hinaus, um dem weiteren Bericht der Jugendgeschichte meiner Tante zu entgehen.

O Jammer! nicht lange nachher sprach auch ich auf dem Grabhügel des letzten Ehrenfräuleins in Lithauen ein: „Der Herr getröste ihre Seele!" —

Eine Ballſcene.

Von

Joſeph Korzeniowski.

prächtigen Palaſte in einer der Hauptſtraßen
wurde am Faſtnachtsdienſtage des Jahres
roßer Ball gegeben, deſſen Glanz dem Ruhme
)eſchlechtes und ſeines anſehnlichen Reichthums,
bekannten Leutſeligkeit und Gaſtlichkeit, der
und der natürlichen Herzensgüte der ehren-
irthe des Hauſes entſprach. Nur ſelten wurden
Hauſe Bälle gegeben, aber jeder derſelben, ob-
ım Jahresfriſt von einander entfernt waren,
5tempel eines allgemeinen Bankettes. Denn
ng ebenſowohl den auf ſeine Vorfahren ſtolzen
wie die Ariſtokratie, die da glaubt, Gott habe
: eigene Art Ton erdacht, wie den Beamten,
durch Protection, Arbeitſamkeit oder außer-
: Befähigung, ſich aus den ſtaubigen Winkeln
i auf einen Seſſel am Sitzungstiſche empor-
n, wie den Banquier, der zwei Finger in jeder
ıe mit den Dukaten in denſelben klimpert, wie
:r, der die zauberiſchen Formen und Wechſel-
der Gruppen und der einzelnen Schönheiten

bewundert, wie endlich auch den Literaten, welcher der Mosaik der Gespräche lauscht und sie alle bespöttelt, hauptsächlich aber diejenigen, welche gern aus ihrer Haut fahrend die verschiedenartigsten und ergötzlichsten Ansprüche zu Tage fördern.

Schon hatte es eilf geschlagen, und nach und nach fing der große von Lichtern strahlende Saal sich an zu füllen. In den Ecken desselben standen die seltsamsten exotischen Gewächse und seine vielen ungeheuren Spiegel strahlten die schönen Gesichter der Tänzerinnen zurück, ihre mit Rosen- und Camelien-Kränzen verzierten Köpfchen, ihre schlanken Hälse und entblößten Schultern, auf denen Gold-Perlen und Brillanten blitzten. Von der Tribüne herab erklang Musik und tanzlustige Paare durchflogen den Schlangenweg der Polka, drehten sich im schnellen kreisenden Walzer, oder schwebten, glänzende Reihen bildend, mit Grazie und Leichtigkeit in der bedächtigen Quadrille an einander vorüber. Ballhitze fing an die Atmosphäre zu durchdringen. Schneller kreisendes Blut, erregtere Herzschläge, in Schwung gesetzte Gedanken und magnetische Pole, die Auge zu Auge, Herz zu Herz, Brust zu Brust hinzogen, erhöhten die Hitze noch mehr, so daß, wenn die Tanzenden, um so zu sagen in diesem organischen Bade untertauchten, sich glühendes Leben selbst auf die bedächtigen Matronen, welche längs der Wände saßen und auf die abgelebten Adonise ausgoß, die mit gekrümmtem Rücken die Thürpfosten stützend, sich zum Kreise der lebenslustigen Jünglinge drängend, mit lüsternem Auge wie Schnecken die

jugendlichen ſchneeigen Schultern auſtierten, die nicht mehr für ſie ſein ſollten, und im Innerſten ihrer Seele bedauerten, daß ſie Gottes Tageslicht dreißig Jahre zu früh erblickt hatten.

In der Ecke zur rechten Seite des Saales unweit der Thüre, die zum Büffet führte, das reich beſetzt mit alterthümlichem Trinkgeſchirr die ermüdeten Tänzer mit kühlendem Weine erlabte, ſaß unter einem ſchönen Oleander, deſſen üppige Blumen ſich zu einem rieſigen purpurvioletten Strauße vereinten, ein ſchöner Mann, der, ohne daß er ſich deſſen bewußt zu ſein ſchien, mit der Hand ſeinen neuen Hut glättete und einen gleichſam bemitleidenden Blick auf die gedrängte Quadrille warf, deren Paare vorſchritten und kehrten, ſich regelmäßig windend und wiederum aufſuchend, während ihnen der beſchränkte Raum zu ihren taktmäßigen Bewegungen und Figuren wenig Platz gewährte. Er konnte einige dreißig Jahre alt ſein; ſeine Züge waren ſchön und voller Adel, aber ſeine hohe Stirn verrieth düſtere Gedanken, irgend eine bittere Täuſchung im Leben, vielleicht auch Gewiſſensbiſſe darüber, daß das ſo reich und nützlich hätte ſein können, ein Leben, durch eigene Schuld ſchon jenen Reiz verloren, der an dieſe Erde feſſelt, und der ſowohl dem Körper wie dem Geiſte jene Elaſticität und Thatkraft verleiht, welche beweiſen, das das Ziel nicht verfehlt iſt. Dieſer Ausdruck, den man mit Leichtigkeit aus der ganzen Erſcheinung des Mannes herausleſen konnte, machte ihn ſo intereſſant, daß alle Frauen, die einen Augenblick Ruhe hatten, oder durch das Geſpräch mit ihren Tänzern nicht in Anſpruch

genommen waren, und alle Männer, deren Blick ihn erreichen konnte, ihre Aufmerſamkeit auf ihn richteten und jeder neugierig fragte: Wer iſt das? Warum blickt er ſo ſonderbar vor ſich hin? Wo iſt er her? — Denn aus ſeiner ganzen Erſcheinung und Tracht, obgleich ſie höchſt elegant und tadellos war, konnte man deutlich erkennen, daß er ein Fremder und kein Warſchauer ſei, da er faſt Niemanden kannte und Niemand ihn intereſſirte.

„Sehen Sie, mein Fränlein, jenen Herrn, der dort unter dem Oleander einſam ſitzt und ſich mehr mit ſeinem Hute, als mit allem Glanze dieſes Balles zu beſchäftigen ſcheint?“ fragte ein kleiner, ſtämmiger junger Mann mit ſteifpomadirtem Schnurrbärtchen ſeine Tänzerin, als der Tanz ihnen einen Augenblick zu pauſiren erlaubte, und er in dieſer Pauſe ſeine Dame mit dem pflichtmäßigen Geſpräch unterhalten mußte.

Die Dame blickte nach rechts, fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte ſie einen drückenden Gedanken von ſich abwehren, blickte dann noch einmal wie unvermerkt hin, und als ſie ſah, daß es kein Geſpenſt, ſondern ein wirklicher Menſch war, in ſchwarzem Frack und weißen Handſchuhen, einen Hut in der Hand, wendete ſie ſich ab, und ſtatt eine Anwort auf die Frage des jungen Mannes zu geben, fragte ſie ihrerſeits:

„Die wievielteſte Quadrille tanzen wir?“

„Die ſechſte kommt jetzt!“ antwortete dieſer etwas verwundert.

„Gott ſei Dank!“ antwortete die junge Dame.

„Dieſer Tanz langweilt Sie gewiß, mein Fräulein?

Sie ziehen den Masur vor?" sprach der junge Mann weiter, um das Gespräch, zu dem er sich verpflichtet fühlte, im Gange zu erhalten.

„Früher habe ich in der That den Masur allen andern Tänzen vorgezogen," antwortete die Dame, wiederum unvermerkt nach dem Orte hinblickend, wo der Oleander blühte, und unter ihm die hohe Stirn des in Gedanken versunkenen Mannes hervorleuchtete.

„Und jetzt lieben Sie den Masur nicht mehr?" fügte der junge Mann hinzu, als ob er eine patriotische Verwunderung zu erkennen geben wollte, wie man aufhören könne den Masur zu lieben.

„Jetzt ziehe ich es überhaupt vor, den Tanzenden zuzusehen, als selbst zu tanzen," antwortete sie ruhig, ein Paar schöne Augen erhebend, die einer längst verflogenen Vergangenheit nachzueilen schienen.

„Dennoch wage ich es, Sie zum Masur, den uns Chojnacki aufspielt, aufzufordern," sagte der eitle Warschauer mit dem Selbstgefühl der Jugend, daß er mit seinem Absatzschlag und seiner Unterhaltung ihre ehemalige Lust und Vorliebe für unsern unschätzbaren Tanz wieder beleben werde.

Die Dame blickte ihn mit einem Lächeln an, welches deutlich zu sagen schien, daß sie seine Gedanken errathen und seine Arroganz nach ihrem Werthe geschätzt habe; und ihm die Hand reichend, da die Reihe zum Tanzen an ihnen war, sagte sie ziemlich nachlässig: „Gut! aber Sie thun mir leid. Sie hätten eine bereitwilligere Tänzerin finden können!"

Die Dame war nicht nicht mehr in der erſten Blüthe der Jugend.

Sie war ſicherlich ſchon einige zwanzig Jahre alt, ja die kritiſche Dreißig war vielleicht nicht mehr fern. Eine hohe Geſtalt, ein ſchlanker und zauberiſch graziöſer Wuchs, Bewegungen voller Würde und Anmuth, üppiges dunkles Haar, in dem ſich rothe Blumen verflochten, außerordentlich ſchöne Züge, dunkle Augen, glänzend wie Sammet, perlweiße Zähne, mit einem Worte: Alles zeigte, daß ſie zu ihrer Zeit, das heißt, als ſie glücklicher und jünger war, eine Schönheit erſten Ranges geweſen ſein mußte, die mit Kühnheit und mit dem Selbſtbewußtſein des Sieges und der Hoffnung auf Glück, zu dem ihr Natur und Erziehung alle Rechte verliehen, in die Zukunft blickte. Heute aber konnte man in ihren etwas tiefliegenden Augen, an ihren eingefallenen Wangen, auf denen unbeweglich eine krankhafte Röthe leuchtete, an ihrem abgemagerten Hals und Händen konnte man erkennen, daß alle jene Hoffnungen ſie getäuſcht hatten und daß von ihrem geträumten Glücke, wie von ihrer Schönheit nur eine Ruine übrig geblieben ſei, zwar noch wunderbar feſſelnd, reich an Andenken, aber doch immer nur eine Ruine, die den Blick und die Seele des Beſchauers nur zur Vergangenheit hinzieht, wo ihr Leben war, wo ihre Blüthen blüheten, von denen jetzt nur noch die nackten Stengel übrig geblieben waren.

Die Quadrille war zu Ende. Der Mann, von dem wir vorhin ſprachen, blickte noch auf das Gedränge plaudernder, hin und her wogender geputzter Gäſte, aber jene Dame war nicht mehr im Saale. Obgleich man

in ſeinem Geſichte nicht leſen konnnte, daß er nach ihr oder nach irgend Jemand beſonders blickte, oder daß er überhaupt Jemanden ſehe, ſo ſchien es dennoch, daß er ſeines Platzes überdrüſſig wurde, daß ihn das Geſpräch der an ihm vorübergehenden Paare verdröſſe, daß ihn die Lorgnetten der etwas älteren Damen ärgerten, die ihn neugierig anſahen, als ob ſie ſich wunderten, daß ſie einen Mann nicht kennen ſollten, der ſo gut ausſah und der weder die Miene eines Banquiers, noch den Zuſchnitt eines Literaten hatte. So ſtand er denn auf, ging durch den Ballſaal, warf einen Blick in den zweiten Saal, der hinter jenem lag und gleichfalls voll war, dann das Zimmer durchſchreitend, das zu dem geräumigen Boudoir der Frau des Hauſes führte, blickte er dort hinein, und ſich an den marmornen Thürpfoſten lehnend, blieb er ruhig ſtehen und heftete ſeinen Blick unverwandt auf einen Punkt im Zimmer.

In jenem Zimmer ſaß auf einem dem Kamine zugewandten Sopha ganz allein jene Dame, die wir in der Quadrille geſehen haben. Ihre zarte, von einem hellgelben Kleide umfangene Taille wurde von dem dunkeln Sammet der Canſeuſe vortheilhaft hervorgehoben, das geneigte, gewiß nicht von den es ſchmückenden Blumen ſchwere Haupt war auf eine abgemagerte Hand geſtützt, von deren Arm die Spitzen der Aermel zurückfielen und ihn bis zum Ellenbogen bloß ließen. In der andern Hand hielt ſie ein blitzendes Feuerzängchen von engliſchem Stahl, mit dem ſie im erloſchenen Feuer wühlte, als wenn ſie die Funken ſuchte, die einſt ſo hell geleuchtet,

ſo belebende Wärme ausgeſtrahlt hatten. In ihrer ganzen Erſcheinung war etwas ſo wunderbar Schwermüthiges, ihre ganze Stellung war ſo anmuthig, ſo voll Grazie, daß gewiß kein Menſch von Gefühl und einigem Scharfblicke es gewagt hätte, jenes Sinnen zu ſtören, das ihr ganzes Glück zu ſein ſchien, das Einzige, was ihr noch übrig geblieben von beſſeren und reicheren Stunden, mit dem ſie jetzt ihre Seele ſo gerne zur Ruhe ſang.

Aber für einen jungen Warſchauer, der ein in ſich Verſunkenſein auf einem Balle nicht begreifen und keinen vernünftigen Grund für das Verlieren eines Augenblicks der Gegenwart oder für das Jagen nach Erinnerungen in einem Augenblicke, wo man zum Maſur aufſpielt, finden kann, für den giebt es kein ſo wichtiges, ſo tiefes Nachdenken, das er nicht plötzlich unterbrechen würde, und erſt recht, wenn es ihn mit dem Verluſt einer Figur oder eines in's Auge fallenden Platzes bedroht, den er mit ſeiner Tänzerin einnehmen wollte, um als Führer des Reigens zu erſcheinen. Solch eine Natur war der junge Mann, der die eben ſinnende Dame zum Maſur aufgefordert hatte, und als er die einladenden Klänge hörte und die Tänzer ſchon zum Kreiſe antreten ſah, ſie mit einer Beſtürzung ſuchte, gleich der eines Reiſenden, der ſeine Geſellſchaft ſucht, wenn die Locomotive ſchon pfeift und die Bahnhofsglocke zum dritten Mal erklungen.

„Haben Sie Fräulein Brigitte M. . . . nicht geſehen?“ fragte er Jemanden.

„Sie ſitzt im Boudoir der Gräfin und denkt über

vergangene Jahre nach, deren sie schon nicht wenige ge-
ehen haben soll," antwortete jener höhnisch lächelnd.

„Ich habe sie zum Masur aufgefordert, alle Paare sind
chon angetreten und ich kann sie nicht finden," erwiederte
Ersterer bekümmert.

„Geschieht Dir schon recht! Wozu forderst Du alte
Jungfern auf, die den Kamin dem Tanze vorziehen!"
agte der Andere, und mit seinem Witze zufrieden, lachte
r auf's Neue.

„Sie sitzt also dort am Kamin?"

„Ja! Sie schürt ein Feuer an, das ausgeht, und
ucht, was sie nicht mehr finden wird."

„Ich danke Dir!" rief der junge Mann, und in's
Boudoir eilend, berührte er den Fremden etwas unsanft,
er, am Thürpfosten stehend, die Unterhaltung der beiden
ungen Leute gehört hatte, die Stirn in Falten zog, mit
er Hand über die Augen fuhr, als ob er dort einen
Flecken wegwischen wollte und wiederum durch alle Säle
schreitend, seinen Platz am Oleander einnahm.

Einige Augenblicke später fühlte er, daß Jemand sich
neben ihn setzte. Er drehte sich also um und dem Nach-
bar die Hand hinhaltend rief er: „Wie geht's Dir,
Kasimir! Von beiden Welttenden kommend, müssen
wir hier unerwartet zusammentreffen."

Der also angesprochene Kasimir war ein Wolhynier,
eine hohe Gestalt, wohlbeleibt und von ziemlich hübschem
mit starkem Schnurrbarte geziertem Antlitze. Ueber der
Stirne stand sein Haar dicht und struppig empor, aber
in seinen Augen lag der Ausdruck einer verständigen

Neugier, und unter ſeinem Schnurrbarte zeigten ſich ſchöne Zähne und jenes herzliche polniſche Lächeln, welches ein rechtſchaffenes Herz verräth, das ſich ſeinen Freunden hingiebt und deren Freud' und Leid zu theilen verſteht.

Mit einer etwas derben Bewegung ergriff er die Hand ſeines Nachbars und rief lauter, als wohl vornehmer Anſtand erlaubte: „Graf Cäſar! Wahrhaftig Du biſt es! Ja, das iſt wahr, daß wir von beiden Weltenden kommend hier unerwartet zuſammentreffen müſſen."

„Wann biſt Du angekommen?" fragte der Graf.

„Denke Dir, erſt geſtern bin ich von Wolhynien angekommen. Gleich erfuhr ich, daß heute der berühmte Ball ſei, von dem wir alle Jahre Wunder hören."

„Und Du, Cäſar, Du kommſt aus Lithauen?" fügte er hinzu, des Grafen Hand noch einmal herzlich drückend.

„Aus Lithauen" antwortete Graf Cäſar S. . .

„Biſt Du ſchon lange hier? Gewiß zog Dich der Faſching nach Warſchau," ſprach Kaſimir weiter.

„Auf der Durchreiſe nach dem Auslande weile ich ſchon ſeit einer Woche hier," ſagte der Graf, den Kopf erhebend, und plötzlich ſchwieg er.

Im Kreiſe des Maſurs rauſchte das hellgelbe Kleid bei ihnen vorüber und erſchallte der Abſatzſchlag, mit welchem der uns mit bekanntem Eifer tanzende Jüngling ſeine Tänzerin ſichtlich aufheitern wollte. Beide ſahen eine Zeit lang dem Tanze zu, ohne ſich zu unterhalten; dann fragte Kaſimir:

„Biſt Du allein hier?"

„Mit meiner Frau," ſagte der Graf, aber in ſo ſon-

erbarem Tone, als habe er ein bedeutungsvolles leider ausgelaſſen, das er nur in Gedanken ausſprach.

„Ah! in der That“ rief Kaſimir, „als ich durch den Saal ging, kam es mir vor, als ſehe ich dort eine mir wohlbekannte Dame bei den andern ſitzen. Aber möge Dich das Folgende nicht betrüben. Ich konnte nicht glauben, daß es Deine Frau ſei; erſtens weil ich nicht ahnen konnte, daß ich Dich hier finden würde, dann weil ſie ſich ſehr verändert hat.“

„Sie hat die Schwindſucht,“ antwortete der Gatte in demſelben Tone, mit welchem er geſagt hätte: ſie iſt im andern Zimmer.

„Wir reiſen nach Italien; vielleicht hilft ihr das dortige Klima. Aber laſſen wir das!“ fügte er zerſtreut hinzu, auf die Tanzenden blickend. In demſelben Augenblicke rauſchte das hellgelbe Kleid wieder majeſtätiſch an ihnen vorüber.

Die Tänzerin fiel auch Kaſimir auf; er erhob ſich, führte die Lorgnette ans Auge und folgte mit dem Blicke allen ihren Bewegungen: ein verſtecktes Lächeln umſpielte ſeinen Mund, als er den Gegenſatz zwiſchen dem uns bekannten jungen Manne, der mit Energie und Feuereifer ſich in einer ſchweren und verwickelten Figur herumdrehte, als ginge es um Ehre und Leben, und zwiſchen ſeiner Tänzerin bemerkte, deren ätheriſcher Körper ſich voll Geſchick und Grazie nach Takt und Geſetz des Maſurs mit Leichtigkeit hindurchwand, deren Antlitz aber Ernſt und Tiefſinn verieth.

Als die Figur beendigt war, warf die Dame unver-

merkt einen Blick nach dem Oleander, und das unverwandt auf sie gerichtete Auge des Grafen bemerkend, wandte sie den Kopf weg, blieb einen Augenblick in dieser Stellung und begab sich dann langsam an ihren Platz.

„Sie hat nach Dir gesehen," rief Kasimir, sich setzend.

„Wer?" fragte der Graf.

„Jene hochgewachsene Dame im hellgelben Kleide mit den rothen Blumen im Haare."

„Kann sein," erwiederte der Graf.

„Was muß das für ein schönes Weib gewesen sein!" rief Kasimir.

„Kein Wunder . . . Eine Lithauerin."

„Du kennst sie also?"

„Eher die Geschichte ihres Lebens, als sie selbst," sagte der Graf sich abwendend und die Augen niederschlagend.

„Sie ist also gewiß „geschieden," wenn ihr Leben schon eine Geschichte hat," sagte Kasimir.

„Nein, sie ist noch Mädchen," antwortete der Graf „und ihre Biographie ist weit interessanter und wissenswerther, als die Lebensgeschichte geschiedener Frauen."

„Bei uns in Wolhynien," antwortete Kasimir mit seiner Lorgnette spielend, „haben nur geschiedene und verheirathete Frauen eine Biographie."

„Desto besser für Wolhynien, wenn die Mädchen dort gar keine Biographie haben," sagte der Graf lächelnd.

„O! darüber wäre viel zu sprechen," sagte Kasimir aufstehend; „aber sieh! Deine Lithauerin tanzt wieder,

ich muß ſie mir genauer betrachten, denn ich leſe in der That auf ihrer Stirn, daß ihre Vergangenheit nicht die gewöhnliche Vergangenheit anderer Mädchen geweſen."

Jetzt folgte eine ziemlich lange und hübſche Figur, in der die Damen zu zweien, dreien, vieren ſtehen, und die Männer, ſich die Hände reichend, in einer langen Schlange durch jene glänzenden Reihen ſich hindurchwinden, dann jeder nach einer kunſtreichen Evolution ſeine Tänzerin findet, und alle wieder zum Maſur einſetzen. Im erſten Paare ſtand die Dame im hellgelben Kleide, die wir von jetzt an Fräulein Brigitte nennen werden, da ſie ihr Tänzer ſo genannt hat. Sie blickte gerade vor ſich hin, ihr Auge wandte ſich kein einziges Mal nach rechts, wo der Oleander blühte; in ihren Zügen lag eine ſonderbare Gleichgültigkeit und Abweſenheit des Geiſtes von dem Orte, wo ſich der Körper befand. Die Worte, die ſie zu ihrer Nachbarin ſprach, klangen, als fielen ſie aus einer Sprechmaſchine, und das Lächeln, das manchmal ihren Mund umſpielte und ihre Zähne zeigte, war ſo unmerklich, verſchwand ſo ſchnell, daß es wenigſtens den regelmäßigen Ernſt ihrer ſchönen Züge nicht änderte. Kaſimir ſtand während der ganzen Zeit, ohne die Lorgnette vom Auge zu nehmen, und ſah ſie mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme an, und Graf Cäſar, den Hut in der einen Hand haltend, ſtützte den Kopf auf die andere und blickte zu Boden.

Als andere Paare den Platz derjenigen, deren Figur zu Ende war, einnahmen, ſetzte ſich Kaſimir, und

da er ſeinen Freund in Gedanken verſunken ſah, legte er die Hand auf ſeine Schulter und ſagte:

„Was iſt Dir, Cäſar?“

„Nichts!“ entgegnete jener, den Kopf erhebend, „ich denke nach.“

„Ueber Italien?“

„Ueber Lithauen,“ ſagte der Graf ſich erhebend. „Aber laß uns von hier fortgehen, es iſt gar zu heiß.“

„Weißt Du,“ fuhr Kaſimir fort, ehe er aufſtand, „ich habe mir Deine Lithauerin ſehr genau angeſehen. Sie muß ein reizendes Weſen geweſen ſein. Ich ſtelle mir vor, wie die Augen den angeſehen haben müſſen, den ſie liebte, wie der Mund ihm zugelächelt haben muß. O! ſie mußte ihn lieben, lieben mit jener gewaltigen Liebe, die das Herz des Weibes offenbart, wie der Genius den Kopf des Mannes. O! eine ſolche Liebe iſt ebenſo ſelten, wie der Genius ſelten iſt. „Kennſt Du die Chronik dieſes hehren Herzens genau?“

„Warum dieſes hehren Herzens?“ fragte der Graf mit Bedeutung.

„Das leſe ich auf ihrer Stirn, in ihren Augen, in ihren Zügen, in jeder ihrer Bewegungen,“ rief Kaſimir faſt mit Begeiſterung. „Erzähle mir, was Du von ihr weißt. Ich will mich an ihr überzeugen, ob mich mein Scharfblick nicht trügt.“

„Du machteſt immer Anſpruch auf einen derartigen Scharfblick. Iſt das nicht Eure wolhyniſche Selbſtüberſchätzung?“ ſagte der Lithauer lächelnd.

„Den dritten Tag, nachdem wir mit einander Be-

kanntſchaft gemacht hatten, war ich ſchon Dein Freund; und es ſcheint mir, daß ich mich nicht geirrt habe," antwortete Kaſimir, die Hand des Grafen ſchüttelnd. „Geſtern auf der Straße erkannte ich in einem mir fremden Menſchen einen Protektor und habe mich gleichfalls nicht geirrt. Ich bin gewiß, daß mich auch jetzt mein Inſtinkt nicht trügt, wenn Du meine Neugierde nur befriedigen willſt."

„O das iſt leicht genug!" antwortete der Graf mit einem unmerklichen Seufzer. „Aber laß uns ins Boudoir der Gräfin gehen. Dort finden wir ein ſtilles Plätzchen und ein bequemes Sopha."

Sie begaben ſich alſo in's Büffet, leerten zur Abkühlung ein Glas Champagner, der dort in Eis ſtand, auf gnädige und durſtige Gäſte wartend, durchſchritten dann das prächtige Treppenhaus und einen großen Saal, in dem man Karten ſpielte, traten in's Boudoir ein und ſetzten ſich auf jenes Sopha unweit des Kamines, auf dem kurz vorher die Perſon, von der ſie ſprechen wollten, geſeſſen hatte. Der Graf hub nun folgendermaßen an:

„Jenes Fräulein Brigitte, die Dich, wie ich ſehe, ſo lebhaft intereſſirt, iſt die Tochter eines Wirthſchaftsbeamten, Verwalters der Güter eines großen Herrn."

„Ah!" ſtöhnte Kaſimir, ſich hinter den Ohren kratzend.

„Was giebts?" rief der Graf lächelnd. „Iſt Deine Neugier ſchon vorbei?"

„Ganz und gar nicht! Ganz und gar nicht!" rief Kaſimir, ſich auf dem Sopha zurechtrückend. „Ob-

gleich ich Dir gestehe, daß mir der Anfang nicht behagt. Ich hätte es lieber gesehen, wenn sie nicht die Tochter eines Wirthschaftsbeamten wäre, und wenn sie nicht Brigitte hieße. Brigitte, das klingt wie Schwester Brigitte und hat einen Krankenhausgeruch. Und Wirthschaftsbeamter, wenngleich Verwalter bedeutender Güter eines großen Herrn, riecht verteufelt nach Vorwerk, Gänsen, Enten und jeder Art gehörntem und ungehörntem Vieh."

„Hat Dich ihre Gestalt, ihre Erscheinung, ihre Toilette in irgend einer Art an Haus- oder Federvieh erinnert, ehe Du gewußt, was ihr Vater war?" fragte der Graf mit Ernst.

„Gewiß nicht!" erwiederte Kasimir.

„Umsomehr müßte es Dich also interessiren, daß eine Person solcher Herkunft sich hier im glänzendsten Kreise befindet, und das Ansehen einer Dame vom höchsten Stande hat," sagte der Graf mit einem gewissen Nachdruck, als wenn ihn die Bemerkung des Freundes ein wenig beleidigt hätte.

„Weißt Du, daß Du sehr Recht hast? Ich hatte nicht daran gedacht," sagte der scharfsinnige Wolhynier, mit der Hand durch seine Haare fahrend. „Aber ich werde Dich nicht wieder stören. Dieses Fräulein also . . ."

„Dieses Fräulein," fuhr der Graf fort, „eines besseren Schicksals würdig, als das ist, welches ihr geworden, heißt Brigitte M. . . und ist, wie schon gesagt, die Tochter eines Verwalters ansehnlicher Güter in Lithauen. Jener brave Mann gelangte durch die unermüdliche Arbeit

eines Vaters und ſeiner eignen, wie auch durch die Gnade eines gütigen Herrn, was ſowohl das Eine, wie das Andere eine ſehr ſeltene Sache, namentlich bei Euch in Wolhynien iſt, zum Beſitze eines hübſchen Gütchens in der Gegend von Nowogródek. Er war noch ziemlich jung, nämlich von Ausſehen, und gar nicht dumm . . ."

„Natürlich, wenn er zum Beſitz eines hübſchen Gütchens gelangte," rief Kaſimir.

„Du verſprachſt mich nicht mehr zu unterbrechen."

„Entſchuldige; aber jene Seitenhiebe auf Wolhynien," antwortete Kaſimir. Der Graf zuckte mit den Achſeln und fuhr alſo fort:

„In jenem Hauſe, das ihn reichlich belohnte und um das ſich er und ſein Vater rechtſchaffen verdient gemacht hatten, war eine Gouvernante, ſchön, hochgebildet, die ein Kapital von einigen zwanzig tauſend Gulden zuſammengeſpart hatte. Mit ihr verheirathete ſich der Vater Deiner Heldin."

„Aha!" rief Kaſimir.

„Was ſoll dies Aha bedeuten?" fragte der Graf.

„Es bedeutet," erwiederte Kaſimir, „daß es mir nunmehr begreiflich wird, wie die Tochter eines Wirthſchaftsbeamten eine ſolche Erziehung erhalten konnte, wie ſie ſich in ihren Zügen, ihrem Auftreten, ihren Bewegungen malt."

„Du meinſt, ſie habe das von der Mutter, und Du irrſt Dich auch nicht."

Kaſimir rückte ſich mich Selbſtgefälligkeit, daß ſein Scharfblick ihn auch diesmal nicht irre geführt habe,

auf dem Sopha zurecht, und der ernstere Gefährte des Wolhyniers lächelte verstohlen, also fortfahrend: „Fräulein Brigitte war sieben Jahr alt, als ihr Vater starb. Seine achtbare Wittwe mit diesem einzigen Kinde auf dem zwar sehr einträglichen, aber noch nicht völlig von dem beim Ankaufe gemachten Schulden freien Gütchen zurückbleibend, entwickelte jene unsern Frauen, die von ihren Männern in einer solchen Lage hinterlassen werden, eigenthümliche Thatkraft.

Im Verlaufe von fünf Jahren war das Gütchen ganz schuldenfrei, und die zwölfjährige Tochter kannte mehr von den die Frauen zierenden Wissenschaften, als sonst achtzehnjährige Mädchen; sprach außer der ihrigen, die sie gründlich kannte, zwei fremde Sprachen geläufig, sang kleine Lieder wie eine Nachtigall und spielte mit solcher Fertigkeit und Gewissenhaftigkeit Klavier, daß die vernünftigeren Mütter der Nachbarschaft sich eifrig um ihre Bekanntschaft bewarben, damit jenes wunderliebliche Mädchen ihren Töchtern zum Beispiel dienen möchte. Bei ihren aufblühenden Reizen, welche hoffen ließen, daß sie einst die schönste Jungfrau der Umgegend sein werde, bei einer solchen Liebe zu den Wissenschaften, war sie schelmisch, lustig, naiv und voll jener unschuldigen Gefallsucht, die sie zum Liebling und zum Entzücken aller Bekannten machte."

„Mein Gott, mein Gott!" fuhr Kasimir auf.

„Was ist Dir?" fragte der über den Ausruf etwas erstaunte Graf.

„Wenn ich dies eingefallene Gesicht betrachte," rief

Kaſimir mit Lebhaftigkeit, ſich die Haare unbarmherzig zerraufend — dieſe gedankenvolle Stirn, dieſe Augen, — die ſelbſt mitten im Tanze und im Feſtgewühl irgend wo, weit, weit von hier die Schatten und die Stille einer lithauiſchen Einöde zu ſuchen ſcheinen, wer würde da glauben, es ſei dies ein ſchelmiſches, fröhliches Mädchen voll unſchuldiger Gefallſucht geweſen! Irgend ein Sturm mußte dies Herz durchwühlen, als ſich aus ſeiner Tiefe all' jene Schwermuth und all' jener Ernſt erhoben, die ſich heute in den Zügen jenes Weibes leſen laſſen. „Weiter nur, weiter nur, mein Cäſar! Ich höre Dir mit der größten Aufmerkſamkeit zu."

Der Graf blickte während deſſen zu Boden. Nach einiger Zeit das Geſicht erhebend, auf dem Kaſimir eine früher nicht vorhandene Bläſſe entdeckte, fuhr er alſo fort:

„Als Fräulein Brigitte ihr ſiebenzehntes Jahr beendete, als alle jene Hoffnungen, die ſie erweckt hatte, in ihrem Antlitze mit der Schönheit einer jüngſt entfalteten Roſe aufgeblüht waren, und ihr Athem das Herz der Mutter anhauchte, wie der Duft, der aus dem vollen Kelche jener Königin der Gärten aufſteigt, wollte ſie die Volljährigkeit ihrer Tochter feierlich ankündigen und ihren Geburtstag im Kreiſe der Bekannten, Nachbarn und Freunde begehen. Es fehlte denn auch keiner der Geladenen, und außerdem fanden ſich noch zwei ungeladene Gäſte ein."

„Zwei Nebenbuhler," rief Kaſimir, ſich die Hände reibend.

„Diesmal hat Dein Scharfsinn Dich getäuscht," rief der Graf lächelnd.

„Weiter nur, weiter nur, wir werden schon sehen!" fügte Kasimir etwas mit sich selbst unzufrieden hinzu, und der Graf erzählte folgendermaßen weiter:

„Einer dieser Gäste war ein zwanzigjähriger Junker, aus etwas entfernter Gegend, der vor einer Woche von Wilna, wo er drei Jahre gewesen, in das mütterliche Haus zurückgekehrt war. Er hatte auf der dortigen Universität Vorlesungen in der medicinischen Facultät über Physik und Physiologie, in der philosophischen über alte Sprachen und Literatur gehört. So hatte er seine Kenntnisse vervollständigt, und für einen Junker, der ein großes Vermögen, eine Mutter, die ihn verzog, und eine schon verheirathete Schwester besaß, war er noch ziemlich bescheiden, geistig entwickelt genug und frei von jenen junkerhaften Ideen, wie sie in den Köpfen der reicheren, mit irgend einem Erbtitelchen behafteten Jünglinge, namentlich bei Euch in Wolhynien, herrschen."

„Schon wieder Wolhynien! O Hochgeborner Herr Graf! Ew. Gnaden sind ein wahrhaftiger Lithauer," rief Kasimir.

„Darum will ich Euch Gerechtigkeit widerfahren lassen," antwortete der Graf mit Würde.

„Darum, weil Du sie uns nicht widerfahren lässest," rief Kasimir lebhafter, „aber davon später. Kehren wir zu unserm Junker zurück."

„Er war der Sohn eben jenes Hauses," sagte der Graf, „in welchem Brigittens Mutter Gouvernante, ihr Vater

Oekonomieverwalter geweſen war. Da ſeine Mutter und ſeine damals ſchon verheirathete Schweſter eingeladen worden, und obgleich ſie Beide Stockariſtokraten waren, es als eine Verpflichtung betrachteten, den Glanz jenes ländlichen Feſtes durch ihre Gegenwart zu erhöhen, fuhr der junge Mann, wenn auch nicht eingeladen, mit ihnen, eines guten Empfanges ſicher, neugierig, ein durch ſeine Schönheit ſo berühmtes Mädchen zu ſehen, und es nicht für nöthig haltend, mit der ehemaligen Gouvernante ſeiner Schweſter Umſtände zu machen, da ihm noch außerdem von Mutter und Schweſter verſichert ward, er würde ſich mit dem Anblick dieſer klein-adligen Geſellſchaft amüſiren. Da ſie einige Meilen entfernt wohnten, ſo kamen ſie früh an, damit die Damen noch Toilette machen könnten. Die Geſellſchaft fing erſt an ſich zu verſammeln; ſie trafen alſo noch wenig Gäſte, und hatten Zeit, ſich erſt in jenem Landedelhof umzuſehen, der von Außen beſcheiden genug ausſah, und von Innen zwar nicht durch Reichthum und Luxus glänzte, aber durch ſo viel Geſchmack und ſolche Eleganz, durch ſolche Symetrie bis in die kleinſten Sachen, daß ſogar die Mutter und die Schweſter des jungen Mannes, von denen die Eine ein Schloß und die Andere einen ſtattlichen und reichen Edelhof beſaß, ſich nicht genug wundern konnten, wie in ſo engen Winkeln Alles ſo zierlich, ſo hübſch, ſo bequem, ſo am rechten Ort ſein könne; wie ſo jede nur erdenkliche Sache ſich beim leiſeſten Wunſche zur Hand befinde. Der junge Mann ſah ſich auch um, erſtaunte über den verſtändigen und anordnenden Gedanken, der

dies Alles eingerichtet hatte; aber als er die Seele jenes Körpers erblickte, als ihn der Strahl jenes Auges überströmte, das sicherlich vor ihrer Ankunft, wenn auch einen Augenblick nur, auf allen jenen Nippsachen, die Ordnung und Sauberkeit athmeten, geruht hatte, da hörte er auf, sich über das, was ihn hatte stutzen lassen, zu verwundern. Er erklärte sich jenen Zauber, der ihn geblendet und fand den Quell jenes Wonnegefühls, das er empfand, er wußte selbst nicht weßhalb. Würde ich Dir sagen, daß er sich verliebte, und das so mir nichts, dir nichts beim ersten Erblicken, wie wir das manchmal in Novellen finden, so würdest Du lachen, und Du hättest recht. Verliebtsein war es nicht, aber ein unwillkürliches Sichangezogenfühlen, das uns mit dem Blicke jeden Schritt und jeden Tritt des Weibes verfolgen läßt, das uns, wie wir sehr richtig sagen, in's Auge gestochen; es war eine unüberwindliche Lust sich ihr zu nähern, eine fieberhafte Begierde sich mit ihr zu unterhalten, um ihre Stimme zu hören, um ihre Gedanken zu erforschen, um zu erfahren, ob dies eine nur für's Auge schöne Blume sei, die aber ohne Duft und Seele, oder ob im Gegentheil unter dem zauberhaften Flaum jener Blätter auch jener Athem Gottes sei, den die Rose durch ihren Duft verräth und durch jenen Thautropfen, der auf ihrer Krone zittert, ein schönes Mädchen, aber durch ihr seelenvolles Lächeln, ihre verständigen Antworten und zu Zeiten durch eine Thräne, rein wie Thau, aber tausendfach beredter."

Wenig nur konnte er an jenem Tage mit ihr sprechen.

Zu ſehr nahmen ſie die Gäſte, ihr Empfang, ihre Bewirthung in Anſpruch; aber er bemühte ſich, ihr ſo nah als möglich zu ſein, betrachtete jede ihrer Bewegungen, hörte ihrer Rede zu und erſpähte keine einzige Stellung, keine einzige Miene, die ihm anſtößig geweſen wäre; er hörte kein einziges Wort, das er anders, als es war, gewünſcht hätte, an dem etwas zu tadeln geweſen, das ihm nicht im Gedächtniß geblieben wäre und ſich ihm nicht jeden Augenblick wiederholt hätte, wie das Echo jener Muſik, welche einmal, irgendwo vor ſeiner Geburt, ſeine Seele gehört hätte."

„Verliebt war der Junker, verliebt!" rief Kaſimir, ſich die Hände reibend.

Der Graf ſchien nicht zu hören, was ſein Gefährte ſagte. Den Kopf an die Wand gelehnt und die Hand vor den Augen, blieb er ſo einige Augenblicke. Da ſagte Kaſimir:

„Erzähle doch weiter. Laß mich den zweiten Gaſt kennen lernen!"

„So willſt Du alſo durchaus einen Nebenbuhler?" ſagte der Graf ſich aufrichtend und die Hand von den Augen nehmend.

„Der wird ſchon kommen, deſſen bin ich nur zu gewiß!" rief der ſcharfſinnige Wolhynier.

„Wir wollen ſehen," antwortete der Lithauer, und fuhr folgendermaßen fort:

„Vor Abend, als es noch hell war, und der Hof voller Wagen ſtand, unter denen ein Paar elegante Kutſchen, einige Kaleſchen, außerdem aber Britſchken von

verſchiedenem Kaliber ſich befanden, und die Gäſte, den Thee erwartend, zum Theil im Erker, zum Theil am Eingang zum Garten, die Damen größtentheils vor den offenen Fenſtern ſtanden, fuhr ein ärmlicher Bauerwagen mit Bretterboden, auf dem Stroh lag, worüber eine abgenutzte, wollene Decke gebreitet, in den Hof hinein und hielt vor dem Erker. Magere Pferde von ungleicher Farbe, das Riemzeug von Hanfleinewand, die Zügel von Stricken; auf dem Bocke ein ungekämmter Bauerjunge im groben, durchlöcherten Kittel, der mit einem krummen Peitſchenſtock darauf losſchlug, und auf der abgeſchabten Decke ein alter, armſelig ausſehender Mann in einem abgelebten, aſchgrauen Ueberrock, im Strohhut, unter dem ſchon graue Haare hervorblickten. Er hatte ein mageres, ſonnenverbranntes Geſicht, einen faſt weißen Schnurrbart, aber ſeine Haltung war kerzengerade; in ſeinen grauen, ſcharf und kühn blickenden Augen las man Verſtand und Ironie, und ein großer, goldener Siegelring, der an dem Ringfinger ſeiner Hand leuchtete und in deſſen Blut-Achat ein Wappen eingeſchnitten war, ferner ein Rohrſtock, verziert mit einem ſchweren, echtgoldenen Knopfe, bezeugte, daß er von adliger Herkunft.“

„Das war alſo jener zweite Gaſt?“ fragte Kaſimir in etwas herabgeſtimmtem Tone.

„Wie Du ſiehſt, konnte er alſo wohl kein Nebenbuhler des erſten ſein.“

„Nun diesmal habe ich mich geirrt!“ ſagte der

Wolhynier sich zurechtrückend. Der Graf lächelte und erzählte weiter:

„Fräulein Brigitte stand mit der Schwester des für sie eingenommenen Junkers, der auch neben ihr stand und ihrem Gespräche lauschte, am Fenster. Als sie jenen Edelmann erblickte, über dessen Anblick die junge Aristokratin die Nase rümpfte, klatschte sie vergnügt in die Hände, und die boshaften Glossen über das Fuhrwerk und Erscheinung des neuen Gastes nicht hörend, rief sie: „Mutter, Mutter! der Onkel ist angekommen!“ Die Mutter stand auf, um den älteren Bruder ihres Mannes zu begrüßen, und die Tochter, leicht wie ein Reh durch alle Zimmer huschend, eilte auf den Erker, in dem der Alte schon stand, ergriff die Hand, mit der er sich den Staub abklopfte, küßte sie herzlich, und in Gegenwart des glänzenden Kreises, der sie umgab, umfing das wunderliebliche, von Schönheit und Eleganz strahlende Mädchen die Ruine des aschgrauen Landedelmanns und umarmte sie voller Ehrfurcht.“

„Was ist daran so merkwürdig, daß Du Dich so weitschweifig darüber ausläßt?“ fragte Kasimir.

„Allerdings,“ antwortete der Graf, „ist darin nichts so Auffallendes, daß die Nichte ihren Onkel mit dem Zeichen der Hochachtung und Anhänglichkeit empfing. Aber unter unsern vielfältigen Dummheiten, deren Zahl Legion, steht ohne Zweifel eine gewissenhafte Scham obenan, die sich als ein Hauptgrundstoff mit allen unsern Verhältnissen: Bekanntschaft, Freundschaft, Verwandtschaft verbindet. Unter vier Augen, oder in einem solchen

Winkel, wo uns nicht leicht Jemand ſieht, grüßen wir den uns bekannten Armen freundlich. **Befindet** ſich aber in unſerer Geſellſchaft irgend ein **großer Herr** mit Titeln und Würden, vergebens wird uns **jener Arme** anſehen, keiner von uns wird ihm auch nur **zunicken**, und wir thun, als hätten wir ihn in unſerem Leben nicht geſehen. Große Damen verſteigen ſich manchmal zu einer ſolchen Herablaſſung, daß ſie arme Edeldamen, oder Beamtenfrauen beſuchen, ſich mit ihnen küſſen und die Hände ſchütteln, aber das in der Stille und in irgend einem wohl verſteckten Winkel. Wenn nun aber jene ſelbe arme Edeldame oder Beamtenfrau ſich ihrer Freundin nähert, wo ſie andere Fürſtinnen oder Gräfinnen umgeben, dann fällt ein kühler und fragender Blick auf ſie: „Wer ſind Sie denn, liebe Frau?“ oder wagt ſie es ihr zuzuſtottern: „Wie befinden Sie ſich?“ ſo wendet ſie ſich ſo ſchnell wie möglich wieder zu ihren Ranggenoſſinnen und fährt fort franzöſiſch zu ſprechen, um die Scham zu verbergen, die ſie empfindet, weil ſie ſich mit einer allen unbekannten Perſon eingelaſſen. Aber nie leidet unſere Eigenliebe ſtärker, als wenn wir von Orden, Biſchofsmützen oder andern Titeln umringt, irgend einem armen Verwandten begegnen, deren faſt ein jeder von uns hat. Dann muß man den Herrn oder die Frau vom Hauſe ſehen, wie ſie ſich gleich einer Schlange winden, um der Umarmung irgend eines heruntergekommenen Onkels, oder einer in verblichenen Kattun gekleideten Tante zu entſchlüpfen, wie ihnen die Worte die Kehle zuſchnüren, wenn eine eiſerne Nothwendigkeit

ſie zwingt, jenen unglückſeligen Satz auszuſprechen: „das iſt mein Vetter, das iſt meine Couſine!“ Ich hätte aber Unrecht, wenn ich nur unſere Magnaten dieſer Dummheit beſchuldigen wollte. Sie ſitzt in allen polniſchen Köpfen, in den verſchiedenſten Schichten der Geſellſchaft und löſt alle jene Knoten, die Herz und beſſere Gefühle ſich bemühen feſter zu ſchnüren. Um ſie zu beſiegen, müſſen jene beſſeren Gefühle ſehr mächtig ſein, muß jenes Herz höher und ſtärker ſchlagen, muß durch Erziehung und Glauben in demſelben gleiche Liebe für alle Menſchen eingeimpft ſein, muß die Grundlage jener Ueberlegenheit Demuth ſein, durch die man ſich einzig und allein über andere erhebt. Jener Junker, welcher, wie Du es nennſt, ſich in Fräulein Brigitte verliebt hatte, war noch zu jung, um zu ſolchem Moraliſiren die Erfahrung und das Geſchick zu haben. Er machte ſich jene Bemerkungen nicht, aber inſtinktmäßig fühlte er, daß er vielleicht nicht fähig ſein würde, ſo öffentlich, ſo ohne Rückſicht auf die ihn umgebenden Augenzeugen, ſeine Hochachtung und Liebe für einen Verwandten zu offenbaren, wenn jener Verwandte vor ihm im abgenutzten Rocke ſtände, und auf Erbſenſtroh mit abgemagerten Pferden in hanfleinenem Geſchirr angekommen wäre.

„Er ſah es alſo als Heldenmuth an, und Fräulein Brigittens Erziehung und Herz offenbarten ſich ihm in einer zauberiſchen Durchſichtigkeit, durch welche er alles Gute, Schöne und Edle, das es verbarg, erkannte und ſich daran weidete. Und in dieſem Augenblick erſt fühlte er, daß er ſie liebe.“

„Weißt Du," unterbrach ihn Kaſimir, der dieſem ganzen Abſchnitte mit Aufmerkſamkeit zugehört hatte, „daß Dein Junker anfängt, mich zu intereſſiren?"

„Damals verdiente er das noch," antwortete der Graf ernſt und mit zu Boden geſchlagenem Blick. „Noch hatte die Welt ſeinen Kopf nicht verdreht; noch waren jene Grundſätze in ihm nicht verwittert, die er in jenen von höheren Anſichten über das Menſchenleben und ſeinen Endzwecken durchſtrömten Mauern vernommen; noch war er nicht von dem höheren Standpunkte, von dem er dies ganze Menſchengeſchlecht betrachtete, herabgeſtiegen in den engen Kreis ariſtokratiſcher Vorurtheile; noch hatte er ſeine Ideale nicht materialiſirt, und das Erdenglück nicht auf Wappen, grünen Tiſch und Straßburger Paſtete reducirt. Du ſiehſt alſo," fügte der Graf den Kopf erhebend hinzu, „daß ich mich nicht unnütz, wie Du Dich ausdrückteſt, ſo weitſchweifig über die Art, wie Fräulein Brigitte ihren Oheim empfing, ausgelaſſen habe. Es war das ein wichtiges Ereigniß, ſowohl für ſie, wie für den Jüngling, der Dich intereſſirt. Vielleicht hätten ſie ſich auch ohnedem einander genähert, hätten einander gefallen; aber ihre Gefühle, hauptſächlich von Seiten des Junkers, würden vielleicht nicht dieſen heiligen und reinſittlichen Charakter angenommen haben, den ſie eben von jenem Augenblicke an dadurch annahmen. Ja ſogar, wer kann es wiſſen, vielleicht hätte Alles mit einem augenblicklichen Sich-Gefallen geendigt, das, wie ein Blümchen während einer Wanderung im Garten gepflückt, für einen kurzen Moment das Mieder der Jungfrau

oder das Knopfloch des Jünglings ſchmückt; aber jener Zufall macht das dauerhaft und tief, was für Beider Glück nur durch ihren Buſen hindurchfliegen, nur eine ſüße Erinnerung hätte bleiben ſollen.

„Als die Jungfrau ihren Onkel im Erker begrüßt hatte, hing ſie ſich an ſeinen Arm und trat mit ihm in das Zimmer voll geputzter Frauen, in dem ſich auch zwei Orden am Halſe zweier feierlichen Herren befanden. Den alten Mann ſo durch die Reihen führend, denen er ſich anſcheinend demüthig, aber faſt mit einem ironiſchen Ausdruck verbeugte, ſetzte ſie ihn auf den Ehrenplatz, und dort wieder ihre Freude bekundend, fing ſie an, ihn mit einer Art Stolz zu ſtreicheln und ihm die Hand zu küſſen. Da trat jener Junker, vielleicht aus Luſt, dem jungen Mädchen zu gefallen, vielleicht aus Neugier, den alten Mann kennen zu lernen, deſſen Geſichtszüge ihm auffielen und der ihm etwas Anderes zu ſein ſchien, als das, wofür er gelten wollte, zu Fräulein Brigitte und bat ſie, ihn ihrem Onkel vorzuſtellen. Das junge Mädchen heftete auf ihn jene zauberiſchen, ſo ausdrucksvollen und beredten Augen, ſah ihn ſo dankbar an und blickte ihm zugleich ſo tief in die Seele, um zu erforſchen, weshalb er jene Bekanntſchaft wünſche, daß der Jüngling erzitterte, verlegen wurde und ſelbſt nicht wußte, was ſich mit ihm zutrug und wie er ſich benahm, als ſie ſeinen Vor- und Zunamen ausſprach. Als er die Augen wieder aufſchlug, ſtand Fräulein Brigitte ſchon nicht mehr neben ihm, und der alte Edelmann fing ein anfänglich unbedeutendes Geſpräch mit ihm an, das aber

bald so interessant wurde, daß er mit dem größten Behagen fast den ganzen Abend neben dem Greise sitzen blieb. Aber das war auch in der That ein Original, wie man deren nur bei uns findet. Ein alter Diener der Radziwill, Zeitgenoß der Albaner und später selbst Albaner, in seiner Jugend Chorführer bei Schwert und Becher, änderte er sich plötzlich, als jener ganze Tumult zu Nieswiez mit dem Tode des Fürsten Karl und mit der ihrem Untergang entgegengehenden Oeffentlichkeit der Angelegenheiten verstummte. Da vergrub er sich auf seiner Hufe und fing an, auf eigene Hand den Sonderling zu spielen. Ziemlich vermögend und durch die Gunst seines steinreichen Herrn im Besitz eines Gütchens bei Sluck, fing er an, sich und seinem Hause das Ansehen größter, an förmlichen Mangel grenzender Armuth zu geben. Einige hielten ihn nun wirklich für einen armen Teufel, der eben nur für sein Stückchen täglich Brod genug habe, Andere für einen Geizhals, der alle Einkünfte des Gütchens zusammenscharre, sein früher Erspartes fest verschlossen halte und schon große Summen zurückgelegt habe. Er hatte die Einen, wie die Andern zum Narren, aber in der That lebte er so, daß sowohl das Eine, wie das Andere wahr sein konnte. Er nahm Niemanden bei sich auf, außer den Bettelmönch aus Sluck. Er selbst verkehrte nirgends, nur Sonntags in der Kirche und zweimal im Jahre bei seinem bedeutend jüngeren Bruder, Brigittens Vater.

„Er machte nicht den geringsten Einkauf, nicht für einen einzigen Groschen, da er Alles im eigenen Hause

hatte, was er zum Leben brauchte; und das ging so weit, daß er weder für Branntwein noch für Wein etwas ausgab, da er seit dem Tode des Fürsten Karl sich selbst eine Art Trauer auferlegt hatte, nämlich keine hitzigen Getränke, sondern nur noch Wasser zu trinken. Sein Fuhrwerk war immer derartig, wie dasjenige, welches ich Dir schon beschrieben, und der Anzug, in dem er sich damals, d. h. im Jahre 1835, in einer so glänzenden Gesellschaft zeigte, und den er noch im 18. Jahrhundert erstanden, bekleidete höchstens ein Paar Mal im Jahre seinen sehnigen Körper. Im Winter trug er einen Schafpelz, den ihm seine eigene Heerde lieferte, und im Sommer einen leinenen Anzug, der im eigenen Hause gewebt war. Die beiden reicheren Stücke, mit denen er sich zeigte, das ist der Rohrstock mit goldenem Knopfe und der Siegelring, der an seinem Finger blinkte, hatte er von Michael und Mathias Radziwill erhalten, als jene beiden Magnaten um die Vormundschaft über den Fürsten Dominik buhlten. Er war damals schon sechsundsechzig Jahre alt, hatte sich aber durch regelmäßiges Leben, vollständige Enthaltsamkeit und die allereinfachste Nahrung so gut erhalten, war so gesund und rüstig, daß, als er im Herzensergusse die Hand des jungen Mannes, der ihm sehr gefiel, schüttelte, der arme Junker meinte, er habe ihm alle Finger zerbrochen. Er war nicht ohne Kenntnisse und eine gewisse Art Gelehrsamkeit. In seiner Einsamkeit hatte er keine kleine Anzahl lateinischer und polnischer Bücher gelesen, welche ihm die Kloster-Bibliothek in Sluck lieferte; er kannte die vaterländische

Geſchichte und die Genealogie der bedeutendſten polniſchen und lithauiſchen Geſchlechter genau, hauptſächlich aber die der Radziwill und aller derjenigen, die ſich aus urälteſter Zeit mit denſelben verbunden hatten. Ironie bildete den Hauptgrund ſeines Witzes, und war als das charakteriſirende Siegel ſeinen Zügen aufgedrückt. Sie würzte alle ſeine Geſchichten, in denen er vergangene Zeiten malte, die Leute von ehemals mit den anweſenden und damaliges Leben mit heutigem vergleichend. Es war alſo gar nicht zu verwundern, daß der junge Mann, der ſeine Studien ſo eben beendigt hatte, noch begierig war, das zu wiſſen, was jeden Lithauer ſo lebhaft intereſſirt, da er mit dieſer lebenden Ueberlieferung vergangener Geſchlechter in Berührung gekommen, ſich weit beſſer amüſirte, als alle Andern, und den geſchwätzigen und beißenden Alten nicht verließ.

„Die Mutter und die Schweſter, die gar nicht begreifen konnten, was man während mehrerer Stunden mit einem alten Land-Edelmanne ſprechen könne, der einen abgenutzten Rock an hatte und auf einem ſo erbärmlichen Fuhrwerk angekommen war, wieſen ihn an angeblich beſſere Geſellſchaft, riefen ihn ein paar Mal von dieſem, nach ihrer Meinung ſo unpaſſenden Gefährten hinweg und hielten ihn mit Gewalt bei zwei Damen feſt, die gut franzöſiſch ſprachen! Aber der Jüngling riß ſich ſchnell aus jener Gefangenſchaft los und eilte zu ſeinem Alten, mit dem er ſich auf's Neue in ein feſſelndes Geſpräch einließ. Fräulein Brigitte ſah das; unter dem Scheine als wolle ſie fragen, ob dem Onkel nichts mangele

näherte sie sich den Plaudernden, und jedesmal fiel der dankbare Blick dieses dunkeln, sammetglänzenden Auges auf den Jüngling, dafür, daß der Onkel sich durch ihn nicht langweilte, daß alle, die ihn nicht kannten und die sich zuerst über seinen Rock und sein Pferdegeschirr lustig gemacht hatten, ihn mit anderen Augen ansahen, als sie bemerkten, daß ein so vornehmer junger Mann ihn den ganzen Abend nicht verließ und sich bemühte, ihn zu unterhalten. Als man hinwegfuhr, und der junge Mann, nachdem er sich der Mutter empfohlen, zur Tochter trat, sagte sie ihm mit leiser Stimme, aber voller Innigkeit: „Sie waren so gütig gegen meinen Onkel! Ich werde Ihnen das nie vergessen.“ Und da blitzte eine Thräne in dem schwarzen Auge, die der Jüngling in seinem Herzen bewahrte, und wer weiß, ob er sie nicht noch heute in demselben bewahrt! — Aber laß uns einen Augenblick umhergehen,“ rief der Graf plötzlich aufstehend, und mit der Hand zur Stirne fahrend, drückte er seinen Kopf heftig gegen dieselbe.

Als sie in der Thür des Ballsaales standen, sahen sie einen Kreis von Männern, die einige mit Feuereifer Polka tanzende Paare umringten. Es war dies damals noch ein neuer Tanz. Die Jugend und namentlich die jungen Damen ergaben sich ihm mit einer Art Wuth, und eine zahlreiche Gruppe umgab dann stets die Tanzenden. Daher saßen noch viele Damen, die nicht tanzten, an den Wänden entlang, den Saal mit einem vielfarbigen Kranze von Blumen verschiedenen Alters, frischen und welken, natürlichen und künstlichen um-

gebend. An der linken Seite saß Fräulein Brigitte beim Kamin, den Kopf an dessen Marmorbekleidung gelehnt, an der sie sich abzukühlen schien. Ihre Rechte ruhte in den beiden Händen einer ehrwürdigen Dame, welche dieselbe mit mütterlicher Zärtlichkeit drückte. [illegible] der Stirn des Mädchens las man immer denselben Ernst, dieselbe Schwermuth, aber ihre Augen schienen noch matter und ihre Lider roth und angeschwollen zu sein.

„Sieh, Cäsar," rief Kasimir, „sie scheint geweint zu haben!"

„Wohl kaum," sagte der Graf, sein Gesicht geschickt vor dem Blicke seines Gefährten verbergend. „Sie weiß zu gut, daß das ganz unpassend auf einem Balle wäre; so viel ich weiß, versteht sie sich sehr gut zu beherrschen."

„Wer ist die Dame, die ihre Hand hält und sie zu trösten scheint?" fragte Kasimir.

„Es ist eine unserer geehrtesten Lithauer Damen, die Fürstin O . . ," antwortete der Graf. „Eine hochgebildete Frau mit dem edelsten Herzen, die jede Ueberlegenheit an Verstand und Herz, in welcher Klasse der Gesellschaft sie sich befinde, zu würdigen versteht. Mit ihr ist Fräulein Brigitte jetzt in Warschau angekommen."

„Höre, mein lieber Cäsar!" rief Kasimir. „Könntest Du mich jenen Damen nicht vorstellen?"

„Wozu?" fragte der Graf. „Willst Du Fräulein Brigitte etwa auch trösten?"

„Wer weiß?" sagte Kasimir, sich mit der Derb-

heit und dem Selbstgefühl eines Wolhyniers in die Brust werfend.

„Ich kenne sie nicht persönlich," stammelte der Graf heraus, aber seine Stimme zitterte, und eine Röthe überflog sein Gesicht, die sein Gefährte freilich nicht bemerkte.

In diesem Augenblick trat eine sehr reich gekleidete Dame zu ihnen, aber in jenem Reichthum war wenig Geschmack, nichts Einfaches, und Alles zeigte eine gewisse Absicht, es allen Andern zuvorthun zu wollen, eine launenhafte und absichtliche Sucht, anderen Löwinnen zum Trotze zu zeigen, daß sie im Gebiete der Mode und des Geschmackes weit mehr wisse, als sie. Diese Dame konnte ungefähr dreißig Jahre alt sein. Sie war von niedrigem Wuchse, außergewöhnlich mager und so elend, daß die Schminke, die ihre eingefallenen Wangen bedeckte, ihr das Ansehen einer Herbstgeorgine gab, die in grellen Farben prangt, aber weder Leben, noch Liebreiz, noch Duft besitzt. Jene geputzte Schwindsüchtige hatte unangenehm berührende Züge von innerlicher Gereiztheit, zusammengekniffene Lippen und Augen, die von einem unheimlichen Feuer strahlten.

Den Grafen schien es kalt zu überlaufen, als ihre Hand ihn berührte. Sie hing sich an seinen Arm und fing an zu husten. Nachdem sie jenen Anfall beruhigt hatte, der sichtlich mit Willen hervorgerufen war, zeigte sie ihrem Manne ihr Schnupftuch, auf dem Blutspuren waren, und sagte mit gezwungener, aber augenscheinlich vorwurfsvoller Stimme:

„Ich ſuche Dich ſeit einer Stunde und kann Dich nicht finden. Du verſteckſt Dich vor mir; den ganzen Abend haſt Du Dich nicht um mich bekümmert und nicht gefragt, wie ich mich befinde.“

„Ich zweifelte nicht daran, daß Du Dich wohl befindeſt,“ antwortete der Graf gleichgültig. „Außerdem war ich beſchäftigt.“

„Mit der Betrachtung der Schönheit der Warſchauerinnen, die übrigens ſehr überſchätzt wird,“ antwortete ſie, die Lippen feſter zuſammenkneifend. „Selbſt in dieſem Augenblicke ſiehſt Du mich nicht an, ſondern verfolgſt mit dem Blicke jene Giraffe im roſafarbenen Kleide mit dem Kranze im Haar. Du hörſt nicht einmal, wenn ich zu Dir ſpreche! O Du warſt immer ſo hart gegen mich, nimmſt keine Rückſicht auf das, woran ich leide.“

„Das iſt gerade die rechte Zeit zu Vorwürfen!“ rief der Graf, mit den Achſeln zuckend. „Hebe das für zu Hauſe auf, wenn wir allein ſein werden, und jetzt begrüße einen ehemaligen Bekannten. — Kaſimir!“ rief der Graf, ſich an denſelben wendend, der aus Höflichkeit ſich etwas zurückgezogen hatte, da er die Gräfin erkannte und beim erſten Worte bemerkt hatte, daß ſie bei übler Laune ſei.

„Ah, Herr Kaſimir!“ rief ſie dem ſich verbeugenden Wolhynier entgegen, „und wie befindet ſich meine liebe Emilie?“

„Fräulein Emilie,“ antwortete Kaſimir, „verheirathet ſich mit Herrn Hieronymus, Ihrem ehemaligen Nachbar, gnädige Frau.“

„O, ich meinte," antwortete die Gräfin, die Lippen zusammenkneifend, „sie sei Ihre Frau; Sie waren auf so vertrautem Fuße."

„Das Verhältniß ist aufgelöst," sagte Kasimir lächelnd.

„Und Sie können sich dazu Glück wünschen," fügte die Gräfin gleichfalls lächelnd hinzu. „Sie ist ein boshaftes Geschöpf von unliebenswürdigem Charakter und unbedeutendem Aeußern."

„Dieselbe liebe, gute Emilie?" sagte der Graf naiv, nach einer andern Seite blickend.

Seine Gemahlin sah ihn an, zuckte mit den Achseln und statt einer Antwort fing sie an zu husten. Als sich jener Husten endete, der ihr im Nothfalle immer zu Gebote stand, und durch den sie ihrem Manne seine Gleichgültigkeit für ihre Gesundheit vorwarf, rief sie mit geschwächter Stimme, das Schnupftuch zum Munde führend:

„Laßt uns wegfahren! Mir ist unwohl!"

„Das verlohnt sich der Mühe, sich so zu putzen und einige funfzig Dukaten für einen Anzug zu verschwenden, den Du nicht wieder anlegen wirst," sagte ihr Mann trocken, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Ich werde Dir nicht lange mehr Ausgaben machen," sagte die Gräfin hustend.

„Ich wollte, Du machtest mir noch lange Ausgaben, aber geringere," antwortete der Graf gleichgültig, ohne seine Stellung zu ändern.

„Laß uns fahren," sage ich Dir, „denn ich fühle, ich bekomme einen Anfall und ich werde Blut speien!" rief

die Gräfin vor innerer Gereiztheit zitternd und ſich hefti auf den Arm ihres Mannes lehnend.

„Erlaube mir, Dir zu ſagen, daß es ſo weit nich kommen wird, wenn Du nicht willſt," antwortete de Graf leiſer und zwiſchen den Zähnen. „Uebrigens fahr wenn Du durchaus willſt, fahre . . . aber ich bleibe noch!'

„Gut, dann werde auch ich bleiben!" rief ſie mi unterdrücktem Grimme, und ihre Hand unter dem Arm ihres Mannes hervorziehend, flüſterte ſie: „aber ich werd die Augen offen haben."

„Bitte recht ſehr! denn heute thut's wirklich noth," antwortete ihr Mann, und ſich nach Kaſimi umſehend, der gleich zu Anfang dieſer Eheſtandsſcen die halbleiſe geſpielt wurde, zurückgetreten war, um ſi nicht zu hören, faßte er ihn unterm Arm und beide be gaben ſich in's Boudoir der Frau des Hauſes und ſet ten ſich wieder auf ihren alten Platz. Kaſimir dacht ſich dies und jenes über das Leben und das häuslich Glück ſeines Freundes, aber da der Graf ſchwieg, f wagte er es nicht, mit irgend einer Bemerkung hervor zutreten. So ſaßen ſie einige Zeit, bis der Graf endlich anhub:

„Du haſt geſehen, Kaſimir, und gewiß auch Alles gehört.'

„Ja, ich habe geſehen und auch nolens volens fa Alles gehört," antwortete Kaſimir, mit den Händen an ſeinen Knieen hin- und herfahrend.

„Sieh, das iſt mein Leben vom Morgen bis zum Abend, vom erſten bis zum letzten Tage," ſagte der Graf

Kaſimir fuhr mit der Hand empor, zerzauſte ſich

mächtig das Haar, seufzte, rückte sich auf dem Sopha zurecht, wollte etwas sagen, fuhr aber nur mit der Hand durch die Luft und schwieg. Da sagte der Graf:

„Aber sprechen wir lieber nicht davon! Ich habe nicht das geringste Recht zu klagen. Was Jemand sucht, das findet er. Wenn Jemand mit dem Leben sein Spiel treibt, so muß er sich nicht wundern, wenn das Leben nachher über seine Ruhe und sein Glück hohnlacht, die er dem ersten besten Vorurtheil geopfert. Laß uns lieber zu unserm jungen Paar zurückkehren, das weit interessanter ist, als ich und meine Frau Gemahlin.

„Mit Vergnügen, mit Vergnügen!“ rief Kasimir schnell. „Ich werde Dir mit Vergnügen zuhören; aber in der That, Du thust mir von Herzen leid!“

„Bemitleide mich nicht; ich habe das nicht verdient!“ rief der Graf düster und fuhr folgendermaßen in seiner Erzählung fort:

„Erst nach drei Wochen, als unser Junker angeblich nach Wilna reisen wollte, machte er einen Umweg von zehn Meilen, um das Haus der Frau M... zu berühren. Nachdem er bescheiden und ohne herrschaftlichen Peitschenknall und ohne gestreckte Carriere vor dem stillen Erker vorgefahren war, erbebte er am ganzen Körper, als er vom Wagen steigend an jener selben Stelle stand, wo er Fräulein Brigitte die Knie ihres Onkels hatte umfangen sehen, eine Scene, die ihm unvergeßlich war. Die Mutter war auf der Meierei mit der Wirthschaft beschäftigt; er fand also nur die Tochter zu Hause, die, als sie ihn erblickte, ihre Arbeit fortwarf,

über und über roth wurde, auf ihn zuging und ſagte: „Wiſſen Sie, ich war faſt überzeugt, daß Sie heute oder morgen ankommen würden, und ich danke Ihnen, daß Sie mir meinen Glauben an Ahnungen, wie ich deren manchmal habe, und die mich ſelten täuſchen, beſtärkt haben.“

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, daß dieſe Ahnungen Sie an mich denken machten,“ antwortete der junge Mann, der Jungfrau in die Augen blickend, in denen ſich lebhafte Freude malte.

„O, was mich betrifft,“ antwortete ſie lächelnd, „ſo brauche ich keine Ahnungen, um an Sie zu denken. Sie haben mich zu ſehr verpflichtet! Ich liebe meinen Onkel von ganzem Herzen, obgleich ich ihn nur ein paar Mal im Jahre ſehe, und Sie waren ſo gütig gegen ihn! Aber ſpäter wollen wir mehr darüber ſprechen. Sie bleiben gewiß heute bei uns und übernachten hier, nicht wahr?“ fügte ſie mit einem ſo innigen Blick hinzu, daß es nicht möglich geweſen wäre, nein zu antworten. „Haben Sie die Güte, ſich einen Augenblick niederzulaſſen, während ich mein Amt als Wirthin verſehe, Ihre Sachen hereintragen, die Pferde unterbringen laſſe und nach der Mama ſchicke, die in der Meierei iſt und ſich über Ihre Ankunft herzlich freuen wird.“

„Fräulein Brigitte eilte hinaus, und der junge Mann blieb allein mit vor Freude klopfendem Herzen, daß man ihn ſo empfangen hatte, mit Luftſchlöſſer bauenden Gedanken, mit der Hoffnung, die Blumen auf ſeinen Lebenspfad ſtreute. Durch's offene Fenſter hörte man des Mäd-

chens Silberſtimme, die befahl, die Mutter herbeizurufen: es ſei ein Gaſt angekommen, deſſen ſie ſich freuen würde. Als er jenes Zimmer betrachtete, deſſen Ordnung, Symmetrie und Eleganz ſich ihm erſt in ſeiner ganzen einnehmenden Schönheit offenbarte, als es leer war; als er einen Blick auf die Noten warf, die auf dem Klavier, auf die Bücher, die auf dem Tiſche lagen und aus allen Dieſem ſchloß, daß hier neben der Einfachheit der Geſinnung und der Gaſtlichkeit des Landadels Frieden, Arbeit, Geſchmack und höhere geiſtige Beſchäftigungen herrſchten, träumte er ſelig, faßte er vernunftgemäße Entſchlüſſe und bemerkte nicht, wie ihm jene Minuten verflogen, ehe Mutter und Tochter zurückkehrten und ihn beide noch einmal begrüßten. Nie war der Landmann ſo glücklich, der beim Erwachen einen reichlichen Regen rauſchen hört, der ſeine Saaten begießt, nachdem ſie ein paar Wochen der Dürre preisgegeben waren, als er am folgenden Morgen, wie er nach einem ſo ſelig verlebten Abend, nach ſüßem Schlaf, voll noch ſüßerer Träume, vom Sauſen des Windes und vom Rauſchen eines heftigen Regens erwachte, der auf dem Dache plätſcherte und gegen die Fenſter ſchlug. „Sie laſſen mich bei ſolchem Wetter nicht fahren," ſagte er ſich, ſprang aus dem Bette und beſah ſich den Himmel, ob er ganz mit Wolken bedeckt, ob es nicht etwa ein Dreitags-Regen geben würde, den er, wie der Dichter Ktochanowski, unbezahlbar genannt hätte.

Leider klärte ſich das Wetter Nachmittags auf; aber auch dies war ſchon ein großer Gewinn. Verbrachte er

doch einige Stunden mehr mit der, die er schon von ganzem Herzen liebte, und außerdem, als er mit ihr am Fenster stehend und den sich zertheilenden Wolken nachsehend traurig sagte: „Es klärt sich auf;“ hörte er diese Worte wiederholen, aber in solchem Tone, daß er deutlich erkannte, daß es ihr leid thue, daß es sich aufkläre, daß der Vorwand, ihn noch länger festzuhalten, wegfalle, daß seine Gegenwart ihr angenehmer als jene Sonne, die auf's Neue leuchten sollte, als jener blaue Himmel, der binnen Kurzem sich über ihrem Haupte ausspannen sollte. Es war ihnen aber auch so wohl bei einander. So leicht floß ihnen die Rede, es war ihnen jeder Gegenstand so interessant, Alles war so hell in ihren Herzen, die Zeit verflog so schnell, daß sie nicht bemerkten, wie es eben jene unaufhaltsam forteilende Zeit ist, die jeden seligen Augenblick in ewigem Wechsel zu einem andern schlimmern entführt. „Werden Sie auf demselben Wege von Wilna zurückkehren?“ fragte das junge Mädchen, als die Kalesche schon vor dem Erker stand. — „Ich denke, meine Pferde werden von selbst dieselbe Straße wählen, denn sie erhielten hier doppelte Ration,“ antwortete der Jüngling. Fräulein Brigitte lachte und antwortete: „Lassen Sie sie gehen, ohne die Zügel straff zu ziehen, dann wollen wir sehen, ob Ihre Pferde gutes Gedächtniß haben.“ — Und in der That mußten die Pferde ein außerordentliches Gedächtniß haben, denn eine Woche später trugen sie den ungeduldigen Jüngling wieder unter das Dach, wo seine Gedanken weilten, wo jeder Moment, wie auf Rosen verlebt, ein Moment der Ver-

geſſenheit alles deſſen war, was es im Leben Häßliches und Schmerzendes giebt, ein Moment jenes Glückes, welches jeder von uns nur einmal erlebt, ein Moment jener Poeſie, die ſich nur dann gern und lieblich mit dem Dornenkranze verflicht, den das ſpätere Leben auf unſere umdüſterte Stirn drückt."

„Wehe, Wehe!" rief Kaſimir und wiſchte die Stirn mit den Fingern ab, die er dann eifrig betrachtete.

„Warum beſiehſt Du Deine Hände ſo?" fragte der Graf.

„Ich ſchaue, ob kein Blut daran klebt."

„Was für Blut?"

„Von jenem Kranze, von dem Du ſprichſt!"

„So trägſt Du ihn alſo auch?" ſagte der Graf lächelnd.

„Bah! Glaubſt Du, das allgemeine Schickſal habe mich verſchont," rief der Wolhynier mit lauter Stimme, „ich habe nicht auch jenen Moment der Poeſie gehabt, von dem Du ſprichſt? — Ich habe es verſtanden, ihn feſtzuhalten, ich habe nicht mit eigener Hand aus dem Kranze die Blume, die ihn zierte, geriſſen! Richtig bemerkteſt Du, daß jedem von uns jener Moment nur einmal im Leben werde. Und ich füge noch hinzu, daß wir Alle gleich dumm ſind und verdienten, daß jene Dornenkappe unſere Stirn verwunde. — Aber erzähle nun weiter, damit ich erfahre, daß Dein Junker eben ſo weiſe wie wir Alle war und auch mit Eſelshuf jene Zauberblüthe zertrat, deren Werth er nicht erkannte."

Der Graf ſeufzte verſtohlen und erzählte alſo weiter:

„Derartige Beſuche, die unter dem Vorwande verſchiedener Geſchäfte und Reiſen gemacht wurden, wiederholten ſich alle zwei, drei oder vier Wochen, und ſpäter, als die jungen Leute bemerkten, daß ſie nur dann lebten, wenn ſie zuſammen wären, wurden ſie immer häufiger und dauerten immer länger. Fräulein Brigittens Mutter hatte freilich wenig Luſt, einen Junker für ihre Tochter zu fangen, deſſen Verhältniſſe, ſowie auch die Geſinnungen der Mutter und namentlich der Schweſter ſie genau kannte. Aber Anfangs hielt ſie jene Beſuche für bloße Höflichkeit, und ſich moraliſch wie geiſtig dem, der ſie beſuchte, ebenbürtig fühlend, ſah ſie darin nichts ſo Außerordentliches, daß der Bruder derjenigen, die von ihr erzogen war, unterwegs ihrem Hauſe nicht vorüberfuhr. Aber als ſie ſich von einem ſichtlichen Wechſel der Laune, der Gedanken und der Geſundheit ihres einzigen Kindes, das ihr höchſtes Gut war, überzeugt, erſchrak die Arme und wußte ſelbſt nicht wie ſie ſich rathen ſollte, um eine Familie nicht zu beleidigen, gegen die ſie gewiſſe Verpflichtungen fühlte, und ihr Kind nicht in Gefahr zu bringen, ihre Seelenruhe und ihre Geſundheit zu verlieren, die ihr theurer waren, als ihre eigenen. Lange alſo überlegte und zögerte ſie, und unterdeſſen kam der Junker vorgefahren, blieb einen ganzen oder halben Tag und manchmal ſogar länger, und belebte mit ſeiner Gegenwart immer die ohne ihn hinſterbende Seele des Mädchens, ſtärkte ſich ſelbſt auch für ein Paar Wochen Trennung und fuhr wieder ab. Eines Tages,

unerwartet angefahren kam, erblickte ihn Fräulein
e durch's Fenſter, ſchrie laut auf, und vergeſſend,
Mutter im Zimmer war, fing ſie vor Ueberglück
ende an zu weinen. Frau M. . ., tief bekümmert,
der Tochter das Zimmer zu verlaſſen, empfing
ngen Mann ernſt und ſich neben ihn ſetzend,
ſie ihm mit Güte zwar, aber mit Feſtigkeit die
lung, daß ſeine häufigen Beſuche verderbliche Fol-
: ihre Tochter haben können, daß das, was für
ein Zeitvertreib, ihr ein Quell tiefen Schmerzes ſein
er des armen Mädchens Leben knicken und ihre Zu-
rnichten könne. Da fiel der Jüngling verlegen, zitternd
t Thränen wahren und tiefen Gefühles ihr zu Füßen,
ſeine Liebe und beſchwor ſie, Mittel und Wege
nnen, wie man die Vorurtheile der Mutter be-
und ihre Einwilligung erhalten könne. Er fügte
it der jungen Leuten eigenen Selbſtüberſchätzung
m Vertrauen in ſeine Kräfte hinzu, daß ihn kein
niß ſchrecke, keine Probe ändern werde, daß er
em Willen, ihren Befehlen, ihrer Leitung füge,
e ſie ihm nur nicht die Hoffnung nehme, einſt-
iejenige zu beſitzen, ohne welche ihm das Leben
ſt ſein würde, die er nicht zu ertragen vermöge.
nem Worte, er ſprach ſo, wie man gewöhnlich bei
gen Gelegenheiten ſpricht, wo ſich alles Heroiſche,
ur in unſerer Seele lebt, mit voller Energie empor-
zum Kampfe gegen Schickſal und Götter. Aber
ſpäter der Moment jenes Kampfes da iſt, wenn
jenen Helden der Zwerg des Vorurtheiles auf-

tritt, bewehrt mit dem Wappen der Vorfahren, dem Hohne der Freunde und Verwandten, dem Ton und den Sitten jener Kreiſe der Geſellſchaft, in welchen man erzogen worden, dann verbirgt ſich jener Heldenmuth wie die Hörner der Schnecken, das Herz ſinkt und erzittert vor der Wunde, die ihm jene elende Waffe ſtoßen würde; und derjenige, der im Augenblicke edler Begeiſterung ein wahrer Menſch war, eigenes Glück begreifend und fremdes achtend, wird ein Lamm, das ſich geduldig die Hörner vergolden und der Dummheit und dem Vorurtheil zum Opfer bringen läßt."

Kaſimir erhob ſich plötzlich von ſeinem Sitze, warf ſich dem Grafen um den Hals und umarmte ihn herzlich.

„Was ſoll das heißen?" fragte der Graf, ihn ſanft von ſich abwehrend.

„O wie ſich ſolche Worte lieblich anhören aus dem Munde eines Mannes von Deiner Herkunft!" rief der lebhafte Wolhynier, und dann ſich gerade aufrichtend und die Hand emporſtreckend, fügte er hinzu: „Es lebe das neunzehnte Jahrhundert!"

Der Graf lachte, nahm ihn bei der Hand, zog ihn wieder auf ſeinen Sitz neben ſich nieder und ſagte:

„Euch ſummt's im Kopfe und Euer Gehirn wird von Gedanken ſtark wie Pulver aufgeblaſen, die aber, glaube mir, nur viel Lärm und Dampf machen werden, nichts weiter."

„Ho, ho, ho! Wir wollen ſehen," rief Kaſimir feurig. „Europa ſteht auf glühenden Kohlen."

„Das ſehe ich," erwiederte der Graf ruhig, „aber was weiter? Es verbrennt ſich die Füße und wird ſich

ange kuriren laſſen müſſen, ehe ſie wieder heilen und es dieſelben Stiefel wieder wird tragen können, in denen es gewohnt war zu gehen. Aber laſſen wir das auf ſich beruhen und kehren wir lieber zu unſerem Jüngling zurück, der, als er jenes ſprach und beſchwor, an ſich ſelbſt glaubte und an der Heiligkeit ſeiner Verſprechungen nicht zweifelte. Darum glaubte ihm die arme Mutter auch, und glaubte ihm um ſo lieber, da ſie im Nebenzimmer das Schluchzen ihrer Tochter hörte, bis zu der die Worte ihres Geliebten gedrungen waren. Sie wurde alſo weich, hob den Jüngling, der ihre Knie umfaßte, mit mütterlicher Zärtlichkeit auf und erlaubte den jungen Leuten ein Paar Stunden bei einander zu verbringen, forderte ihm aber ſein Wort ab, nicht eher wieder zu kommen, bis ihm ſeine Mutter die Erlaubniß zum Verkehr in ihrem Hauſe geben werde. Sie ſchrieb alſo ſelbſt einen Brief voller Würde und Vernunft, in dem ſie ſich ſelbſt, ihre Tochter und den jungen Mann rechtfertigte, dem ſie es nicht übel nehmen könne, daß er ihren Hausfrieden geſtört und ſein Herz nicht zu beherrſchen verſtanden habe. Sie gab zu erkennen, wie ihre Tochter, weder durch ihre Geburt, noch durch ihr Vermögen, ein Recht habe, eine ſolche Verbindung zu beanſpruchen, daß ſie ſich dies würde ausreden müſſen, wenn die Aufnahme eines klein-adligen Fräuleins in den Kreis einer ſo berühmten Familie ihren Anſichten und Plänen widerſpreche, daß ſie daher, die Mutter ſelbſt von der Neigung ihres Sohnes benachrichtigend, ihr den vollſtändig freien Willen laſſe, über das Loos ihres Sohnes

zu verfügen und ihm zu erlauben, jenes Verhältniß weiter fortzusetzen, welches sie ihm bis zu dieser Entscheidung vollständig verboten habe.

„Ich brauche Dir den Auftritt nicht zu erzählen," fuhr der Graf fort, „der zwischen der Mutter, einer stolzen und von der Wichtigkeit ihres Geschlechtes und Namens durchdrungenen Frau, und dem Sohne stattfand, dessen Kopf durch Erziehung nüchtern geworden war.

„Als sie sich überzeugte, daß ihr Sohn, die Hoffnung des Magnatengeschlechtes, so tief hineingerathen war, und daß ihn weder das mütterliche Ansehen, noch die Erinnerung an seine Vorfahren, noch die Beweisgründe jener der hohen Aristokratie eigenen Philosophie überzeugen konnten, grämte sie sich sehr. Wie es gewöhnlich bei allen derartigen Gelegenheiten geht: alle ihre Beweisgründe und Ermahnungen endigten mit Zornausbrüchen, Vorwürfen, Anspielungen auf die arme Verwalterstochter und Groll gegen das Jahrhundert und seinen Geist. Der Sohn ertrug dies Alles mit der seiner Mutter schuldigen Ehrfurcht, aber auch mit der Energie eines bei seiner Ueberzeugung beharrenden und an der Berechtigung seiner Gefühle nicht zweifelnden Menschen. Da griff die Mutter zur Kabale, und als die Sache durch diesen Sturm auf seine Gefühle nicht auszugleichen war, nahm sie sich vor, das Unglück, das ihrem Geschlechte drohte, auf diplomatischem Wege abzuwenden. Nachdem sie sich also mit der noch viel stärker gegen die Verbindung eingenommenen Tochter berathen hatte, deren Unwille wahrscheinlich nicht wenig dadurch vergrößert wurde,

daß Fräulein Brigitte weit jünger und zehnmal schöner als sie war, gab die unbedachtsame Mutter sich den Anschein, als wenn sie sich füge, sagte aber, sie müsse erst die volle Ueberzeugung haben, daß dies mehr als ein augenblicklicher Rausch, daß es ein wahres, starkes und dauerndes Gefühl sei. Mir, als Mutter, sagte sie zu dem Sohne, geht es nur um Dein Glück und Deine Zukunft. Was wird aus Deinem Herzen werden, wenn jener jugendliche Taumel verweht und Du alsdann das Unpassende dieser Verbindung erkennen wirst? Auf alle Fälle wirst Du Dich in dem Kreise Deiner vornehmen Verwandten und der Freunde unserer Familie schämen müssen. Aber ist Dein Gefühl eine wahre und tiefe Liebe, so wirst Du in jener immerhin unangenehmen und demüthigen Lage eine Entschädigung im häuslichen Glücke finden, die Dir die Schande bezahlt und die Verlassenheit vergoldet."

„Die Gnädige hatte, wie ich sehe, ein Buch über Entschädigungen gelesen," sagte Kasimir mit der Hand durch die Haare fahrend.

„Kann sein," erwiederte der Graf lächelnd, „darum verlangte sie auch, daß des Sohnes Gefühl auf die Probe gestellt werde, ob seine Stärke und Macht jenes große Unglück aufwiege, welches ihm nach ihrer Meinung drohte."

„Welches Unglück?" rief Kasimir.

„Nun," sagte der Graf ernst, „daß auf den Visitenkarten seiner Frau kein „née comtesse" oder sonst etwas derartiges stehen würde, daß diese oder jene Dame, die dümmer oder häßlicher als sie, neidisch auf ihre Schön-

heit, Grazie und feine Sitte, ihrer Nachbarin zuflüstern möchte: das ist eine Verwalterstochter, daß auf seinem Schlosse, oder seiner Kutsche neben dem eigenen Wappen sich ein Wappen verdächtigen Alters oder gar keins befinden würde."

Kasimir gesticulirte mit der Hand in der Luft, rückte sich mit Ungeduld auf dem Sopha zurecht und der Graf sprach folgendermaßen weiter:

„Wegen dieser wichtigen Gründe also eröffnete sie ihm, daß sie, wenn auch mit tiefem Schmerze, dennoch in diese unpassende Verbindung willigen werde, wenn ihr Sohn nach zweijährigem Aufenthalt im Auslande mit denselben Ueberzeugungen, die er heute habe, mit denselben Gefühlen, die er heute zeigte, zurückkehren würde. Der junge Mann fiel der Mutter zu Füßen, dankte ihr für dieses Erkenntniß, das ihn zum glücklichsten aller Menschen mache, ließ die Pferde anspannen und fuhr mit der Geschwindigkeit eines eine Siegesnachricht tragenden Eilboten zu seiner Geliebten. Als er von seiner Mutter Abschied nahm und ihr gestand, wohin er so eile, verwehrte sie ihm diesen Schritt nicht, sie schien sich selbst über den Ausbruch seiner Freude zu freuen, aber innerlich lachte sie über den Jüngling, der sich so leicht fangen ließ, da er die Versuchungen der großen Welt und den schlüpfrigen Boden, der sich dort unter seinen Füßen befinden würde, nicht kannte. Nachdem er einige Tage unter demselben Dache zugebracht, wo sich diejenige befand, die er schon als die Seinige betrachtete, — so sicher glaubte er seiner selbst zu sein, — trat er mit

Thränen im Auge zu ſeiner Geliebten, um ſich auf volle zwei Jahre von ihr zu trennen. Fräulein Brigitte, ihm beide Händchen hinhaltend und ihm mit jenem innigen Blick in die Augen ſchauend, in dem ſich alles Bangen und alle Hoffnung einer liebenden Seele malt, ſagte:

„Du wirſt mich vergeſſen!“

„Dann möge der Allmächtige meiner vergeſſen!“ rief der Jüngling mit tragiſchem Pathos, die Hand zum Himmel erhebend.

„Sprich nicht ſo!“ ſagte das Mädchen, ihre Hand auf ſeine Bruſt legend. „Zwei Jahre, das iſt ſehr, ſehr lange, das hat meine Seele ſchon berechnet. Du weißt gewiß nicht, wie viele Tage das ſind, wie viele Stunden Harrens, welche unberechenbare Anzahl Minuten. Und jede Minute kann Dir Jemand zeigen, der Dich das arme Landmädchen vergeſſen läßt, das hier jede einzelne zählt und jedwede fühlen wird.“

Der Jüngling kniete vor ihr nieder, küßte ihre Hände und ſchwor.

„Schwöre nicht,“ rief Fräulein Brigitte, „ich glaube, daß Du mich heute liebſt, daß Du mich morgen, übermorgen lieben wirſt. Aber kommt in dieſer unabſehbaren Reihe von Stunden eine, in der Du mich vergißt, ſo bitte ich Dich nur um zwei Dinge: erſtens,“ fügte ſie faſt mit Thränen hinzu, „daß Du Dir keine Vorwürfe macheſt, denn das würde Dich ſehr unglücklich machen; zweitens, daß ſie, die Du wähleſt, beſſer ſei und Dich mehr liebe, denn ſonſt würdeſt Du noch unglücklicher ſein.“

Der Jüngling brach in Thränen aus, wiederholte

alle Betheuerungen, von denen bei ſolchen Gelegenheiten, wenn das Herz voll iſt, die Zunge überläuft, wie das Waſſer der Schleuſe auf das Rad, das es dreht, und nachdem er noch einmal die Hände ſeines Liebchens küßt und ihrer Mutter Knie umfaßt, fuhr er ab. Aber vielleicht langweile ich Dich. Laß uns aufſtehen und einmal nachſehen, was im Saale vorgeht."

„Um's Himmels Willen!" rief Kaſimir, den Gefährten feſthaltend. „Was kann ſich dort Merkwürdiges zutragen! Sie tanzen und damit baſta! Erzähle weiter. Ich bin ſehr neugierig, obgleich ſich das Uebrige leicht errathen ließe. Das Ausland, das iſt ein Schlund, der nicht allein polniſches Geld, ſondern auch polniſchen Verſtand, polniſche Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit verſchlingt."

„Du Scharfſinniger!" rief der Graf mit ironiſchem Lächeln.

„Ich will nicht den Beſcheidenen ſpielen," antwortete Kaſimir; „beim Mangel an anderen Fähigkeiten hat mich die Vorſehung wenigſtens mit dieſer beſchenkt. Im Auslande alſo wurde Alles vergeſſen und alle Betheuerungen und Verſprechungen gingen in Rauch auf, nicht wahr?"

„Nach zweijährigem Aufenthalte im Auslande," ſagte der Graf ſeinen Hut glättend, „kehrte der Jüngling zurück."

„Blaß, abgemagert, franzöſirt, mit verdorrtem Herzen, denn er hatte jenes wunderliebliche Mädchen vergeſſen, und mit leeren Taſchen, in welchen ſtatt Dukaten ſich nur Liebesbriefchen voller Schmutz und orthographiſcher Fehler befanden," unterbrach ihn Kaſimir.

„Im Gegentheil," antwortete der Graf, „er kehrte doch

bangig, geſund, mit einem Herzen voller Liebe für Fräulein Brigitte zurück; mit einem Worte, derſelbe, der er geweſen, nur um zwei Jahre älter, erfahrener, männlicher und voll mannsſprechlicher Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande und ſeiner Geliebten.“

Der Graf ſchwieg und blickte dem ſcharfſinnigen Wolhynier in die Augen. Dieſer ſchlug den Blick nieder, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte:

„Nur weiter, nur weiter!“

„Es verſteht ſich von ſelbſt,“ ſagte der Graf, „daß er eher bei ſeinem Liebchen als zu Hauſe vorfuhr. Welchen Jubel er ſelbſt empfand und welchen Jubel er dorthin brachte, wie er empfangen wurde, brauche ich Dir das zu ſchildern? Das Beſtehen dieſer ſchweren Probe, die Erfüllung ſeines Gelübdes, das er als heilig betrachtete, verbreitete Frieden auf ſeinem Antlitz, machte ihn viel männlicher, und ließ ihn ſeiner Geliebten noch weit ſchöner erſcheinen. Auch Fräulein Brigitte war unter dem Einfluſſe einer zweijährigen Sehnſucht gereift. Auf ihrer Stirn las man Ernſt und Sinnigkeit, ihre Augen hatten es gelernt, über den gegenwärtigen Augenblick hinaus in die Zukunft zu blicken, um ihren Mund ſpielte jenes ſchwermüthige Lächeln, das der Kampf zwiſchen Zweifel und Hoffnung erweckt, und alles dies, ſich mit dem gegenwärtigen Glücke verflechtend, gab ihren zauberhaft ſchönen Zügen einen ſo ſeelenvollen Ausdruck, beleuchtete ſie mit einem ſo milden, ſo eigenthümlichen Lichte, daß der Jüngling in ſtaunender Bewunderung beim Anblick jener Schönheit blieb, und ſeinen Augen

nicht trauen wollte, daß sie, vor die er auf's Knie hätte sinken mögen und die Arme zum Gebet emporheben, seiner Seele, seinem Innersten angehöre und nach ihm voller Liebe die Arme ausstreckte. O!" fügte der Graf aus innerster Seele hinzu, und auch sein Blick schweifte in unbekannten Fernen, „es war dies ein Moment unendlich großer Seligkeit, unbeschreiblich, einzig, dessen Erinnerung immer vor ihm stehet, wie ein Engel des Trostes in Momenten der Bitterkeit, an Tagen der Schwermuth und des Ueberdrusses, in jenen unerträglichen Jahren, die sich dahin schleppen wie ein von Ochsen gezogenes Fuhrwerk, unaufhörlich weiter rückend, unaufhörlich knarrend und zu keinem Ziele gelangende."

Kasimir sah ihn an, schüttelte den Kopf und horchte, und der Graf, mit der Hand über die Stirn fahrend, fuhr also fort:

„Als der junge Mann mit einem von Liebe und Hoffnung überströmenden Herzen vor seiner Mutter stand, begrüßte sie mit einem ironischen Lächeln, und fest überzeugt, daß das von ihr angewandte Mittel seine Wirkung gethan habe, fragte sie ihn: „Nun, mein lieber Sohn, warst Du jetzt auf der Meierei?" Der Jüngling sah das Lächeln der Mutter und begriff die Bedeutung ihrer Worte. Seine Stirn verfinsterte sich, sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, aber die Gefühle, die ihn beherrschten, bemeisternd, antwortete er mit erkünstelter Ruhe: „Es scheint mir, liebe Mutter, daß sein Wort halten Pflicht des Ehrenmannes ist, auf welcher Stufe der Gesellschaft er sich auch befinde." „Sein Wort

einer Verwalterstochter halten?“ rief die Mutter mit verächtlicher Miene.

„Sein Wort halten, sowohl einer Verwalterstochter, wie einem Sohne!“ antwortete der junge Mann erröthend. Als die Mutter bemerkte, daß ihre ganze Diplomatie mißlungen war, schwieg sie und gab ihm keine entscheidende Antwort. So vergingen einige Tage. Als sie ihn fortwährend schweigend und in Nachdenken versunken sah, fing sie endlich an, ihn über seinen Aufenthalt im Auslande zu befragen, über die Vergnügungen, die ihn am meisten gefesselt hätten, was für Bekanntschaften er in den Bädern und in Paris gemacht habe, und ob eine derselben nicht die Ursache des in sich Versunkenseins sei, daß sie auf seiner Stirne lese. Der junge Mann antwortete, das er in den Bädern gar nicht gewesen sei, da er immer gesund gewesen, daß er in Paris sich meistens im Louvre, in den Vorlesungen und auf der Bibliothek aufgehalten habe, in Florenz in der Gemäldegallerie, in Rom im Vatican und im Colliseum; daß er vielen durch Gelehrsamkeit und Talente ausgezeichneten Männern begegnet sei, mit einigen sogar nähere Verhältnisse angeknüpft habe, aber daß er sich nach ihnen nicht sehne, da er ihre Werke in der Hand habe und von ihnen so auch fernerhin Nutzen ziehen könne. Die Mutter biß sich in die Lippen und erneuerte solche Gespräche nicht wieder, gleich als wäre sie nicht zufrieden, daß ihr Sohn seine Zeit so schlecht angewandt habe. Wiederum also hüllte sie sich in eine Wolke des Schweigens, als sei die Probe, die er überstanden, gar

nichts, als ſolle das Ziel, wegen deſſen er ſich ihr unterworfen, in vollſtändige Vergeſſenheit gerathen.

„So vergingen ihm,“ erzählte der Graf, nachdem er ein Paar Minuten ausgeruht, weiter, „ein Paar Monate voller Zwang, Erwartung und unerträglicher Qual. Da kam auch die Schweſter an, mit der die Mutter lange Berathungen hatte; aber weder die Eine noch die Andere erwähnte wiederum jener Sache, die alle Gedanken des jungen Mannes in Anſpruch nahm und wie ein Stein auf ſeinem Herzen laſtete. Endlich ungeduldig über ſeine Lage, die Sehnſucht und Unſicherheit, in der man ihn hielt, nicht länger ertragend, trat er vor die Mutter hin und ſagte ihr feierlich: er habe ihren Willen heilig erfüllt, er kehre nach zwei Probejahren mit denſelben Gefühlen, die er hatte, zurück. Die Gewalt jener Liebe, die er abreiſend empfand, ſei nur noch verdoppelt; er bitte ſie alſo, ihm das gegebene Wort zu halten und ihren mütterlichen Segen zu der Verbindung, die einzig und allein ſeine Seelenruhe ſichern könne, zu geben. Statt zu antworten, brach die Mutter in Thränen aus, dann gab ſie ſich den Anſchein, als ob ſie einen gewaltigen Nervenkrampf habe, der lange dauerte und dem der Sohn mit anſcheinender Gleichgültigkeit zuſah; innerlich aber verurſachte es ihm einen nagenden Schmerz, daß ſie, die er liebte und verehrte, ſich vor dem eigenen Kinde zu einer Komödie entwürdigte, um ihre Vorurtheile zu befriedigen und ſeinem Herzen den koſtbaren Schatz, zu deſſen Erkenntniß der Himmel ſein Herz erſchloſſen, zu entreißen. Als die Mutter ſich beruhigte und in das blaſſe und veränderte

Beſicht ihres einzigen Sohnes blickte, ſchien ſie wirklich rſchüttert zu ſein und gab ihm einen Wink, zu ihr zu reten. Der Jüngling fiel vor ihr auf die Knie und egte ſeinen Kopf auf ihren Schooß, und ſie, die Hände uf ſein Haupt legend, ſagte: „Mein theures Kind! Mit iefem Schmerze ſehe ich, daß der Schlag, der Dir und Deinem Hauſe drohte, und den ich mich bemühte, durch Zögerung und Zerſtreuung abzuwenden, unvermeidlich ſt. Dein Wille alſo geſchehe, obgleich ich ſehr bezweifle, aß es auch Gottes Wille iſt, da die Sache ſo ſehr egen alle Eingebungen des Mutterherzens verſtößt, das etzt eben von tiefer Trauer und bangen Ahnungen heim- eſucht wird. Ich gebe alſo meine Einwilligung und elobe Dir ſogar, meine nur zu gerechte Abneigung zu ezwingen und Deine Erwählte unter dieſem Dache ſo ufzunehmen, daß Dir daraus kein Kummer erwachſe. Aber mein theurer Sohn! Ein ſolches Opfer Deinem Herzenswunſche bringend, habe ich ein Recht, auch von Dir ein Opfer zu verlangen.“

„Zu einem jeden bin ich bereit, theure Mutter!“ rief der Sohn mit Begeiſterung, ihre Füße demüthig und dankbar küſſend. Darauf ſagte ſie ihm, ihn erhebend und einen Kuß auf ſeine Stirn drückend: „Ich verlange von Dir noch ein Jahr Aufſchub, und daß Du während dieſes Jahres alle Verhältniſſe mit ihnen abbrichſt und Dich aus Lithauen entfernſt. Reiſe nach Wolhynien! Dort habe ich Freunde und Verwandte; unter ihnen verbringe dieſe Zeit der Probe und Buße,“ fügte ſie mit einem gezwungenen Lächeln hinzu. „Berathſchlage mit

meinem Bruder und meiner Schweſter, deren Häuſer zu den erſten dieſer reichen Provinz gehören.

„Wenn Du finden wirſt, daß Deine Frau in den Kreis, der Dich dort umringen wird, hineingehört, daß ſie mit jener Geſellſchaft verwachſen könne, in der und für die Du geboren; wenn ihr Leben, ihre Meinungen, ihre Ueberredungskunſt glücklicher ſein werden, als meine Thränen und Bitten, und Dich nicht überzeugen werden, daß Du Deine Zukunft verkümmerſt und Dein Glück tödteſt; wenn Du von dort zurückkehrend mir ſagen wirſt: „Mutter! Segne meine Verbindung mit der Verwalterstochter!“ ſo werde ich Euch den Segen ertheilen und ich gebe Dir mein Wort, daß ich von jenem Augenblicke an durch Nichts mehr zeigen werde, daß ich das ungern, mit Gram und gegen meine Ueberzeugung that.“ Dieſe Worte berührten den Jüngling wie Eis und löſchten das heiße Dankgefühl, welches er beim Anfang ihrer Anrede für die Mutter empfand. Er erkannte, wie viel er würde leiden müſſen, ehe er alle jene Hinderniſſe, die man ihm jetzt ſtellte, überwunden, wie ſpäter ſein Leben im väterlichen Hauſe ſein werde, wo das Weſen, das ihm das Theuerſte auf der Welt, jeden Augenblick jenen Dornen ausgeſetzt würde, mit denen Geburtsſtolz diejenigen zu ſtechen verſteht, die ſich durch eigene Kraft Erziehung, Verſtand oder Schönheit auf gleiche Höhe erhoben haben. Aber unerſchüttert in ſeinem Vorhaben, gelobte er der Mutter gleichgültig und kalt, daß er ihren Willen erfüllen werde, aber auch

erwarte, daß dies die letzte Probe ſein werde, auf die ſie ihn ſtelle; ſie möge die Saite des Gehorſams nicht zu ſtraff ſpannen, denn zu ſtark angezogen, könne ſie reißen.

„Ein paar Tage ſpäter machte er ſich auf die Reiſe, und als er blaß und mit umdüſterter Stirn vor der Geliebten ſtand, erkannte die Arme mit dem Inſtinkte eines liebenden Herzens, daß ſchon wieder Etwas vorgefallen und daß jenes Glück, das ihr ſchon ſo nah zu ſein ſchien, ihr wiederum weit, weit entfernt habe und vielleicht auf immer aus ihrem Buſen entflohen ſei. Der Jüngling ſuchte ſie zu tröſten, ſtellte ihr das Hinderniß als ein und unbedeutend vor, betheuerte und ſchwor, aber wußte ſelbſt nicht weshalb; er konnte ſchon nicht mehr ganz ſo beredt wie zuerſt ſein, und der Glaube entfloh aus dem Herzen des Mädchens, das leiſe weinte, obgleich ihre Lippen lächelten, ihre Stirn Ruhe erheuchelte, ihre Worte Vertrauen in die Zukunft zeigten und das Herz des Geliebten kräftigten und ermuthigten. Das Uebrige kannſt Du Dir ſicherlich denken," fügte der Graf hinzu, fuhr mit der Hand über die Stirn und ließ den Kopf ſinken.

„Wie das? Ich ſoll es mir denken können?" rief Kaſimir. „Ich kann es mir gar nicht denken! Im Gegentheil, erzähle weiter, ich bitte Dich! Der junge Mann alſo reiſte nach Wolhynien ab?"

„Er reiſte ab," antwortete der Graf finſter, und, auf die Zimmerdecke blickend, fügte er hinzu: „und verheirathete ſich dort ſieben Monate nach ſeiner Ankunft."

Kaſimir fuhr kerzengerade empor, ſtellte ſich vor den

Grafen hin und ihn am Arme rüttelnd, als wolle er ihn aus dem Schlafe wecken, rief er:

„Du ſcherzeſt wohl?“

„Ich ſcherze nicht,“ antwortete der Graf ernſt, „innerhalb ſieben Monate nach ſeiner Ankunft in Wolhynien verheirathete ſich jener junge Mann mit einer Bruſtkranken.“

„O, der Eſelsefel!“ rief Kaſimir, fuhr mit der Hand durch die Luft und in echt wolhyniſcher Weiſe verächtlich auf den engliſchen Teppich, der den Fußboden des Boudoirs der vornehmen polniſchen Dame bedeckte, ſpeiend, ſetzte er ſich auf ſeinen alten Platz und ſagte:

„Erkläre mir wenigſtens, wie zum Teufel er eine ſolche Dummheit begehen konnte?“

„Mein guter Freund!“ erwiderte der Graf, „noch iſt kein ſo weiſer Mann geboren worden, der alle unſere Inconſequenzen erklärte und den Grund aller Dummheiten, die wir begehen, erforſcht hätte. Edel von Natur, fähig in einem gewiſſen gegebenen Augenblick zu Allem, was groß und lobenswerth; dürſtend nach Ruhm und ihn zu erringen vermögend, wenn wir nur nicht darauf warten müſſen; eigenes Glück begreifend und fremdes achtend, wenn wir das Eine und das Andere in der Hand haben, ſtehen wir doch jämmerlich von den beſten Entſchlüſſen ab, entſagen wir der Größe, dem Ruf und dem Ruhme, treten wir eigenes und fremdes Glück mit Füßen, wenn die Zeit uns, eines nach dem andern, jene kleinen Hinderniſſe in den Weg legt, die uns ermüden, die unſere Ausdauer auf die Probe ſtel-

len, die uns zwingen, morgen, übermorgen und ſo weiter zu wollen, mit gleicher Begeiſterung und Kraft daſſelbe zu wollen, was wir geſtern wollten.

„Das iſt die Klippe, an der bei uns Alles ſcheitert: Anſehen, Kenntniſſe, guter Namen und Lebensglück.“

„Alſo auch den Jüngling ermatteten die Mühſeligkeiten und er hörte auf zu wollen?“ rief Kaſimir.

„Es ſcheint ſo,“ antwortete der Graf. „Als der junge Mann in Wolhynien bei ſeinen Verwandten ankam, fand er dort herrſchaftliche Häuſer, ein Leben auf großem Fuße, aber ohne jenes Maß und ohne jene Pauſen, die der Muſik Harmonie und Wohlklang geben, durch welche ſie berauſchend erhebt. Er fand dort ein unaufhörliches Charivari, das zuerſt durch wüſten Lärm und Disharmonie abſtößt, dann Kopf und Sinne betäubt und unvermerkt in jenen unaufhörlichen Strudel hineinzieht, aus dem Nichts unverſtümmelt herauskommt, weder Leib noch Seele. Bälle, Abendgeſellſchaften, Diners, Frühſtücke, Jagden, Kuligs *) und dabei Flaſchen und Karten, und überall lockendes Lächeln, verheißende Blicke und der leicht und ohne Verzug ſich anbietende Genuß ſchleppten ihn unvermerkt mit und geſtalteten dieſes für einen beſſeren Weg geſchaffene Gemüth um. Zuerſt wehrte er ſich mit ſeiner Erziehung, mit ſeinen Grundſätzen, deckte er ſich mit dem Schilde der Liebe und dem Bilde der ſich nach ihm ſehnenden Geliebten; aber jene unaufhörliche und abſichtlich zu ſeinem Unter-

*) Faſtnachtsbeluſtigungen.

gang und zur Rettung der Familienehre auf ihn gerichtete Strudel erfaßte ihn und beſpritzte ihn über und über mit ſeinem Kothe. Als er derſelbe wie die andern geworden war, fing er an, daſſelbe zu wünſchen, wie ſie, und ſo wie ſie das Leben und ſeine Endzwecke zu verſtehen. Die Schweſter, die ſich dort fortwährend aufhielt, bemerkte das, verlor ihn nicht aus den Augen und leitete alle Batterien, die gegen ſeine Rechtlichkeit und ſein Gewiſſen gerichtet waren. Da fand dann das Zureden ſeiner Verwandten, die unaufhörlichen Beſtürmungen ſeiner Freunde und Freundinnen immer leichteren Eingang; und als ein Augenblick vollſtändiger Betäubung und Schwäche eintrat, wurde ihm eine glänzende Partie untergeſchoben, die das Ziel der Wünſche aller ſeiner Bekannten war. Seine Eigenliebe wurde aufgeſtachelt durch die verſtellte Behauptung, ja durch Wetten, daß er ſie nicht erhalten würde, und unſer Jüngling, bei der Ehre gefaßt, ohne ſich viel dabei zu denken . . .“

„Ja! daß iſt eben unſer Elend,“ antwortete Kaſimir, ſich mit der Fauſt auf's Knie ſchlagend, „daß wir Alles thun, ohne uns viel dabei zu denken.“

„Ohne ſich viel dabei zu denken, wie ich ſchon geſagt, machte jener Jüngling ſeinen Antrag und verheirathete ſich einen Monat ſpäter.“ Dieſe Worte ſprach der Graf etwas leiſer, ſeufzte unvermerkt und ſchwieg.

„Und hatte er Fräulein Brigitte ganz und gar vergeſſen?“ fragte Kaſimir nach einer Pauſe.

„Kurz nach der Hochzeit,“ antwortete der Graf, „wurde der arme Teufel nüchtern und erinnerte ſich.

r fühlte das ganze Gewicht der Feſſeln, die er ſich
ngelegt, aber ... jetzt war es zu ſpät. Er konnte ſeine
rau nicht lieb gewinnen, denn allſtündlich ſtand die
underliebliche Geſtalt Fräulein Brigittens zwiſchen ihnen,
nd ihre ſchwarzen in Thränen ſchwimmenden Augen
rohend und unerbittlich, tief in ſein Herz, das voll un-
ausſprechlicher Sehnſucht und nagender Gewiſſensbiſſe
ar. Die Zeit brachte ihm nur wenig Linderung, denn
s gelang derſelben nicht, ihn an eine kränkliche, von der
Schwindſucht bedrohte Frau zu gewöhnen, die außerdem
oshaft, eigenſinnig und voll von jenen üblen Gewohn-
eiten war, die eine verkehrte Erziehung, eine verzärtelte
inbildungskraft und ein in ſich ſelbſt Verliebtſein mit
ich führen. Seine Dummheit bitter beweinend, wandte
r Augen und Gedanken vom Bilde jenes abgelegenen
ütchens hinweg, das doch nur vielleicht Verzweiflung,
ewiß aber lange und ſchwere Trauer in ihm wach ge-
ufen hätte, gab ſeinem von einem Wappen verdeckten,
prächtig genäherten und reich gekleideten Elend die Hand
nd zog mit ihm jenen Pflug des Lebens, an den er
ich wie ein Zugochſe hatte anſpannen laſſen."

„Und Fräulein Brigitte?" fragte Kaſimir traurig.

„Für Fräulein Brigitte," antwortete der Graf, „ver-
gingen die erſten ſchmerzlichen Augenblicke, nachdem ſie
erfahren, daß ſie das ganze Gebäude ihrer Zukunft und
alle ihre Hoffnungen auf Glück auf ein ſo kleines und
elendes Herz gebaut hatte, in ſchwerer Krankheit. Aber
die polniſchen Frauen, mein Lieber, zerfallen in drei
Klaſſen. Zu der erſteren gehören ſchöne und hüpfende

Weſen, putzſüchtig und leichtſinnig, ohne Herz und Gedanken, die weder Freude noch Schmerz empfinden, und demſelben Gefühle für einen modiſchen Hut, wie für einen wohlgebauten Anbeter durchdrungen, mit demſelben Thränen den Verluſt ihres Gemahls, ihres Kindes und eines Armbandes beweinend. Deren giebt es ſehr viele. Zur zweiten Klaſſe gehört die gewöhnliche Hälfte des Menſchengeſchlechts: regelmäßig verrichten ſie Morgens und Abends ihr Gebet, ziehen ſich deshalb elegant an, weil ſie Jemandem gefallen können, der ſich würde verheirathen wollen; ſie treten dann in den heiligen Stand der Ehe, nicht aus Liebe, ſondern weil man ein Haus und eine Wirthſchaft haben muß; im Uebrigen ſind ſie tugendhafte Göttinnen, zärtliche Mütter, gute Wirthinnen, gaſtfreie und barmherzige Frauen. Zu dieſer Klaſſe gehören, Gott ſei Dank, die meiſten. Zur dritten, freilich nicht zahlreichen, aber dennoch bei uns zahlreicheren als anderswo, gehören körperlich ausgewählte Organiſationen, deren Schönheit in Erſtaunen ſetzt, und zugleich geiſtig höher ſtehende Weſen, deren Kraft in keinem Verhältniſſe zu der Zartheit des Gewebes, welches ſie umgiebt, zu der Feinheit der Formen, durche welche ſie ſich unſern Augen offenbaren, zu ſtehen ſcheint. Liebe, in der ganzen hohen Bedeutung dieſes Wortes, bildet den Inhalt ihres Lebens; jede derſelben hat nur einmal geliebt, innig und tief; keine noch wurde ſo geliebt, wie ſie es verdiente; aber keine auch wurde von jenem Unglück vernichtet, von dem ſie überzeugt, daß es unvermeidlich und der ihrer Ueberlegenheit nothwendig zufallende An-

theil iſt. Jede von ihnen fühlt, daß ſie ein Engel, der ſich aus irgend einem beſſeren Lande hierher verirrte, daß ſie in einer Sprache zu den Leuten ſpricht, die dieſe nicht verſtehen können; es ſchmerzt ſie die Wunde, welche die Erde ihr ſchlägt; aber auf ihrem Antlitz erblickſt Du nur Schönheit und Trauer, auf ihrer Stirn nur Frieden und Ergebung, mit der ſie zu jenem Heimathlande, von dem ſie kam, zurückſtrebt. Zu ihnen gehört Fräulein Brigitte."

Der Graf ſchwieg, und Kaſimir ſtand auf, zerraufte ſich mächtig das Haar und zugleich unbemerkt eine Thräne wegwiſchend, die ſich in ſein Auge gedrängt hätte, fing er an, im Zimmer auf und abzugehen.

„Setze Dich, Kaſimir," ſagte der Graf, „ich bin gleich zu Ende und dann gehen wir in den Saal."

Als ſich Kaſimir betrübt niederließ, fuhr ſein Gefährte folgendermaßen fort: „Ihr ganzes ſpäteres Leben war ein ununterbrochener Beweis jener Ueberlegenheit, zu der keiner von uns ſich in ähnlicher Lage zu erheben verſteht. Wir tröſten uns gewöhnlich mit den Umarmungen eines andern, nicht geliebten Weibes; wir klammern uns an Geſchäfte, gewagte Spekulationen; wir ſuchen Geld, ergeben uns der Ausſchweifung, dem Trunk oder dem Spiele. Sei nun Stolz oder unſere gröbere Natur daran Schuld, aber faſt immer führt uns eine Täuſchung der Seele auf den Weg des Körpers, und irren wir uns in der Wahl derjenigen, die uns zum Himmel führen ſoll, ſo ergeben wir uns gänzlich der Erde. Als Fräulein Brigitte ſich vom Krankenlager er-

hob, war sie gleich so, wie Du sie heute siehst, traurig, aber ruhig, ernst, aber manchmal mit jenem Lächeln der Ergebung auf den Lippen, das da zu sagen scheint: Ich wußte, daß mir das begegnen würde. Ihr Leben war fortan eine Reihe von Aufopferungen und Arbeit. Selbst aller Freude entsagend, bestrebte sie sich, um sich herum nur freudige Gesichter zu sehen. Das Schicksal half ihr bei der Erfüllung jener Pflichten einer Trösterin und eines Vormundes jeder Betrübniß, jedes Kummers, der nur zu ihren Ohren kam.

„Jener Landedelmann im abgenutzten Rocke, jener Sonderling, ihr Onkel, den sie so liebte, und außer ihr Niemanden liebte, vermachte ihr sterbend sein Gütchen und ein paarmalhunderttausend Gulden baares Geld, die er während seines ganzen Lebens zusammengescharrt, vermehrt und verborgen hatte. Fräulein Brigitte verkaufte das Gütchen und gebrauchte die bedeutenden Einkünfte und einen Theil des Kapitals, um das Gut der Mutter zu solcher Blüthe, Ordnung, Wohlstand und Schönheit zu bringen, daß es heute, durch ganz Lithauen bekannt, das Entzücken aller Reisenden ist: ein thatsächlicher Beweis, was dies unser Land sein könnte, wenn wir vernünftiger wären und Geld und Zeit nicht zum Fenster hinauswürfen. So verflossen ihr die Jahre. Natürlicher Weise fand ein so schönes, so gebildetes, so reiches Mädchen alle Jahre, alle halbe Jahre einen neuen Anbeter, der sich schmeichelte, daß er ihr die ehemalige Liebe, die bekannt und nicht unbesprochen geblieben war, aus dem Sinn bringen, sie mit neuen Gefühlen beleben und

ihre Stirn aufheitern werde. Fräulein Brigitte antwortete Jedem mit Milde, ſchlug die Bewerbung mit dem Lächeln der Güte und ruhiger Vernunftgründe aus, und mehr als Einer, der ſich mit dem Gedanken an das ſchöne Gütchen und das bedeutende Vermögen an ſie herangewagt hatte, fing erſt dann an ſie wahrhaft hochzuſchätzen und zu lieben, als er ſich überzeugte, daß er ſie nicht beſitzen könne.

„Als ihre Mutter geſtorben war, begab ſich Fräulein Brigitte auf einige Zeit in ein Kloſter zu Wilna. Dort lernte die Fürſtin O... ſie kennen, ſchätzen und wie eine Tochter lieben. Seit der Zeit beſuchten ſie ſich häufig. Die Greiſin ſinnt auf nichts Anderes, als wie ſie ihre junge Freundin zerſtreuen möchte; und Fräulein Brigitte vermag Alles über ſich, um ihrer theueren Beſchützerin zu zeigen, daß ihre Bemühungen nicht umſonſt, daß das Leben ſeinen Reiz für ſie noch nicht verloren und daß ſie das, was Andere berauſcht und beſeligt, wenigſtens intereſſirt und belebt. Darum bringt ſie die Faſchingszeit manchmal in Wilna zu, deshalb iſt ſie in dieſem Jahre nach Warſchau gekommen, wo ſie auf Bälle geht, ſich mit Eleganz und Geſchmack kleidet, tanzt, ſich mit der jungen Welt unterhält und ſich ſcheinbar amüſirt; aber wie Du geſehen haſt, iſt ſie ein Weſen aus einer andern Welt, deren Seele ſich in der Vergangenheit wiegt und ſie mit jenem Blicke der Liebe und des Schmerzes betrachtet, mit dem eine junge Mutter die Leiche ihres Kindes anſieht, in Gedanken allen jenen

ſtehen, betrachtete dieſes ihm das Herz zerreißende Bild, und tief aufſeufzend über unſere Dummheit und unſer ſelbſt erwähltes Elend, zerraufte er mächtig ſein Haar, eilte die Treppe hinunter, warf ſich in eine Droſchke und fuhr ſchnell nach Hauſe.

Der Anwalt.

Aus den „Typen und Charakteren"

von

Joseph Ignaz Kraszewski.

In den Augenblicken größerer Erschütterungen und sozialer Veränderungen, welche den unter ihrem Einflusse aufwachsenden einen neuen Charakter geben, gewähren vielleicht den interessantesten Anblick jene Ueberbleibsel einer schon ausgestorbenen Kulturepoche, die auf einer ihnen fast fremden Welt, traurig ihr Ende erwartend, die letzten Tage verleben. Diese Armen schleppen sich auf einer für sie schon erkalteten Erde unter Menschen umher, die von ihnen nicht mehr verstanden werden. Trübsinnig und in sich verschlossen, weil sie Niemanden haben, den sie vertraulich anreden könnten, warten sie nur noch, ob denn nicht bald die Todtenglocke tönt, die sie erlösend abrufen wird. Schmerzlich ist es, auf sie zu blicken, so sehr belastet das Leben ihre kraftlosen Schultern, so sehr hat ihnen das unerbittliche Schicksal Alles, Alles weggenommen!

Die Familie, die Nächsten, die durch Blut, Schicksal, Freundschaft und Gewohnheit mit ihnen verbunden sind, begreifen sie nicht mehr, wundern sich über sie, und wenig fehlt, daß sie nicht eines Dolmetschers bedürfen, um die aus einer

ganz andern Welt zu ihnen herübertönende Sprache verstehen zu können. Glücklich sind diese Armen noch, wenn ihnen Auge und Mund der Ihren nicht Hohn, sondern Mitleid bezeugt.

Mir zieht sich stets das Herz zusammen bei dem Anblick dieser Ueberbleibsel einer bereits abgeschlossenen Epoche, dieser schwermüthigen Krieger eines in die Ewigkeit vorausgegangenen Heeres. Zwar sieht man sie immer seltener unter uns; aber dafür stechen diese letzten Typen um so deutlicher von der sie umgebenden Welt ab und zeichnen sich auf dem Grunde derselben in scharf markirten Zügen.

Als ich vor einigen Jahren mich in einem nahe gelegenen Städtchen aufhielt, hatte ich zu verschiedenen Malen Gelegenheit, um 9 Uhr Morgens eine nach der Kirche wandelnde Gestalt zu erblicken, die mir gar sehr auffiel. — Es war ein alter Mann von hohem Wuchs, aber er war gebeugt, und sein greises Haar hatte statt der ursprünglich weißen eine andere unbestimmte gelbgraue Farbe angenommen. Seine altmodische Tracht war so abgeschabt und verschossen, daß sie die bitterste Armuth zu verrathen schien. Er stützte sich auf einen hohen mit silbernem Knopfe verzierten Rohrstock, auf dem nur noch zu einer Hälfte der Lack übrig geblieben war und zur andern die vom Gebrauche ausgeschliffenen Fasern weiß hervorschauten. Er schritt die Füße kaum erhebend, vielmehr mit ihnen nur weiter schurrend, den Kopf senkend, langsam einher, und sah sich nicht einmal um nach den Vorbeigehenden, die ihn streifend berührten.

Langsam schlich er an meinem Fenster vorüber in die Straße, welche nach der Kirche führte und verschwand meinen Augen wie ein Gespenst aus einer andern Welt. Sein ganzes Wesen erweckte in mir ein solches Mitleid, sein trauriges Alter hatte mich so lebhaft in Anspruch genommen, daß ich mich gleich, nachdem ich ihn zum ersten Mal gesehen, bei Jemanden nach dem Namen dieses Menschen erkundigte.

„Das ist der alte Anwalt Paliszewski," antwortete man mir achselzuckend.

„Das scheint ein armer Mensch zu sein!"

„Ein armer Mensch? ich weiß nicht; aber das ist gewiß, daß er nicht so arm ist, als er aussieht!"

„Warum geht er so elend einher, mutterseelen allein, zu Fuß in diesem Alter?"

„Weiß ich warum?" erwiderte abermals achselzuckend der Befragte. „Ich kenne ihn wenig, man hat mir nur gesagt, daß er sehr geizig sei."

Beim ersten Male mußte ich mich schon damit begnügen; zum zweiten Male erkundigte ich mich jedoch bei einem Israeliten nach Herrn Paliszewski. Denn Niemand ist so gewandt wie sie, was Menschenkenntniß anbetrifft. Vielleicht erwerben sie sich dieselbe eben deswegen, weil sie von Jedermann abhängig sind, weil sie sich vor einem Jeden beugen müssen; vielleicht auch weil sie aus den Schwächen der Menschen Nutzen ziehen; vielleicht endlich zufolge eines angebornen Instinktes. Kurz, Niemand wird Dir über einen Jeden so genaue Auskunft geben können, wie ein Israelit."

„Der Herr Paliſzewski! der Herr Anwalt! antwortete der Jude mit mitleidigen Lächeln. „Sie wiſſen nicht, was das für einer iſt? Ein Anwalt! Das ſagt ſchon Alles!“

„Wie es ſcheint iſt er arm?“

„Wenn ich das Geld hätte, das er beſitzt, und das er ſchon durchgebracht hat, was blieb mir noch zu wünſchen übrig.“ — Da ging gerade der alte Anwalt vorbei. Aber ſeine grau geſprenkelte Kapotte, unter derſelben der ſeidene abgeriebene Kontuß von unbeſtimmter Farbe, ſeine groben, ziegenledernen Stiefel und ſeine Mütze, die einſt weiß geweſen, heute aber ſo ſchmutzig-roth ausſah wie der Fuchspelz, mit dem ſie verbrämt war, dünkten mich in einem ſo großen Widerſpruche mit den Ausrufungen des befragten Iſraeliten, daß ich dieſen über das ganze currieulum vitae des Herrn Paliſzewski auszufragen begann und ohne große Mühe folgende Einzelheiten erfuhr.

Von ſeiner urſprünglichen Herkunft wußte Niemand etwas Genaues; man meinte blos, daß er ein Edelmann ſein müſſe; denn in die Paläſtra*) wurden nur Edelleute aufgenommen, und am Finger trug er ein Karniol mit einem Wappen als Siegelring, deſſen er ſich als Petſchaft zu bedienen pflegte. Von einem ganz kleinen Applikanten arbeitete er ſich in jenen Zeiten, wo die Prozeſſe noch wie Schwämme aus der Erde wuchſen, bis zum Anwalte empor und nahm ſogleich eine faſt bedeutende Stellung in der Paläſtra ein. Er erhielt ſie

*) In das Tribunal.

rch ſeine unerhörte leidenſchaftliche Arbeitſamkeit, durch
ne unbeſchreibliche Gewandtheit im Sprechen und
chreiben und endlich dadurch, daß er bei anſcheinend
ßer Ehrlichkeit ſich mit ſeinem Gewiſſen ein für alle
al abgefunden hatte; denn wie er pfiff, ſo ſang ihm
n Gewiſſen nach.

Sein Leben, das er als ganz unbedeutender Feder-
ner angefangen hatte, der dem Anwalte die Papiere
chtragen, in der Kanzlei an der Thüre ſtehen und
t genug zu Hauſe den ſich Rath holenden Klienten
ühle reichen mußte — begnügte ſich auch ſtets mit
enigem. Er ſtrebte weder nach bedeutenden Prozeſſen,
ch nach reichen Klienten, noch nach Erwerbung großen
hmes durch ſeine Reden; er lebte ganz weit draußen
f der Vorſtadt in einem engen Kämmerchen, man
ßte nicht wie? und wovon? Wer ſich durch den
raßenkoth zu ihm durchgearbeitet hatte, ſah bei ihm
n Hauſe nichts als Papiere, ein elendes Lager und ein
ar Reſerve-Stiefel. Was er, ſein eigner Herr und
iener, aß und wie er ſein Leben zubrachte, konnte Nie-
and ſagen. Regelmäßig ſah man ihn Morgens bei
er heiligen Meſſe, dann mit den Papieren unterm Arme
n Gerichte. Hier hatte er ſeine Stelle in einem Winkel,
m dem er ſich nie entfernte. Er ſprach wenig, immer
ur das, worüber er befragt wurde; ja ſeine Antwort
ar niemals vollſtändig, denn ſoviel er immer konnte,
erſchlang er von derſelben. Außerordentlich geizig, ohne
alles Gefühl für Freundſchaft, und mißtrauiſch, ließ er
ſich zwar niemals auf's Glatteis führen; aber es konnte

ſich auch Niemand über ihn beklagen. Sogar wenn er, durch die Umſtände gezwungen, ſeinen Gegner angriff, that er das mit ſolcher Höflichkeit, ſo ängſtlich genau die Titulatur beobachtend und ertheilend, ſo den Gegner mit Hochachtungsformeln überhäufend, daß dieſer, obwohl er ſich erröthend ärgerte, ihm doch nichts anhaben konnte.

Es war mir unmöglich, aus den jetzigen Zügen des Herrn Paliſzewski zu leſen, was ſie früher geweſen, denn ſein verſchrumpftes Geſicht erſchien mir wie eine kalte, unbewegliche Todtenmaske. Man ſagte mir aber, daß, einige von den Jahren eingegrabenen Runzeln ausgenommen, er immer ſo ausgeſehen habe. Stellt Euch ein längliches Geſicht vor von gelber Hautfarbe, mit einem ſtattlichen Spitzbarte, mit niedriger Stirn und tiefliegenden Augen; die Naſe fleiſchlos und knochicht, der Mund unter einem Schnurrbarte verſteckt, und dieſes Alles ſo unbeweglich, ſo ſteinern, daß es noch bei Lebzeiten einen Leichengeruch ausathmete. Seine Augen blickten Niemanden geradezu an, aber ſie ſchweiften auch nicht nach der Seite umher; ſie ſchienen geradeaus auf ein unſichtbares Etwas geheftet zu ſein und erregten Ungeduld durch ihre Gleichgültigkeit.

Aber trotzdem er auf Nichts blickte, ſah Paliſzewski, wahrſcheinlich mit einer beſonderen Organiſation begabt, dennoch Alles. So Niemand in den Weg kommend, langſam ſein Brod verdienend und daſſelbe nur in ganz kleinen Stückchen verzehrend, ſich tief verneigend vor den berühmteren Advokaten, verſchaffte er ſich eine ganz beſondere Stellung. Alle zuvor unbedeutenden und ver-

wickelten Rechtssachen geriethen in seine Hände. Seinen Clienten versprach er wenig und forderte ziemlich viel von ihnen, dagegen war es unerhört, daß er Jemanden jemals betrogen hätte. Bei seinen Collegen hatte er sich, wenn auch keine Freundschaft, so doch Wohlwollen erworben, weil er ihnen nichts vor der Nase wegschnappte, im Gegentheil ihnen gern aus dem Wege ging und so ganz still seinen Weg weiter fortsetzte.

Es war damals eine Zeit, in der die Palästra bei uns beinahe dieselbe Rolle spielte, welche heutzutage die Künstler spielen. Sogar große Herren bewarben sich um die Freundschaft der Advokaten, empfingen sie in ihren Häusern, bedienten sie mit Essen, Trinken und Schmeicheleien, und da dies ein Brod war, welches man durch Lappfarbeit gewann, so galt Jeder, der zur Palästra gehörte, eo ipso für einen Literaten, für einen Gelehrten, für einen Mann von Geist und Schriftstellertalent.

Ein solcher Mann erwarb sich Achtung, Beifall und Ehrenbezeugung; da aber diese Drei sich am häufigsten beim Schmause und beim Becher auszusprechen pflegten, so trank man der Palästra so lange zu, bis man sie auf's Aeußerste betrunken machte. Bei jedem Tribunale mußten sich Weinkeller befinden, zu den Kadenzen *) wurde Ungarwein herbeigeholt, und die Juden manschten und panschten saures Getränk zurecht, indem sie auf die ver-

*) Kadencya hieß die Zeit, während welcher die Gerichte ihre Sitzungen hielten. Solcher Kadenzen waren im Jahre zwei, nämlich den Mai und Juni hindurch und dann vom November bis Ende Februar.

Logik in dem Maße, daß sie das Dekret schreiben mußten, fast wie er es ihnen diktirte.

Und wenn man ihm dann gratulirte, antwortete er sich tief verbeugend: „Nicht ich, mein wertheſter Herr, die Sache hat gewonnen.“

Den Thoren, die ihn darüber zur Rede ſtellten, daß er gegen ſie ſtehend gewonnen habe, pflegte er ganz ſtill, ohne alle Bewegung immer mit einer und derſelben Redensart zu erwidern: „Si te judex bene judicabit, cede justitiae, si male cede fortunae!“

Im häuslichen Leben gab es gewiß Niemanden, der weniger gebraucht hätte; er bewohnte immer eine kleine Stube in einem ganz abgelegenen Häuschen am andern Ende der Stadt, ging ſtets zu Fuß, kleidete ſich ärmlich und das liebe Geld hütete er ſo, daß ſich Niemand rühmen konnte, ihm daſſelbe jemals abgelockt zu haben.

Er war ein Menſch ohne alle Leidenſchaften. Seine Jugendjahre hatte er verlebt, ohne auf ein Weib zu blicken, ohne zu wiſſen, was das heiße, ſich Bequemlichkeiten zu verſchaffen. Er knauſerte blos übernatürlich und wie man ſagt, hatte er eine ſolche Vorliebe für die Rechtswiſſenſchaft und eine ſo große Luſt am Prozeſſiren, daß, wenn es ihm jemals an Prozeſſen gefehlt hätte, er ſich ſelber verklagt haben würde, um nur Arbeit zu bekommen. Aber in den damaligen für die Paläſtra ſo glücklichen Zeiten fehlte es nie an Prozeſſen, und manche derſelben waren ſo glücklich, an zwanzig Jahre zu dauern.

Weil Paliſzewski ſo knauſerig war, hielt man ihn

gedächtniſſes, des Gedächtniſſes der Daten der geringfügigſten Einzelnheiten der Prozeſſe, nicht blos ſolcher, die unter ſeinen Augen entſchieden waren, ſondern aller, von denen er nur im Leben gehört hatte. Er citirte noch nach zehn Jahren die Dokumente eines jeden Prozeſſes, ihre Einregiſtrirung und ganze Ausdrücke derſelben ſogar wörtlich, und das Geſetz und die praejudicata konnte er an den Fingern herſagen, ſo daß, wenn man Etwas in der Conſtitution, in dem Statute oder in der preußiſchen Correctur nachzuſehen hatte und man ſich zu ihm begab, er augenblicklich den Paragraphen zu citiren wußte.

Obgleich er deshalb nicht ſtolz wurde, obgleich er die Naſe nicht hoch trug und ruhig ſein Stübchen auf der Vorſtadt behielt, nach wie vor in ſeiner mohnfarbenen Kapatte mit dem erſten beſten Gürtel ging, deſſen ausgefaſerte Stellen er ſorgfältig verſteckte, ſo ſtieg Paliſzewski doch dermaßen in der allgemeinen Achtung, daß ohne ihn ſchon gar kein Prozeß mehr vorgenommen wurde, und, was die Hauptſache iſt, ihm wurden die am meiſten verwickelten anvertraut.

Stillſchweigend bereitete er ſich vor; mit ſeinen Klienten ſprach er nicht viel; ehe die Parteien aufgerufen wurden, hörte Niemand nur ein Wort von ihm; aber ſobald er das Wort nahm, da gab es Etwas zu hören. Denn ob er nach dem Concepte oder frei aus dem Gedächtniß ſprach, Alles, was nur zur Unterſtützung ſeiner Sache dienen konnte, ordnete er ſo an, ſetzte es ſo klar auseinander und feſſelte überhaupt die Richter durch ſeine

Schritte in dem engen Stübchen herumgehen und in
verſtändlichen Ausrufungen mit ſich ſelber ſprechen hö
Wie ein vom Sturme erſchütterter Baum ſchwankte
einige Zeit lang, ungewiß, was er anfangen ſolle, bis
allmählig eine neue Lebensart ausfindig gemacht ha
Im Sommer und Winter um 8 Uhr Morgens,
ſchlechtem wie bei gutem Wetter, beſuchte er regelmä
die Meſſe, nach welcher er entweder bei einem Ge
lichen eintrat, um ein wenig auszuruhen, oder ſich in
alte Gericht begab, wo er auf dem Hofe auf- und
wandelte, um dann wieder nach Hauſe zurückzukehren

Hier machte er ſich an die Arbeit, als würde er du
die dringendſte Nothwendigkeit dazu getrieben. Er le
Aktenfascikeln und Verzeichniſſe von Papieren an, die i
aus der Zeit der früheren Geſetze übrig geblieben wa
Er machte Summarien, zuweilen ging er ſogar bis
den alten Akten zurück, um Etwas zu verificiren, beg
Quärenden, durchſtöberte Akten, und das Alles in Sach
die Niemanden außer ihn ſelber angingen. Man la
ihn aus wie einen Verrückten: er hingegen lächelte ſeit
ſeits wieder über die Spottenden. Aber durch dieſe
heit gelangte er dazu, ein lebendiges Regiſter alter Ak
bücher zu werden und keine Quärende konnte man o
ihn vornehmen. Er allein vermochte das Jahr,
Buch und die Möglichkeit der Aufſuchung eines Do
mentes anzugeben, wonach ein Anderer zwei Jahre hera
geſtöbert hätte, ohne es zu finden.

Da er fühlte, daß er nothwendig war, ſo nahm
von einem jeden nachgewieſenen Aktenſtücke ſo viel a

ſo wenig, als er bekommen konnte; aber umſonſt that er Nichts. — Und ſo erwarb er ſich Etwas, wenn auch langſam. Nachdem er gegeſſen, was ſeine Wirthin ihm zuſammengekocht hatte, und dann ein Viertelſtündchen geſchlummert, ſetzte er ſich wieder zur Arbeit, bis ihn die Glocke zur Vesper weckte. Dann ging er beten. Zuweilen blickte er auch noch einmal ins Gericht hinein, ſtieß einen Seufzer aus und kehrte zur Nacht wieder nach Hauſe zurück. Hier machte er ſich auf's Neue über die Papiere her, wühlte in ihnen herum, confrontirte, ſchrieb und arbeitete manchmal bis Mitternacht.

Wer ihm einen alten Prozeß, der bereits vor hundert Jahren entſchieden war, zuſteckte, der erwies ihm den größten Gefallen. Dann hefteten ſich ſeine grauen Augen auf jenen unerforſchlichen Punkt; ſein Schnurrbart zitterte, und ſchon Tags darauf ſtudirte Paliſzewski dieſen Prozeß, in welchem er nach ſeiner Art „de noviter repertis“ das Urtheil ſprach.

Wo er ſein Geld verſteckte, konnte Niemand erforſchen; aber Alle wußten, daß er welches haben müſſe. Man begann, ihm deshalb zuzuſetzen. Von jeher ſcheint's, hatte er im Geheimen auf Pfänder geliehen, als aber ſeine Beſchäftigung abgenommen hatte, war aus dem Anwalte ein förmlicher Wucherer geworden.

Es war jedoch wunderbar, daß ein ſo verſchlagener, ſo geſchickter Mann, der die Menſchen ſo gut kannte, ſich dabei ſchimpflich betrügen ließ. — Auf irgend eine Weiſe hatten die Juden herausgebracht, daß er geizig war, und offerirte ihm nur Jemand einen hohen Zinsfuß, ſo ließ

er ſich leicht an dieſer, ſo gewöhnlichen Angel fangen. Er verkaufte, wie man zu ſagen pflegt, den Thaler zu 3 Groſchen, und auf dieſe Weiſe verlor er gar manchen, indem er bald werthloſe Pfänder, bald Dokumente auf Häuſer annahm, welche die Juden gar nicht beſaßen. Er beſann ſich, wurde behutſamer, aber leider faſt ſchon zu ſpät; doch noch immer bekamen ihn die Geſchickteren, ſei es durch vorgeblichen Reichthum oder durch den Schein von Ehrlichkeit, dann und wann in ihr Netz. Wenn er ſo betrogen worden, bemühte er ſich, die erlittenen Verluſte durch neue Sparſamkeit zu erſetzen, und verdoppelte ſeine Knauſerei.

Er ging alſo, wie wir ihn bereits geſehen hatten, ſtets in der mohnfarbenen Kapotte, in dem abgeſchabten, ausgebleichten Kontuß, ſo daß man ihn auf der Straße für einen Bettler hätte halten können. Er alterte merklich; aber trotz ſeiner Gottesfurcht kam es ihm doch nicht in den Sinn, daß er ſterben, daß ſein wie eine Uhr geordnetes Leben einſt ablaufen könne. Zwar hatte er für Niemanden zu ſorgen; denn Familie hatte er wenigſtens in dieſen Gegenden nicht, und Niemand konnte von ihm herausbekommen, woher er ſelber ſtamme.

Seit jener großen Veränderung, die in ſeinem Leben vorgegangen war, als ihn nämlich die Umgeſtaltung des Gerichtsweſens ſeiner gewöhnten Beſchäftigung beraubt hatte, verbrachte er ſeine Zeit, wie wir bereits erwähnten, ohne ſich Geſellſchaft oder Menſchenhülfe zu ſuchen.

Dieſe kalte Miſanthropie, dieſer Nimbus des Räthſelhaften, die ganze geheimnißvolle und originelle Geſtalt

machten mich in dem Grade neugierig, daß ich mich ifrig bemühte, ihn kennen zu lernen und mich ihm zu nähern.

Ich werde nicht beſchreiben, wie viele verlorne Tage und wie große Mühe es mich koſtete. — Ich benutzte zum Vorwand eines Erbſchaftsprozeſſes, der nach alten Geſetzen entſchieden ſein ſollte, und bat ihn um Rath. Ich traf Paliſzewski in ſeinem Stübchen auf der Vorſtadt, das zuſammen mit einer noch kleineren Nebenkammer, die nur durch einen Bretterverſchlag von erſterem geſchieden war, ſeine ganze Wohnung ausmachten. Die Stübchen waren nackt, feucht und mit einem ſtarken Modergeruche erfüllt. In der erſten erlaubte die hier herrſchende Dunkelheit kaum die ſchlechten Geräthſchaften zu erkennen; in der zweiten war es etwas heller, aber ebenfalls ärmlich. Ein kleines Fenſter beleuchtete das Zimer, und in demſelben befand ſich ein noch mit einem Fetzen grünen Tuches bedeckter Tiſch, der an der Wand ſtand und mit Papieren bedeckt war. Das Bett war ausgelegen, ſchmal und hart, wie das Lager eines Mönches. Außerdem ſah man noch einige halboffenſtehende Koffer, aus denen irgendwelche Aktenbündel hervorguckten.

Paliſzewski ſaß auf einem alten, ſchon ſtark beſchädigten Stuhle in einem weißen Kittel, der vom häufigen Waſchen eingelaufen war, ſich kaum zuknöpfen ließ und deſſen Aermel faſt nur bis an den Ellenbogen reichten. Er hatte eine altmodiſche, auf die Naſe geklemmte Brille ohne Flügel auf, die er vermittelſt einer Schnur um

den Kopf befeſtigt hatte. Anſtatt der Stiefel hatte
hinten heruntergetretene Pantoffeln an. Der Eintr
des Fremden ſtörte ihn jedoch nicht im Mindeſten;
ſah mich an, fragte was ich wolle, bat Platz zu nehm
und machte ſich über die Papiere her. Ich erſtaun
über ſeine ungewöhnliche Uebung. Nachdem er kau
einen Blick auf die Papiere geworfen hatte, errieth
wie durch Eingebung, was ſie enthielten. Das tre
fende Urtheil, das er über dieſen Gegenſtand ausſprac
ſetzte mich ebenfalls in Verwunderung. Da es mir j
doch nicht darum zu thun war, ſondern da ich nur de
Menſchen kennen lernen wollte, ſo fing ich an, ihn i
ein Geſpräch zu ziehen. Beim erſten Male mißlang e
mir jedoch gänzlich; er blieb ſchweigſam, ſetzte wieder d
Brille auf und hörte mir gleichgültig zu; aber er ga
mir zu verſtehen, daß ich jetzt, nachdem ich ihn u
Rath gefragt, meiner Wege gehen und ihm keine Z
rauben müſſe.

Als ich erſt mit ihm vertrauter geworden war, lern
ich ihn näher, beſſer kennen, und es gelang mir, ihn z
weilen in ein vertrauliches Geſpräch zu ziehen.

Aber auch in dieſer Beziehung war er ein Knauſe
und ich hatte Nichts, wodurch ich ihn hätte ködern könne
denn außer Geiz und Juriſterei beſaß er keine ande
Schwachheit.

Ich bediente mich eines unſchuldigen Kniffes, um ih
zu ködern. Ich beſaß ungeheure Aktenſtöße eines vo
hundert Jahren bereits entſchiedenen Prozeſſes, ſehr o
deutlich von einem unverheiratheten Oheim chronologiſc

geordnet. Um den Alten lüstern zu machen, gab ich ihm ein Fascikel und fing ihn dadurch wie einen Fisch an der Angel. Als ich ihn bald darauf wieder besuchte, blickte er mir begierig auf die Hände, ob ich ihm nicht die Fortsetzung dieses interessanten Werkes mitbrächte. Leidenschaft und gereizte Neugierde wirkten in ihm so sehr, daß er, um mir den Rest des Prozesses abzufeilschen, sogar höflich, liebenswürdig und schmeichlerisch wurde.

Als ich ihn schon so weit gebracht hatte, fragte ich ihn einst ganz rasch: „Herr Paliszewski, wie kann Sie das interessiren, wie vor hundert Jahren ein Prozeß entschieden worden?"

Paliszewski verzog das Gesicht, schien jedoch nicht besonders Lust zu einer Antwort zu haben und rückte seine Brille zurecht.

„Ach lieber Herr!" sagte er, „was ist da zu reden. Sie freilich haben ein Theater, haben Bücher und Menschen, und was habe ich? — Eben nur einzig und allein diese vermoderten Papiere, in denen ich mir ein Leben suche. Und das nimmt Sie Wunder?"

„Aber auch Sie würden ebenfalls Menschen, Beschäftigung, Gesellschaft und ein ganz anderes Lebensziel finden können."

„Zu spät mein Herr, zu spät! Holofernes sah sich um und der Kopf war nicht mehr da.*) Das Alles hat für mich schon kein Interesse mehr! Ich versichere

*) a hotowy nema. Ein kleinrussisches Sprichwort, welches bedeutet: „schon zu Nichts mehr tauglich sein."

Sie: wenn ich einen gut geführten Prozeß lese, so ist es mir, als wäre ich selber dabei; die Hände jucken mich, um Beifall zu klatschen! Lernt man auf diese Weise etwa wenig Menschen kennen?“

„O! mein lieber Herr, mein lieber Herr! weder Arzt noch Geistlicher blicken jemals so tief in das Menschenherz wie wir! Wie viele anscheinend ehrliche und gewissenhafte Menschen müssen uns nach einer geheimen Conferenz ganz anders erscheinen! — Oder auch die Richter! Ja, ja! ich hab' ihrer verschiedene gesehen; gar oft betreten wir die Gerichtsstube, nachdem schon zuvor alles unter ihnen abgekartet war, wer gewinnen sollte und wer nicht; und glauben Sie, mein Herr, daß wir uns davor fürchteten? Die Schiedsrichter traten herein, die Abstimmungen begannen, manchmal überzeugte man sie aber auch und noch öfters machte man, daß sie sich schämten und gewann die Sache! ja, gewann in dem Grade, daß der Verlierende angesichts der öffentlichen Meinung, die ihn verdammte, ganz kleinlaut und wie begossen davonschlich. Nun, wie soll ich mich nicht jener Zeiten erinnern, in denen ich aufwuchs und mit denen ich zusammenwuchs?“

Hier schwieg der Alte still, obgleich ich ihn mit solcher Aufmerksamkeit und mit solchem Stillschweigen anhörte, daß er bis morgen hätte reden können. Er besann sich, daß er zuviel gesagt habe, wurde düster und zuckte die Achseln. Erst nach einer Weile gelang es mir, ihn aus dieser Gleichgültigkeit, in die er sich verkroch, wie eine Schildkröte in ihre Schale, wieder herauszulocken.

„Ja ſo," ſagte er, „ihr wundert euch? Wundert euch aber nicht, ich bleibe bis an meinen Tod Anwalt, wie ich es immer geweſen. Vergebens! „Was der Scherlein in der Jugend einſog, darnach riecht er im Alter." *) Schon als Knabe ſchleppte ich mich mit Akten, ich lernte früher das Formularbuch, als den Katechismus auswendig, jetzt, wo man Nichts zu thun hat, ſtöbert man in alten Akten herum!"

In dieſen wenigen Worten war auch der ganze Lebenslauf des Greiſes ausgedrückt und mehr konnte ich aus ihm nicht herausbringen. Er fertigte mich durch Stillſchweigen ab und wurde manchmal augenſcheinlich ungeduldig, wenn ich ihn in ſeiner Arbeit ſtörte.

Noch eine gewiſſe Zeitlang ging Paliſzewski, jedes Mal langſam dahinſchleichend, zu ſeiner gewöhnlichen Stunde in die Morgenmeſſe und in's Gerichtsgebäude, kehrte dann zu ſeinen Papieren zurück, arbeitete bis zur Vesperglocke und legte ſich erſt ſchlafen, nachdem er bis ſpät in die Nacht hinein Aktenſtücke bei einem Talglichte chiffert hatte, zu denen er bald am andern Morgen gleich nach dem Aufſtehen wieder zurückkehrte.

Die einzige Unterbrechung machte der Verkehr mit den Juden, welche Pfänder bei ihm auskauften, oder das Ausleihen des Geldes und Abnehmen der Pfänder.

Paliſzewski's Bekannten, die von ſeinem Gelde wußten, und jetzt ſahen, wie er ſich immer mehr dem Grabe näherte, fingen an, ihm um den Bart zu gehen, in der

*) Sprichwörtliche Redensart, entſpricht unſerm: „Jung gewohnt, alt gethan."

Absicht, sich seiner Hinterlassenschaft zu versichern. Die Geistlichen erinnerten ihn an die Kirche und seine Seele. Andere suchten ihn durch kleine Dienstleistungen zu gewinnen; er nahm Alles gleichgültig an; so oft man aber in ihn drang, pflegte er zu antworten: Ei, dazu ist ja noch immer Zeit genug! Und sein Leben floß ohne jede Aenderung dahin! Seine von der Arbeit verdorbenen Augen wurden immer schwächer und seine Kräfte nahmen überhaupt dermaßen ab, daß er eine Viertelstunde früher als sonst fortgehen mußte, um der Messe beizuwohnen. Endlich begannen ihm auch die Füße zu schwellen.

Dieses Alles änderte jedoch seine Lebensweise in Nichts, und so fand man ihn eines Morgens todt, das Haupt auf seinen Tisch gesenkt.

Es ist unbekannt, was aus dem hinterlassenen Vermögen geworden ist; denn es war so verschwunden, als wäre es nie vorhanden gewesen. Man beerdigte ihn sehr einfach; mit den Papieren seiner Aktenfascikeln fing die Wirthin an, zum Winter die Fenster zu verkleben; seine mohnfarbene Kapotte ging auf einen trunksüchtigen Schuster über; den Rohrstock zog sich ein Fleischer, ein Verwandter der Wirthin, zu Gemüth, und seine Schatulle — ja der liebe Gott mag wissen, wo sie hingekommen!

Nur die Juden, als sie eines Morgens ihn vor ihren Gewölben nicht mehr nach der Kirche gehen sahen, schüttelten mit den Köpfen und konnten sich denken, daß er nicht mehr leben müsse.

Sie zuckten die Achseln und dies war Palisjewski's einziger Nekrolog.

Johann der Doppelgänger.

Von

Joseph Ignaz Kraszewski.

I.

In Wilna war es gebräuchlich in der Charwoche ſchaa-
nweiſe die kleine Kirche der Bonifrater, in welcher eine
ſchöne, von Dilettanten ausgeführte Muſik zu hören war,
nd das daneben liegende Irrenhaus zu beſuchen, welches
n dieſem Tage wenigſtens theilweiſe den Neugierigen
öffnet war. Müßige Schauluſt führte Viele dahin;
er ich habe niemals begriffen, wie man mit fröhlicher
iene von dort wieder heraustreten konnte. Für mich
r ſelbſt der Anblick des Todes nicht ſo unangenehm
rührend, nicht ſo ſchmerzhaft, als das Bild des tief-
n Falles der werthvollſten Kräfte, die das eigentliche
eſen des Menſchen ausmachen; auch vermied ich jenen
blick, ſo viel es möglich war; und obgleich die Muſik
ch oft nach der kleinen Kirche lockte, wo die kunſtgenuß-
chtigen Zuhörer kaum Raum genug fanden, blickte ich
ch nur von ferne mit kindiſcher Furcht und mit Grau-
n auf die halbgeöffnete Thür, welche in die Behauſung
r Unglücklichen führte, die von ihrer Familie und der
elt geſchieden, daſelbſt lebten. Ueberhaupt ſchien es

mir immer, daß die bei Wahnſinnigen angewandte Heilmethode und die Art ſie zu behandeln, eher die Entwickelung der Krankheit förderten, als ſie hemmten. Den Unglücklichen aus einem lieben Orte und von geliebten Perſonen entfernen, ihn ſeiner Familie entreißen, ihn in die Hände fremder, kalter und harter Leute, hinter Gitter und düſtre Mauern, mitten unter gleichgültige, wohl gar drohende Geſichter ſtoßen, — ſind dies nicht tödtende Mittel? Und es giebt herzloſe Menſchen, ſelbſt im Schooße wohlhabender Familien, welche bereit ſind, bei dem erſten Schrei des Schmerzes, der Reue, und bei irgend einem unverſtändlichen Gedanken, Diejenigen in den Abgrund zu ſtürzen, die ihnen am nächſten ſtehen.... Doch ſprechen wir lieber nicht von ihnen ... ein Schauder überläuft mich, wenn ich daran denke, daß die Welt ſie ehrt und tugendhaft nennt; daß ſie darauf in der Kirche zu Gott beten, den ſie in ihrem Nächſten von ſich geſtoßen haben, und nach Hülfe und Rettung ſeufzen.

II.

Im Jahre 1829 ging ich mit meinen Kollegen zu den Bonifratern. Kaum gelang es mir, mich unter den Chor an eine leere Stelle zu drängen, welche wir uns mit der Kraft der jungen Arme feuriger Kunſtliebhaber verſchafft hatten. Wir blieben dort, bis die Muſik beendet war, und als die Menge anfing, ſich zu verlaufen, drangen Eugen, Eduard und Romuald in mich, mit ihnen in das Hoſpital zu gehen, in welches eine Thür und

aus der Kirche führte. Ich war zu jener Zeit in mein achtzehntes Jahr getreten, alſo ſehr jung und zu meinem Unglück im höchſten Grade reizbar; aus Furcht, durch ſie hineingezogen und gezwungen zu werden, das anzuſehen, was auf meinen ohnehin aufgeregten Geiſt einen zu ſtarken Eindruck gemacht hätte, trat ich, dies abwehrend, bis an den Ausgang zurück. Sie fingen an, meiner zu ſpotten, mich einen furchtſamen Haſen zu nennen. Im achtzehnten Jahre erträgt man ſolche Beleidigungen nicht; die Stille der Kirche, die wir ehrten, erlaubte nicht, uns darüber auszuſprechen; mit gepreßtem Herzen folgte ich ihnen, beſchloß aber, mich bald loszureißen und ſo ſchnell als möglich zu entfliehen.

Der kleine Prieſter Hyacinth empfing uns an der Thüre; er war einer der Brüder, die ſich dem Dienſte und der Pflege der Wahnſinnigen gewidmet hatten.

Man kann ſich nichts Gewöhnlicheres und weniger Verſprechendes vorſtellen, als das Geſicht und die Geſtalt des Prieſters Hyacinth, obgleich man bei näherer Bekanntſchaft einen beſcheidenen, würdigen, trefflichen Arbeiter in ihm fand, der ſeine irdiſche Sendung gewiſſenhaft erfüllte. Klein, dick, kugelrund, roth mit großen, unförmlichen Händen, glich er der Figur eines ſchlecht gewechſelten Schachſpiels, deren Kopf der Künſtler oberflächlich ausgearbeitet und die er, nachdem er im Uebrigen kaum Umriſſe gegeben, hingeworfen hatte. Das Geſicht war rund, voll, aber nichtsſagend, mit verwiſchten Zügen, als wenn die Natur ſich bemüht hätte mit denſelben den Menſchen zu verhüllen; die Augen, der Mund,

die niedrige Stirn ſagten ebenfalls nichts. Dann erſt, wenn er den Mund öffnete, wenn er belebt wurde, wenn die Seele dieſe gewöhnlichen Züge erhellte . . . dann ſtrahlte er von evangeliſchen Tugenden, dieſer heilige Mann, der ſeines Gleichen Wenige auf Erden hatte.

III.

Romuald, welcher, ich weiß nicht woher, den Prieſter Hyacinth kannte, lächelte eintretend ihn mit der ihm eigenen Sanftmuth an und bewillkommnete ihn, indem er ihm Etwas in's Ohr flüſterte. Auf der Schwelle feſtgebannt, wagte ich nicht weiter zu gehen; furchtſam blickte ich um mich, als wenn ich einen ſchrecklichen Anblick erwartete. Indeſſen ſah ich nur einige Männer in Schlafmützen und in dem gewöhnlichen Anzuge des Hospitals, die langſam, ernſt und ruhig in dem gewölbten Zimmer herumſpazierten. Auf keinem dieſer Geſichter war, wie ich befürchtet hatte, Raſerei zu leſen, obgleich mächtige Erſchütterungen unauslöſchliche Spuren darein gegraben hatten. Alle waren Märtyrer irgend eines Weſens, irgend eines Gefühls, irgend eines Gedankens oder Vorfalls, der ihr Leben verödet und den Stundenzeiger bei einer traurigen Stunde angehalten hatte.

Romuald, Eduard und Eugen ſchritten weiter vor; ich blieb an der Thüre ſtehen und ſah, daß der brave Z., mich in ſeinen Schutz nehmend, dem Prieſter etwas in's Ohr flüſterte, und dieſer, um mich zu ermuthigen und Bekanntſchaft mit mir anzuknüpfen, bot mir ſeine Tabacksdoſe an; ich nahm eine Priſe, da ich aber nicht

daran gewöhnt war, nieſ'te ich ſtark zu wiederholten Malen, und als ich die Augen wieder aufſchlug, gewahrte ich neben dem ſich vor mir verbeugenden und mir Geſundheit wünſchenden Bruder noch eine zweite Geſtalt mit der Unheil drohenden weißen Schlafmütze.

„Wohl bekomm's," ſagte der Unbekannte, der ſich ſogleich zu mir hinneigte, ziemlich fröhlich, „wohl bekomm's, Herr Studioſus!"

„Ich ſtelle Ihnen meinen guten Freund, den Herrn Johann vor," ſagte der Prieſter Hyacinth, deſſen Gegenwart am andern Ende der Zelle nöthig war und der ſich eilig dahin begab und mich mit dem erwähnten Johann allein ließ.

Ich geſtehe, daß ich in nicht geringer Furcht war.

IV.

Indeſſen hätte jener Johann ſie nicht erwecken ſollen. Er war ein Mann von einigen vierzig Jahren, noch ziemlich kräftig, mit einem leichten Anfluge der entflohenen Jugend im Blicke und im Lächeln, kahl, ſoviel man unter der Mütze ſehen konnte — aber in den Augen zeugte eine beinahe unmerkliche Unruhe von einer innern Aufregung. An der Art, ſeine Kleider, ſeine Mütze zu tragen, an der zarten Geſichtsfarbe, an den Händen, welche wohl nie gearbeitet hatten, erkannte man einen Mann, der gewöhnt war, auf ſein Aeußeres Sorgfalt zu verwenden und nach einer gewiſſen Ordnung und in Bequemlichkeit zu leben. In den Zügen lag Adel und das, was man zum Spotte „Vollblut" nennt. Man

konnte ſich nicht irren, er war gewiß ein ehemals vermögender und gut erzogener Mann; vergebens ſuchte ich Spuren des Wahnſinns an ihm. Es wunderte mich nur, daß er ſich fortwährend nach der Thüre, nach dem Fenſter umſah und rückwärts blickte, als wenn es aus Angewöhnung geſchähe. Er lächelte mir zu, als wir allein geblieben waren, und da dicht neben der Thüre eine eichene Bank ſtand, wies er ſie mir und ſetzte ſich zuerſt darauf, indem er augenſcheinlich eine Unterredung zu beginnen im Sinne hatte. Er fing ſie ſehr leiſe an.

„Mit wem habe ich die Ehre?“

Ich ſagte ihm erröthend meinen Namen.

„Ich möchte,“ ſagte er kopfſchüttelnd, „mich Ihnen ebenfalls vorſtellen, aber dabei giebt es eine Schwierigkeit; man giebt mir verſchiedene Namen. Ich ſelbſt benenne mich verſchieden, je nach der Zeit und den Umſtänden. Der Pater Hyacinth hat mich nicht ohne Grund Johann den Doppelgänger genannt, alſo möge es auch ſo bleiben . . . Wenn der Böſewicht nur jetzt nicht käme und mich hinderte, könnte ich Ihnen viel Merkwürdiges von mir erzählen.“

Ich entſetzte mich, da ich glaubte, dieſer Ausfall ſei gegen den Prieſter Hyacinth gerichtet.

„Wer? Von wem ſprechen Sie?“ fragte ich lebhaft.

„Von dem, von dem,“ ſetzte er leiſe hinzu, „von dem Böſewichte, Sie müſſen es doch ſchon merken,“ ſagte er lächelnd, indem er hinter ſich wies.

„Merken kann ich nichts; ich weiß gar nicht, von wem die Rede iſt.“

„Ach! wie denn, Sie wiſſen nicht?“ unterbrach er mich mit leiſem Vorwurfe. „Alle wiſſen es ja, und machen unnützer Weiſe ſich ſelbſt ein Geheimniß daraus. Sie ſind noch jung, ſehr jung, aber Sie müßten ſchon fühlen und verſtehen, wovon die Rede iſt.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß mir dieſe Rede ganz unverſtändlich iſt.“

„Sie merken, daß von meinem zweiten Ich die Rede iſt, von dem Hallunken, der mir das Leben verbittert, der unaufhörlich um den Beſitz meines Leibes ringt; es iſt doch für Niemand ein Geheimniß, daß ein Jeder zwei Weſen in ſich trägt.“

Ich ſah ihn mit großen Augen an.

„Es iſt zu ſehen, daß in Ihnen der zweite noch nicht erwacht iſt,“ ſagte er, da er mein Erſtaunen ſah, „nun! um ſo mehr muß ich Sie warnen.“ Er nahm eine Priſe, ſah ſich vorſichtig um, ſchüttelte den Kopf und fing langſam alſo an.

V.

Uns Allen iſt es klar, daß jedem Menſchen nicht blos ein einziges Weſen inne wohnt, ſondern zwei verſchiedene . . . Nichts iſt gewiſſer, als dies! — Ein Jeder von uns iſt ein Doppelgänger; das fühlen wir in unſerm Innern! Der Eine handelt, der Andere horcht und tritt ihm feindlich entgegen; der Eine iſt thätig, der Andere ein ſpöttiſcher Zeuge . . . Wie iſt es möglich, fragte er, ſich zu mir wendend, daß Sie dieſe beiden Menſchen in ſich noch nicht geſpürt haben, die doch Ihr

ganzes Leben hindurch in Ihnen kämpfen werden? Haben Sie in Ihnen noch nicht dieſe nie beendete und nie ermüdende Zwieſprache begonnen, welche ſie unaufhörlich führen müſſen, bis einer von ihnen auf ewig verſtummt? Haben ſie den Kampf noch nicht begonnen? Ein tödtlicher Kampf iſt das, denn entweder erſchlägt der Böſewicht Kain den unſchuldigen Abel, oder Abel vertreibt den Kain mit dem Schwerte Gottes; oder ſie verwachſen in einander gleich den Siameſiſchen Brüdern und es entſteht aus ihnen ein Miſchling, ein halbteufliſches Weſen, wie der größte Theil unſrer Menſchen, denn Sie müſſen wiſſen, daß es deren auf Erden in größerer Menge giebt. — In den Einfältigen iſt gemeiniglich Abel ſchwach und Kain nicht kräftig; am Anfange zanken ſie ſich ein wenig, ſtoßen ſich herum; dann ſchließen ſie einen Bund und wohnen friedlich bei einander unter derſelben Hülle, die kleinen Streiche nicht gerechnet, die ſie einander dann und wann ſpielen. Aber wenn es eine kräftigere Natur iſt, wenn Abel Flügel und Kain eine Keule hat, dann ſchlagen ſie, wenn der Kampf zwiſchen ihnen entbrennt, ſich tüchtig herum; es fließt im Ernſte Blut, Beulen giebt es in Menge und ſie ſparen einander keine Vorwürfe. O! es ſcheint Dir, daß Abel den Böſewicht Kain vertrieben hat, nein, er kehrt in ſeine Behauſung zurück, man weiß nicht woher, wirft den Sieger hinaus und herrſcht nun ſeinerſeits und heult und raſet. Das iſt ein ſchreckliches, inneres Drama, dem nur der Tod ein Ende macht, und in weſſen Gemeinſchaft Dich der Tod erfaßt, ſei es in der des unſchuldigen Abel oder

n der des böſen Kain, deſſen Eigenthum bleibſt Du in Ewigkeit vor Gott! Nicht einen Augenblick Frieden, nicht ine Stunde Ruhe — in der Stille überliſtet der Eine en Andern. Mancher, der ſich als Abel zur Ruhe egte, ſtand als blutbefleckter Kain auf . . . und die Welt wundert ſich und die Leute zerbrechen ſich vergeb- ich darüber den Kopf, daß der, welcher geſtern ein Lamm war, heute als Wolf wüthet. — Es giebt nichts Einfacheres, nichts Faßlicheres; das Ganze beſteht darin, aß jeder Menſch ein Doppelgänger iſt.

VI.

„Ja," antwortete ich dem armen Johann, „es iſt ſo, wenn Sie darunter die zwiefachen, im Menſchen liegen- den Neigungen verſtehen."

„Nein! Nein! Nein!" entgegnete hitzig der Diſpu- irende, „das iſt keine redneriſche Figur; das iſt die leben- ige, lautere, feſt begründete Wahrheit, homo duplex, hne den geringſten Zweifel; in Jedem iſt es weiß nd ſchwarz, in einem Jeden iſt ein Engel und in Teufel . . . Haben Sie denn ihre Unterredung nicht gehört? Unaufhörlich zankt ſich der Eine mit dem Andern und wenn er ſchweigen muß, ſo kichert er aus einem Winkel heraus. Wenn Du weinſt, lacht Jener nd ruft: Ach, Brüderchen! Du haſt Urſache zu weinen; enn Du lachſt, trübt er Dir Deine Heiterkeit, wenn Du liebſt, weckt er Zweifel und Abneigung in Deiner Seele; wenn Sehnſucht Dich ergreift und Du Dich zum Himmel erhebſt, philoſophirt er Dir mit Sophismen

Gott und den Himmel weg . . . mit einem Worte, es giebt keinen Frieden und immer müſſen dieſe beiden Herren feindlich gegen einander auftreten . . . „Wie iſt es möglich, Herr, daß Sie es noch nicht inne geworden, wie auch Sie ein Doppelgänger ſind? Wohl Ihnen, wenn Sie bis jetzt noch nichts mit Kain zu thun gehabt; aber er ſchleicht ſich herein, lauert, flüſtert anfangs leiſe und tritt dann dreiſt auf; man muß immer auf der Hut ſein. Wehe dem, der von Geburt an der ruhige, unbedeutende Miſchling iſt und nicht zwei Weſen in ſich kennt; er iſt kaum zu den Menſchen zu zählen.“

„Ich kann mich rühmen,“ fügte er hinzu, „daß ich mein ganzes Leben hindurch von Kindheit an mit dem Schwarzen gekämpft habe, und noch kämpfe; aber bis zu dieſer Stunde habe ich ihn noch nicht überwunden; er kehrt immer und immer zurück! Darum fürchte ich jeden Augenblick, daß er durch das Auge, durch das Ohr, oder der Teufel weiß auf welchem Wege zu mir dringt; denn alsdann würde ich anders ſprechen und anfangen ein anderer Menſch zu ſein. Es ſcheint mir jedoch, daß er durch die Kirche nicht hereinkommen kann, und das Gitter am Fenſter iſt ſtark, und ein ſolches Weſen, ich weiß es aus Erfahrung, fürchtet den Prieſter Hyacinth . . . wir können alſo offen ſprechen.“

Der wunderbar logiſche Wahnſinn dieſes Unglücklichen fiel mir auf und ich bat ihn, mir ſeine Geſchichte zu erzählen.

„Sehr gern,“ antwortete er, „aber ich thue es nicht ohne Vergeltung . . . Wenn Sie an einem dieſer Frühlingstage an der Wilia herumſpazieren, bringen Sie mit

Blumen von ihrem Ufer; sie ist der Fluß meiner Heimath . . . Ich liebe diese Blumen so sehr, sie wecken so viele Erinnerungen in mir, und ich kann sie nicht selbst pflücken gehen; der Bösewicht würde mich auf dem Wege ertappen, denn er weiß wohl, wo er mich suchen soll und lauert nur auf Gelegenheit."

VII.

Ich wurde, sagte er nach einigem Besinnen, in unserm lieben Lithauen auf einem einsamen adligen Gute geboren.

Ich sehe es noch vor meinen Augen, obgleich jetzt dort fremde Leute wirthschaften und Vieles sich dort muß verändert haben. Wo der Mensch auftritt, gestaltet er Alles nach seinem Wesen und Willen um, das kann nicht anders sein. In dieser Veränderlichkeit der Welt liegt ihr Reiz und ihre Trauer, ihr Streben und der Stempel ihrer Vergänglichkeit, durch welchen sie so bezaubernd und ergreifend ist, wie der Anblick eines jungen Mädchens, das in der Jugendblüthe stirbt. O! es war dort schön . . . Das Land flach wie die Hand, und so weit das Auge reichte, stieß es auf Waldung; aber unsere Wälder mit ihrem Rauschen sind unsere Steppe, unser bläuliches Meer, die zu uns von dem sprechen, was anderswo grüne Ebenen und schwarze Tiefen erzählen . . . von der Unendlichkeit, von Gott! Ich wenigstens liebe die Wälder, denn in ihrem Rauschen bin ich aufgewachsen . . . Von ihnen rings umgürtet lag der Hof, von fruchtbaren Feldern umgeben, und das Dörfchen, mit Birken, Tannen

und ſteinernen Umzäunungen geſchmückt, und die alte Ulme mit den Störchen hinter dem Garten. Unzählige wilde Himbeerſträuche wuchſen an dem Baume empor, — und das alte Käfehäuschen mit der blechernen Wetterfahne und die kleine Kapelle mit dem eiſernen Kreuze, welches ſich vor dem Weſtwinde neigte und meine mit Stroh gedeckte Hütte, auf welcher Moos wucherte. O! wie viel, wie viel würde ich darum geben, wenn ich ſie noch einmal ſehen könnte! — Aber dort hauſen jetzt fremde Leute . . . Nein! nein, nichts dauert ewig; wo Gott Brandopfer gebracht wurden, fließt heute ſchwarzes Blut dem Satan zu Ehren; ewige Entweihung und nie zu endende Buße. Die Welt kann nie aufhören Buße zu thun, denn unaufhörlich ſündigt ſie von Neuem. Iſt es nicht entſetzlich, daß an dem Orte, an welchem ein Kreuz ſtand und der eine Stätte des Gebets war, ein Wirthshaus für Trunkene und ein Obdach für Ausſchweifungen errichtet wird? Ach, das Herz blutet mir, wenn ich daran denke, daß teufliſches Lachen vielleicht heute dort erſchallt, wo ſich meiner Mutter ſtilles Gebet zu Gott erhob.

Ich habe meine erſten Abels-Jahre allein verlebt und nie an das gedacht, was meiner in der Welt wartete... Kain hatte ſich noch nicht gezeigt, er lauerte noch in nebliger Ferne.

Die Jugend iſt uns darum ſo theuer, weil wir in ihr längere oder kürzere Zeit wir ſelbſt und durch Einheit kräftig ſind, weil noch keine Lüge unſere Lippen befleckte und in unſeren Herzen weder Kain noch Abel

wechſelsweiſe herrſchte; der Opferrauch dieſes Herzens ſteigt ungehindert zum Himmel empor, ungetrübte Helle der Luft verkündend, und ſelbſt das leiſeſte Wehen des Windes ſtört die feierliche Stille nicht.

VIII.

Als er dies ſagte, ſchloß ſich knarrend, vom Luftzuge bewegt, gleichſam ihm zum Trotze, die ſchwere Thüre, die aus der Kirche nach dieſem Zimmer führte. Ich ſelbſt fuhr vor Schreck zuſammen und auf Johann's Geſichte bemerkte ich eine ſo gewaltige Veränderung, daß er mir wirklich ein anderer Menſch zu ſein ſchien. Ich weiß nicht, was mit ihm vorging. Seine Augen umſchleierten ſich, die Lippen fingen an zu zittern, er ſtand auf, ging mit heftigen Geberden umher, ſetzte ſich, indem er ſich ſcheu nach dem Pater Hyacinth umſah, und als er zu ſprechen verſuchte, konnte ich weder ſeine Stimme, noch die Folgereihe ſeiner Gedanken erkennen.

„Ich weiß," ſagte er, mich mißtrauiſch mit den Augen meſſend. „Sie ſind von meinen Feinden hierhergeſchickt, um auszuforſchen, wie es mit mir ſteht. Nun ſehen Sie, ich bin vollkommen geſund und werde mich an ihnen allen rächen . . . Sie ſind im Stande, das zu glauben, was ich vor einem Augenblicke ſagte! Ha! Ha! Schwindelei! Schwindelei! Kinderei! Ein Mann in meinem Alter zerfließt nicht um Nichts und wieder Nichts in Rührung und Wehmuth. Ich habe nur meinen Scherz mit Ihnen getrieben! Was gehen mich Jugenderinnerungen an . . . Unſinn! Die Welt genießen und

Verbum personale, die Gegner vernichten, ſich unabhängig machen und mit den Menſchen wie mit einem Balle ſpielen, das iſt der Zweck des Lebens. Wer Güte und Milde, Opfer und ſeufzende Hingebung erfunden hat, wußte ſelbſt nicht, welche ſinnloſe Komödie er dieſen Affen zu ſpielen gab, die ihm nachahmen. . . . Wo iſt ein Geſetz auf der Welt, das befiehlt, gut zu ſein und für Andere, nicht für ſich zu leben? Jedes Weſen fühlt in ſich den Brennpunkt der Welt und opfert Alles ſeinem Ich auf; warum ſollte der Menſch, dieſes Thier, nur wenig vernünftiger, als diejenigen, welche er als Fleiſchſchnitte und Braten verzehrt, eine Ausnahme machen?

Als er ſo ſchnell, fieberhaft, beinahe athemlos ſprach, trat Pater Hyacinth zu uns, und in Herrn Johann ging ſogleich eine abermalige Veränderung vor. Er wurde ruhig, lächelte, und als wäre eine Laſt von ſeinem Herzen gefallen, fing er wieder an, in ſeinem früheren Tone zu ſprechen.

IX.

„Nun ſehen Sie, mein lieber Herr, ich war es gar nicht gewahr geworden, wie der Böſewicht durch die Thür hier eingedrungen war und ſich meiner bemächtigt hatte. Aber ich habe ihn ſchon überwältigt und fort iſt er... hörten Sie, wie er läſterte? Das iſt eben mein Elend, daß er ſo viel Macht über mich erlangt hat, daß er denſelben Geiſt und denſelben Mund, den ich zum Guten anwende, ſogleich zu ſeinen Schlechtigkeiten gebraucht."

„Ich kann mich noch nicht erholen; der Verwegene!

Wovon ſprachen wir denn? Von der Jugend! ja, ſo ſcheint es mir... Dieſer Stand der Unſchuld dauert nicht lange... Kain lauert, öffnet die Augen, er iſt erwacht, und an einem ſchönen Frühlingsmorgen ſtehſt Du mit Unruhe im Herzen auf, denn der Feind hat ſich ſchon in Dein Inneres geſchlichen und beabſichtigt, ſich durch Verrath Deiner zu bemächtigen, Dich ohne Treffen zu erobern und den Abel in Dir in der Stille zu erwürgen. Wenn Dich irgend eine fromme Seele oder Dein Schutzengel nicht warnt, aufmerkſam in Dein Inneres zu blicken, biſt Du bei der erſten Begegnung verloren. Abel und Kain leben anfangs wie Brüder, in ein und derſelben Wiege, in Eva's Umarmung. Abel iſt noch einfältig, Kain ſpielt den Frommen; aber wenn der Eine nach dem Himmel blickt, zieht der Andere ihn zur Erde nieder. Und die Erde iſt für junge Augen und für ein junges Herz ſo ſchön! Mein Gott! und doch iſt es ſo leicht, in ihr unterzugehen.

„Ich erinnere mich wie heute daran; ein alter Bernhardiner-Mönch, der Pater Joſeph, der meine Eltern oft beſuchte, war der Erſte, der mich vor der drohenden Gefahr warnte; dies prägte ſich meinem jungen Geiſt ein, aber anfangs ſuchte ich vergebens den Böſewicht in mir, ſo gut hatte er ſich verſteckt; und er verſtand es ſo gut neben dem Bruder zu wohnen, daß er nicht zu ſehen war.

„Nur zuweilen geſchah es, daß, wenn ich in Zorn gerieth, oder wenn ich zu einer Lüge meine Zuflucht nehmen mußte, oder die Leidenſchaft in mir tobte, er

mir mit unsichtbarer Kraft zur schlechten That Beistand verlieh und der vollbrachten Beifall klatschte. Der Andere wird darüber traurig, schämt sich und weint ... Darüber entspinnt sich folgende Unterredung unter ihnen:

„Ach! was für ein Kind bist Du! die ganze Welt macht es so, die Tugend ist nur Betrug und Berechnung ..."

„Nein, eine Ahnung führt zu ihr, die Sehnsucht lenkt die Schritte zu ihr; warum überzieht sich die Stirn mit Schaamröthe?"

„Die Schaam ist ein Vorurtheil und Feigheit."

„Warum nimmt Jene die erste Stelle, und Schaamlosigkeit und Verderbtheit die untergeordnete Stelle ein? Warum spricht Jene so mächtig zum Herzen?"

„Weil sie von Jugend auf eingepflanzt worden ist."

„Weil sie von Gott mitgegeben worden ist."

Und während der Eine weint, lacht der Andere; anfangs ist der Sieg zweifelhaft, denn es siegt wechselsweise bald der Eine, bald der Andere.

Zu spät wurde ich gewahr, daß Kain mich umgarnen wollte.

„Warte nur, Brüderchen," sagte ich, „daraus wird nichts!" Ich fing den Kampf auf Tod und Leben an und unterlag nicht dem Bösewichte. Als er sah, daß ich kräftig gegen ihn auftrat, zog er sich auf kurze Zeit zurück und beruhigte mich damit so, daß ich sicher war, ihn nie mehr wieder zu sehen.

Das war zu der Zeit, da ich meine Antonie zu lieben begann.... Es war zu sehen, daß diese Liebe Jenem

ht gefiel. Ihm waren Antonie, Hedwig und Julie
ich gut; ihm gefiel eine Jede, die zwei ſchwarze oder
ue Augen hatte und deren Bruſt von Sehnſucht und
ißem Verlangen gehoben wurde. So oft ich zu An=
nie ging und ich mußte durch das Dorf und an be=
chbarten Gehöften vorbeigehen, geſchah es, daß er ſich
ſtahl und mich vom Wege ab zu Julie, Juſtine oder
ſalie führte, und obgleich das Herz für Jene ſchlug,
r doch Etwas in mir, was mich zu Dieſen hinzog....
an hätte ihn ſehen müſſen, welch ein Held er bei den
ädchen war, wie geiſtreich, wie verwegen, wie es ihm
mals an Worten, noch an Muth, weder an Zwei=
utigkeiten und Lügen, noch an Mitteln fehlte, ſie für
h zu gewinnen.... Als ich ſah, daß es ſich ſchlecht
ließ, und daß ich im Schlamme unterſinken würde, da
das für Geld und falſche Worte kaufte, was nicht
rkauft werden ſollte, gab ich ihm Ein's in's Genick
d er war wie weggefegt; ich aber blieb bei Antonie.

Es ging uns ſo glücklich, daß, als wir uns zu lieben
fingen, unſerer Verheirathung nichts entgegenſtand;
e Eltern wünſchten dieſelbe, wir ſehnten uns nach
nſerer Verheirathung; alle Bedingungen entſprachen
n Forderungen und der Prieſter ſegnete den Traum
r Zukunft ein."

X.

Während der Unterhaltung mit Romuald war der
rieſter Hyacinth ein wenig von uns weggerückt, und
e Bank, auf der wir ſaßen, die ſich durch dieſe Be=

wegung auf dem einen Ende geſchoben hatte, machte im Herunterfallen einiges Geräuſch; mein Erzähler fuhr zuſammen, ſein Geſicht veränderte ſich wieder auf ſonderbare Art und er fing hähmiſch an zu lachen.

„Zuweilen überfällt mich eine lächerliche Empfindung und eine Neigung zu Thränen," ſagte er lebhaft, „aber das rührt von der Krankheit her! Sie müſſen wiſſen, daß ich auf die einfältigſte Weiſe von der Welt geheirathet habe. Antonie war zwar ein gutes Mädchen, aber ſo einfach, arm, ohne Erziehung und dem Herzen nach ganz Frau.... Sie hat vor mir wenigſtens Zwei geliebt und nach mir werden ihr noch Zehn gefallen. Die Geſchichte meiner Verheirathung iſt die Geſchichte meines Unglücks, durch ſie habe ich mir die Welt verſchloſſen, habe ich mich in eine verſchüttete Grube vergraben, und dieſe Frau konnte mich weder verſtehen, noch mich nach meinem wahren Werthe ſchätzen. Ich war ein Menſch mit der Befähigung zu etwas Höherem, mit heftigen Leidenſchaften; weder der einen, noch der andern konnte das tödtlich einförmige, ſchwerfällige Leben Nahrung geben; Liebe, welche ein ſtereotypes Lächeln bald ſättigt, täglich dieſelbe Reue, immer deutlicher ausgeſprochene Langeweile... Ich mußte Antonie vernachläſſigen... Weſſen Schuld war es? Gott gab mir ein zu heißes weites Herz; eine alltägliche Liebe konnte demſelben nicht genügen! Und was bedeuten übrigens die Thränen einer Frau? Sie hatte ein Kind, welches ſie hätte tröſten ſollen, und Freunde und einen nach ihr ſeufzenden platoniſchen Liebhaber... ha! wer weiß, ob er ein

platoniſcher Liebhaber war! Ich ſtürzte mich in die große Welt: der häusliche Fluß war zu klein für meine Bruſt, ich mußte in das Meer hinausſegeln. Es fehlte ihr ja doch an nichts! Ich trieb ſie ja nicht aus dem Hauſe und vergaß nicht, für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen.

Ich hätte unſtreitig eine große und bedeutende Rolle in der Welt geſpielt ohne dieſe ſonderbare, vorübergehende Weichheit, welche ich mir nicht verzeihen und die ich auch nicht abwehren kann. Ich habe eine zu weichliche Erziehung erhalten, aller Bodenſatz dieſes Honigſaftes iſt auf dem Grunde meines Herzens geblieben, und ich kann es von demſelben nicht reinigen. Auf dem vielverſprechendſten Wege hielt mich und hält mich noch eine ſonderbare, krankhafte Neigung zurück... eine Reizbarkeit des Gewiſſens, welche im entſcheidenden Augenblick mir den Muth nimmt, und ein thränenvolles, kraftloſes, herabgeſtimmtes Weſen aus mir macht... Das Gewiſſen, die öffentliche Meinung, und dergleichen Ungereimtheiten treten hemmend meinem Glücke entgegen, das doch der erſte Zweck des Menſchen ſein muß... einen anderen ſehe ich nicht... Man bethört uns mit einem andern, aber das iſt für Dummköpfe gut, nicht für uns, die wir uns über dieſe Vorurtheile zu erheben verſtehen."

XI.

„Was ſchwatzen Sie da? was ſchwatzen Sie für Unſinn?" rief in dieſem Augenblick der Pater Hyacinth, welcher ſich uns genähert und die letzten Worte Johanns

belauscht hatte. Die Stimme des barmherzigen Bruders wirkte mit Zauberkraft auf den Armen ein. Es ging wieder eine Veränderung mit ihm vor, und mit erheiterter Miene den Bruder anblickend, beruhigte er ihn, ihm leise zuflüsternd:

„Nichts, nichts, fürchten Sie nichts, wir sprechen nur so mit dem Akademiker ... nur so! von verschiedenen Dingen ..."

„Aber Sie haben verwirrt gesprochen?" sagte der Priester.

„Ein wenig, aber das geht vorüber," antwortete Johann, „schon wieder hatte sich dieser Plagegeist an mich geklammert ... ich habe ihn jedoch vertrieben ... Stört uns nicht! ... Dieser junge Mensch versteht zu hören."

Der Pater Hyacinth zuckte die Achseln und ging weg.

„Da haben Sie nun einen kleinen Beweis von dem, was mit mir vorgeht," sagte Johann nach einigen Augenblicken, „er läßt mir keine Ruhe; es ist noch ein Glück, wenn er sich hinaustreiben läßt, aber oft trifft sich's, daß dieser Nichtswürdige sich hart an den rechtschaffenen Johann stellt und sich mit demselben tüchtig herumpackt; dies greift mich so an, daß ich alle Kraft verliere.... Wovon sprachen wir doch? von der armen Antonie, glaube ich! Ich heirathete sie, liebte sie aufrichtig, herzlich, und wir wären glücklich gewesen, wenn dieser Bösewicht nicht mit seinen Ränken dazwischen getreten wäre. Ehe ich es gewahr wurde, fing er an, mir Alles zu verderben. Er fand sogleich heraus, daß sie mich nicht versteht, während doch im Gegentheile ich

dieſes Engels unwürdig war und ihr Herz nicht verſtehen konnte; er vermuthete Liebhaber, wo vielleicht nur Freunde waren, wo nur Troſt und Theilnahme geſucht wurde; er vergiftete mein Leben durch Zweifel, Gleichgültigkeit und die Begierde nach heftigen, nie befriedigten Leidenſchaften . . . Thränen waren meine Waffe gegen ihn; Antonie konnte nach der Umarmung am Abende den Hohn und Zorn am folgenden Morgen, dieſen Wechſel der Ausbrüche der Zärtlichkeit und des Mißtrauens nicht begreifen. Endlich wurden die Beweiſe der Anhänglichkeit immer ſeltener; ich weinte, er riß mich fort; ich verließ mein Haus . . . und eilte hinaus in die Welt.

Ach! und wer beſchreibt, was ich empfand, wenn ich wieder zu mir ſelbſt kam, mein verlorenes Glück, mein ödes Haus und meine verwaiſte Antonie beweinte . . . Oft, wenn ich bei der ſchönen Adele, meiner neuen Geliebten, war, für die ich Alles vergeudete, was ich nur beſaß, verließ mich Kain und ich wandte mich mit Widerwillen von ihr ab, floh ſie mit Ekel. Wiederum, wenn der böſe Geiſt mich gefangen nahm, lag ich zu ihren Füßen, bemüht, Verzeihung von ihr zu erlangen. Alle Leidenſchaften, vor denen die zweite Hälfte meines Ich's Abſcheu hatte, weckte der Feind in mir: Geldgier, unerſättlichen Stolz, Wohlgefallen an Lug und Trug. Kaum erlangte ich auf einige Augenblicke die Beſinnung wieder, ſo verfiel ich auf's Neue in dieſen Zuſtand, deſſen ganze Niedrigkeit ich fühlte, ſah und durch welche ich ſo litt.

XII.

Ich wäre vielleicht für immer ein Raub dieſer Macht geweſen, wenn nicht das tiefe Leid über die Vergangenheit die Kraft der Verzweiflung in mir geweckt hätte. Mit ihr vertrieb ich Kain aus meinem Innern und auch die Orte, die meine Erniedrigung und meine Sünden geſehen hatten. Allein der böſe Geiſt hatte ſich nicht weit entfernt; er ſchwieg nur für den Augenblick überwunden; überall jagte er mir nach und in der Stille der Buße verfolgte er mich mit ſeinem Hohne, bemühte er ſich, mich mit ſeinen ſophiſtiſchen Rednerkünſten zu locken . . .

Tag und Nacht hörte ich dieſe beiden Stimmen in mir von zwei entgegengeſetzten Seiten den unerſchöpflichen Streit mit einer Heftigkeit führen, die meine Hirnſchale zu ſprengen und mein Herz zu zerſchmettern drohte. Was ich auch that, wohin ich ging, mein Verfolger war hinter mir, bekrittelte jeden Gedanken, jede Uebung des Guten und bewies mir, daß ſie thöricht und ohnmächtig ſei. Wie der verlorene Sohn kehrte ich nach Hauſe zurück, und wurde ſo wie er mit Verzeihung, Thränen und Liebe empfangen. Aber das ſtille Glück, das mir früher genügt hatte, gefiel mir heute nicht mehr; es war durch die Bitterkeit der Vergangenheit vergiftet und Kain verſtand es, mir daſſelbe zu verleiden. Kaum war ich über die Schwelle meines Hauſes getreten, als er in Allem, was mir das Heiligſte war, einen Grund

um Spott und eine Waffe gegen meine Besserung fand; ennoch blieb ich fest auf einem Standpunkte . . .

„Aber dies Alles ist Faselei," unterbrach sich plötzlich err Johann, indem er sich aufrichtete, „auch ich habe ugenblicke, in denen ich die Welt und ihre Schwach- iten aus einem falschen Gesichtspunkte betrachte . . . ch bitte Sie, mich nicht auszulachen . . . Ich sagte es nur, um Sie zu prüfen ... Sie sind jung", fügte lächelnd hinzu, „empfangen Sie einen guten und wich- en Rath: hüten sie sich im Leben vor der Arbeit; sie ein zerstörendes Element; seien Sie nicht gut, denn s führt zu nichts; fassen Sie nur den Egoismus auf nd handeln Sie demgemäß und Sie werden, wenn auch icht grade das Glück, denn darüber bestimmen Schick- l und Zufall, so doch wenigstens eine erträgliche Existenz angen können."

Er gähnte. — „Meine brave Frau hat mich so gelang- eilt, daß ich, um auszuruhen, ins Kloster geschlichen n . . . Ich gebrauche hier eine moralische Diät, erhole ich, sammle Kräfte und kehre zurück, um das Leben zu nießen, so lange es geht."

XIII.

Als er dies sagte, trat Romuald mit dem Pater acinth an uns heran, Herr Johann sah sich um und stummte, dann stand er auf und ging finster in den ntergrund des Saales.

„Was ist das für eine sonderbare Erscheinung? fragte

„ja gewiß, wenn man nur in Allem, ſei es auch ſpät, ans Ziel gelangt, das iſt die Hauptſache. Aber . . .“

„Könnte ich nicht Herrn Johann ſprechen?“ fragte ich.

„Er iſt ja nicht mehr hier,“ erwiderte langſam der barmherzige Bruder.

„Und wo?“ fragte ich voll Schrecken, „was iſt aus ihm geworden?“

„Er iſt wieder hergeſtellt . . . und in die Welt zurückgekehrt.“

„Wie? völlig wieder hergeſtellt?“

„Vollkommen, vollkommen.“

Aber indem der Prieſter dies ſagte, war ſein Geſicht nicht freudig, ſondern traurig erregt; ſeine Augen waren feucht. Ich konnte dies nicht verſtehen und wünſchte Näheres darüber zu erfahren und hatte auch ſchon eine Frage auf den Lippen, als Jemand herbeieilte und den Pater Hyacinth zu einem Wahnſinnigen rief, den er allein bändigen und beruhigen konnte . . . Ich übergab ihm die nun unnützen Blumen, und ſehr verwundert, betrübt ſogar kehrte ich nach Hauſe zurück.

XV.

Wie lebt man doch in der Jugend ſo ſchnell! Jeder Tag bringt uns ſoviel neue Gedanken und Ereigniſſe; man liebt ſo ſchnell, ach! und vergißt ſo leicht. Später, wenn wir, die Schalen auf dem Wege ſammelnd, nur noch wenig von den Schätzen beſitzen, mit denen wir anfangs ſo freigebig ſchalteten, — bewahren wir gern die Brocken auf und bemühen uns, ſogar die verwelkten

Erinnerungen aufzufriſchen . . . Aber in den Tagen der Jugend verfliegen die Gefühle mit Sturmeseile . . . Wundert Euch nicht, daß ich im Laufe des Jahres meinen Beſuch im Hospital, Johann, die Blumen und den Eindruck gänzlich vergaß, den der Anblick dieſes mit ſich im Zwieſpalte lebenden Menſchen auf mich gemacht hatte.

In einem großen Saale des Müller'ſchen Hauſes ſetzten wir uns drei oder vier an ein beſonderes Tiſchchen neben dem Fenſter zum Mittageſſen. Für unſere akademiſchen Taſchen wäre es Vermeſſenheit geweſen, ſich zu einem ſolchem Speiſezettel zu verſteigen, aber ein aus der Provinz angelangter Exkollege hatte uns eingeladen; wir ſchickten uns alſo an, nach unſerer täglichen, monatweiſe bedungenen Koſt, die wir, um nur nicht vor Hunger zu ſterben, verzehrten, als wenn wir einen Frohndienſt abarbeiteten — unſere Gaumen mit einer vorzüglichern Koſt zu erfreuen. Ich habe niemals das Eſſen als eine Annehmlichkeit des Lebens betrachtet, ich hielt es nur für ein unumgänglich nothwendiges, ziemlich demüthigendes und ermüdendes Bedürfniß; aber hin und wieder traf es ſich, daß ich nach langem Hungern oder nach ſchlechten Speiſen ein Vergnügen an einem guten und ſchmackhaften Mahle fand — das Menſchliche in mir machte ſeine Rechte geltend. Dies Mittageſſen gehörte zur Zahl jener wenigen. — Man ſpeiſ'te uns junge Leute gewöhnlich ſo ſchlecht, daß wir trotz des Hungers einen Widerwillen gegen das Eſſen hatten und daſſelbe durch unzählige Gläſer Kaffee mit Semmel zu erſetzen ſuchten. Nach monatlanger Diät dieſer Art waren einige

gut zubereitete Gerichte und ein Glas Wein für das, was erfrischender Thau der Pflanze ist: sie stat uns mit unverhofften neuen Kräften aus. — Gegen Ende des Mahles war ich fröhlich geworden und b mit großer Lust die ganze Welt zu lieben im Saale her. Da hafteten meine Augen plötzlich auf einem kle in der Mitte stehenden Tischchen, an welchem ich jetzt fünf bis sechs Männer erblickte, die außerorden heiter schmauf'ten mit Champagner-Gläsern in der H und Champagner-Laune auf den Lippen. Das Ge des einen von ihnen, der den Wirth zu machen sc erinnerte mich dunkel an eine irgendwo gesehene unt bekannte Physiognomie, allein ich konnte dieses Ge an keinen Namen und keine Gestalt knüpfen. Ich bl ein zweites und ein drittes Mal hin, unfähig mir Eindruck, den es gemacht, zu erklären; aufgeregt ich an genauer zu beobachten, und nun erinnerte ich an den Herrn Johann bei den Bonifratern.

Ja, er war es! Deutlich erkannte ich ihn j aber der sorgfältige Anzug, der Ort, an dem ich fand, hatten ihn bis zum Unkenntlichen verändert. Un Augen begegneten sich, er heftete die seinen auf u allein er schien sich nicht zu erinnern, daß wir Beka waren und wandte schnell seinen Blick weg. Die Her welche er bewirthete, unterhielten sich so lustig und fr lich, er selbst lärmte so laut und sprach so muthig, Furcht, die er früher verrathen und jeder Blick, Bewegung von früher waren so vollständig verschwun

daß ich einigermaßen zweifelte, ob mich nicht eine ungewöhnliche Aehnlichkeit täuſchte.

Ich ließ ihn dennoch nicht aus den Augen und als es Zeit war auseinander zu gehen, und die Unterhaltung am andern Tiſche ſich in die Länge zog und immer neue Champagner-Flaſchen entkorkt wurden, blieb ich etwas hinter meinen Gefährten zurück, mit der Abſicht, dieſe unvermuthete Erſcheinung noch näher zu beobachten. Ich nahm eine Zeitung in die Hand, that, als ob ich leſe und ſaß ſo, zum Fenſter gekehrt, auf der Lauer.

Mehrere Mal ſah ſich Herr Johann unruhig nach mir um, ich ſah, daß ihm meine Gegenwart unbequem war. Die Herren waren ſchon ſtark berauſcht, ſie ſcherzten, lachten, flüſterten, warfen Frauennamen hin; die durch den Wein hervorgelockte Fröhlichkeit erreichte die höchſte Stufe, auf welcher zu ſtehen der Anſtand ihr erlaubt. Endlich ſtanden ſie auf, Herr Johann bezahlte die Rechnung, ſie griffen nach den Hüten und gingen luſtig hinaus.

Ich bedauerte herzlich, ihn aus den Augen verloren zu haben; da plötzlich in der Thüre kehrte er ſich um, als ob er etwas vergeſſen hätte und verwundert wurde ich gewahr, daß er diesmal gerade auf mich zuſchritt.

„Wie geht es Ihnen,“ ſagte er, mir lächelnd die Hand reichend, „Sie müſſen mich doch erkannt haben?“

„Ja,“ ſagte ich, „und ich freue mich ſehr, Sie ſo geſund und heiter zu ſehen.“

„Ich bin auch in der That völlig geſund,“ erwiderte er ſchnell, „meine wunderbaren Hirngeſpinnſte haben

mich für immer verlaſſen; heute lache ich über ſie. Sie waren das Reſultat einer weichlichen Erziehung und einer übertriebenen Reizbarkeit. Ich habe alle Kräfte zuſammengerafft, um mich von Grunde aus umzugeſtalten, und habe mich auf's Neue geſtählt. Es iſt mir vollkommen gelungen; keine Spur iſt zurückgeblieben von den früheren Kindereien, die ich auch Sie zu vergeſſen bitte. Vielleicht haben Sie die Güte mich zu beſuchen, ich wohne hier in der Stadt . . . "

„Nicht auf dem Lande?"

„Nein, dort wirthſchaftet meine Frau . . . Ich liebe das Landleben nicht, es iſt zu langweilig! Ich bedarf der Menſchen und der Aufregungen; zuweilen nur fahre ich auf mein Gut, um zu ſehen, was dort vorgeht, und mich von meinem Kinde küſſen zu laſſen . . . Ich wohne dem Puslowski'ſchen Hauſe gegenüber im erſten Stocke . . . Nun, wenn Sie nichts Beſſeres zu thun haben, beſuchen Sie mich zum Thee, es werden einige Perſonen bei mir ſein." Dies ſagend lachte er auf, wandte ſich um und empfahl ſich ſchnell.

„Ei! wie ich ſehe, kennen Sie den Herrn Johann Birutz," fragte mich in dieſem Augenblicke der Executor W., welcher ſich unbemerkt genähert hatte, und mir auf die Schulter klopfte. „Was iſt das? Haben Sie angefangen Karten zu ſpielen?"

„Ich? nein! Ich ſehe Herrn Johann zum zweiten Mal in meinem Leben. — Aber was iſt das für ein Menſch? Ich bin ſehr neugierig, etwas Näheres über ihn zu erfahren."

Der Executor ſchüttelte den Kopf.

„Ach! was kann man denn Intereſſantes von ihm ſagen! Er iſt ein Schwelger, ein Spieler und damit iſt Alles geſagt. Seine Frau hat er verlaſſen, eine Andere verführte er! Man ſagt, er ſei eine Zeit hindurch wahnſinnig geweſen; . . . jetzt ſoll er vernünftig und geſund ſein, aber er hat dadurch nicht viel gewonnen; ſeine Mittel ſind erſchöpft, ſein Vermögen hat er durchgebracht . . . pfui, es lohnt nicht, von ihm zu reden! Doch rathe ich Ihnen, ſetzte der Alte hinzu, nicht nähere Bekanntſchaft mit ihm anzuknüpfen, es müßte denn ſein, daß Sie viel Geld zum Verſpielen übrig haben . . . Er lebt zwar auf großem Fuße und in Pracht, doch glaube ich nur von dem, was er Andern entreißt . . . Wenn ſeine Mittel und die Leichtgläubigkeit der Menſchen erſchöpft ſind, ſo iſt es immer noch Zeit, ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen!“

Der Executor ſagte dies ernſthaft; zuletzt erwachte aber doch in ihm der Menſch des 18. Jahrhunderts, er lächelte, küßte ſeine Fingerſpitzen, ſchnalzte, . . . indem er leiſe hinzufügte: „Was das aber für ein Weibchen iſt, die er liebt! Ach! hol' ihn der Teufel!“

Hierbei trennten wir uns.

XVI.

Ich hatte nicht die geringſte Luſt, mich auf die Einladung des Herrn Johann einzuſtellen, beſonders da mir, außer dem Executor W., hin und wieder auch andere Perſonen nicht beſonders löbliche Dinge von ihm erzählten.

Sein Haus galt bei Einigen für den Sitz fröhlicher Schwelgereien, bei Andern für eine Gaunerhöhle; Wunderdinge erzählte man von den Abendgesellschaften, in welche man die Jugend zog. Uebrigens war ich gewiß, daß ein armer, junger Mensch wie ich weder dem Wirthe eine Annehmlichkeit bereiten, noch der Gesellschaft ein fröhliches Element zuführen, noch in ihren Ton einstimmen konnte.

Dieser Tag verging und viele Tage vergingen nach ihm; da begegnete ich dem Herrn Johann einmal in einem schönen Wagen mit Damen außerhalb der Stadt, nach Pohulanka oder nach Tivoli fahrend. Wir grüßten uns von ferne, aber ich wich ihm aus. Heute interessirte er mich nicht mehr so sehr, denn er hörte auf, ein moralisches Phänomen für mich zu sein, und wurde eine jener allergewöhnlichsten Gestalten, deren es in allen Städten eine Unzahl giebt. Ich hielt ihn schon für gänzlich verloren, als ein unvermuthetes Zusammentreffen mir bewies, daß Abel, wie er ihn nannte, noch in ihm lebte, obgleich Kain herrschte.

Wer kennt nicht die Sehnsucht der Jugend und den Ungestüm, mit dem unsere gequälte Seele sich in den Himmel zu Gott aufschwingt! Wie angenehm auch Begeisterung und Schwärmerei dem zwanzigjährigen Herzen sind, so genügen auch sie dem Menschen nicht. — Die ganze Gegenwart und die ganze Vergangenheit stillen nimmer seinen Durst, er muß in ruhigen Augenblicken zum Gebete seine Zuflucht nehmen und mit Thränen, deren Quell so wie der des Nils auf ewig verborgen

bleibt, ſeine Verbannung beweinen. Ich war damals nicht übermäßig fromm; aber zuweilen fühlte ich einen Drang, ein Bedürfniß nach der Kirche, nach Gott und frommer Rührung. Ich ſchmiegte mich alsdann an den Altar, wie das von langem Spiele ermüdete, oder in den Spielen mit den Altersgenoſſen verwundete Kind in die Arme der Mutter eilt. Mit ſolchem Gefühle der Sehnſucht trat ich einſt nach der Veſper in die Kathedrale. Das ſchöne Gebäude war leer, und dieſe Leere war mir angenehm, denn es ſchien mir, daß ich mit Gott allein ſei.

Ich ſuchte den Altar und eine Abbildung des Blickes, der ſo zu mir ſprechen würde, wie der Herr in der Nachfolge Chriſti zu ſeinem Diener ſpricht. Neun Bilder, die ſchöne, aber friſche und nicht durch das Alter geheiligte Ausſchmückung der Kirche, waren ſtumm für mich; nirgends fand ich das mir bekannte gebräunte Geſicht der Mutter Gottes von Częſtochau, und das alte durch unzählige Gelübde geheiligte Kreuz, das Denkmal vieler Leiden und vieler an dieſem Orte erhörter Gebete ... und die Hand des Handwerkers oder Künſtlers war zu ſichtbar und von zu wenig Begeiſterung geleitet. Alles war geſchmackvoll, aber es fehlte die Weihe. Das achtzehnte Jahrhundert wehte mich aus den Kirchenmauern an, die es aufgefriſcht hatte.

Unbefriedigt irrte ich umher, als ich vor dem Gitter der Kapelle des heiligen Kaſimir in der Dämmerung eine an das Gitter gelehnte, gebeugte, zuſammengeſunkene, halb auf der Erde liegende Geſtalt erblickte. Mitten in

dieſer feierlichen Stille hörte man, wie dieſelbe wiederholt mit dem Kopfe heftig an den Fußboden der Kirche und mit der Hand ſich an die Bruſt ſchlug, der ſich Seufzer und Schluchzen entrangen.

Auch ich blieb ſtehen und betrachtete durch das Gitter den kleinen Sarg des Jagellonen, dieſes Märtyrers der Keuſchheit, der mit reiner Seele zum Himmel ſteigen und lieber ſterben, als ſich der Leidenſchaft und der Welt in die Arme werfen wollte. Mir ſtand dieſer heilige Jüngling, dieſer Dichter vor Augen, der dahinſchied, den Duft einer verwelkten Lilie und einen Lobgeſang auf die Mutter Gottes hinterlaſſend! Fromme Betrachtungen über ſein Leben durchdrangen und rührten mich; mit meiner obgleich verwelkten und befleckten Jugend erhob ich mich zu der ſeinen, die, rein und heilig, ihm in alle Ewigkeit blieb.... Auf dem Purpurmantel des Märtyrers ſah ich das werthvollere, weiße Gewand der Unſchuld, zu ſeinen Füßen lag die irdiſche Krone, an den Schultern ſchoſſen Engelsflügel hervor.

Als ich ſo in Betrachtungen verſunken betete, erhob ſich vor dem Gitter jener reumüthige Sünder, ſtand kraftlos auf und griff nach dem eiſernen Gitterwerk; ich ſprang hinzu, um ihn zu unterſtützen und erkannte in ihm verwundert Herrn Johann.

Wir blickten einander an; mit einer Thräne im Auge ergriff er meine Hand.... Er war wiederum ein anderer Menſch... Trauer über den Fall, Schaam über die Sünde, Zerknirſchung und Schmerz malten ſich auf ſeinem jetzt ſchönen und ſtrahlenden Geſichte. Er zog mich

aus der Kirche mit sich fort, und lange schweigend führte er mich dem Ufer der Willa zu. So gingen wir nach der Vorstadt Antokol; ich ahnte irgend einen Vorfall in seinem Leben, Erschütterungen, Trauer, einen Verlust, der ihn an den Altar geführt hatte.

„Ist es nicht wahr," sagte er feierlich, indem er am Ufer des Flusses stehen blieb, „ist es nicht wahr, daß der Mensch unbegreiflich und das Leben unergründlich? Nichts befriedigt uns, Alles reizt uns nur, wir erheben uns, nehmen unsern Flug gen Himmel nur, um noch tiefer als früher zu fallen und mit Lachen unsere Thränen, mit Unglauben unser Gebet wegzuleugnen. Warum macht uns die Leidenschaft so ohnmächtig — warum sind wir so schwach im Kampfe mit dem Physischen?"

„Ich freue mich unaussprechlich," antwortete ich ihm mit Gefühl, „daß ich in Ihnen diese Veränderung und diese neue Umkehr zu ernsten Gedanken sehe."

„Es schien Ihnen, daß ich in kindischen Zerstreuungen untergehe," fiel er mit wehmüthigem Lächeln ein; „ich selbst habe einen Augenblick geglaubt, daß ich, wenn ich mich mit ihnen nicht sättigen, so doch wenigstens mich mit ihnen berauschen und den Hunger durch die Wuth der Leidenschaften vertreiben könnte. Leider ist es mir nicht gelungen! Das Bild des ruhigen und ehrenvollen Lebens, daß ich einst führte, und später verlor, steht mir vor Augen; Antoniens Herz hat noch Mitleid mit mir; aber sie kann weder Achtung, noch Zuneigung für mich haben. . . . Mein Kind kennt mich nicht und fürchtet den Vater, der es mit seiner Umarmung verderben, mit der

Berührung ſeiner Lippen beflecken würde. ... Die Menſchen verſtehen den Verirrten nicht und verachten ihn; nirgends kann ich eine Spur von Mitleid finden. O! Ich bin ſehr, ſehr unglücklich und ich ſehe keine Rettung! Ein zweites Mal das Leben umzugeſtalten, es wieder auf's Neue zu beginnen, iſt unmöglich. — Welche Macht iſt im Stande, die Vergangenheit aus dem Gedächtniſſe zu löſchen? Keine, keine! ſelbſt die Buße verwiſcht ſie nicht, ſondern ruft ſie auf's Neue hervor, und die Lippen, die einmal die Hefen und den Bodenſatz des Lebens gekoſtet haben, haften aus Gewohnheit an dem Gefäße; ein reinerer Trank genügt ihnen nicht."

So gingen wir den Weg entlang, als plötzlich eine Silberſtimme, eine Frauenſtimme hinter uns Johann in franzöſiſcher Sprache anrief. Ich ſah, wie er zitterte; einen Augenblick ſchwankte er, erblaßte und ſtand angewurzelt, indem er ſich erſchrocken umſah.

In einem kleinen, mit zwei großen und ſchönen Pferden beſpannten Kabriolet fuhr eine Frau, ſo ſchön wie die Verſuchung des Böſen, ſtrahlend wie die Hölle, unüberwindlich wie die Leidenſchaft, bezaubernd wie die Verheißungen der Jugend. Es war dies nicht ein Mädchen im friſchen Kranze der Jugendblüthe, ſondern eine Frau in der Fülle der Kraft, die ihre Macht fühlt und ſie zu gebrauchen verſteht. Mit ihren ſchwarzen Augen durchbohrte ſie Johann, ihr Mund lächelte ihm zu, ihre kleine Hand winkte dem Empörer und drohte ihm. Johann hatte kaum Zeit, mir zum Abſchiede zuzuwinken. Mit Sturmeseile ſprang er über die Bruſtwehr des Walles,

drängte ſich durch die Geſträuche, und ohne ſich umzuſehen in den Wagen gezogen, entſchwand er meinen Augen in den Staubwolken.

XVII.

Als ich einige Jahre ſpäter zum letzten Male in Wilna war und in den Straßen herumſpazierte, um die Veränderungen, welche die Stadt erlitten hatte, aufzuſuchen und ihre neue Phyſiognomie zu ſtudiren, begegnete ich einem ärmlichen Leichenzuge mit geringem Gefolge, der ſich aus dem Hoſpitale der barmherzigen Brüder in Bewegung ſetzte. Hinter dem Sarge ging eine bleiche, abgemagerte Frau, ein Kind an der Hand führend.

Ich wollte ſchon nach einem kurzen Gebete am Leichenzuge und am Kloſter vorübergehen, als ich den Pater Hyacinth erblickte, der mit feuchtem Auge von dem ſich entfernenden ſchwarzen Wagen Abſchied zu nehmen ſchien. Ich trat näher, der Alte erkannte mich.

„Sonderbar!“ rief der Greis leiſe aus, „da haben Sie nun wieder auf das Begräbniß dieſes unglücklichen Johann getroffen.“

„Iſt er wieder hierher zurückgekehrt?“ fragte ich verwundert. „Wie iſt das zugegangen? Wie iſt das möglich? Er ſchien doch völlig geſund zu ſein.“

„Es ging auf die allereinfachſte Art in der Welt zu,“ entgegnete der Bruder; „er hatte ſich erſchöpft, hatte ſich ſelbſt überlebt, die Welt und die Menſchen hatten ihn verrathen.... Mundus immundus! Gewiſſensbiſſe zerfleiſchten ihn, die Kräfte verließen ihn, er hatte deren

nicht mehr genug, weder um zu ſündigen, noch um Buße zu thun und mit tiefem Aechzen des Schmerzes, aber mit Gott verſöhnt, verließ er die Erde... Der unglückliche Kämpfer!... Wir wollen für ihn beten! Die Geſchichte dieſer Seele iſt nicht nur ihre Geſchichte... wir Alle ähneln ihm ein wenig!" ſetzte der Prieſter mit einer Thräne im Auge hinzu, mechaniſch nach der Tabaksdoſe langend. „Er ruhe ſanft!"

Und er verſchwand hinter der Kloſterpforte, welche ſich mit ſonderbarem Geräuſche hinter ihm ſchloß.

Fräulein Sobieradzka.

Aus den „Typen und Charakteren“

von

Joseph Ignaz Kraſzewski.

Wohl iſt es eine große Wahrheit, daß das Weib ein von Natur ſchwaches Geſchöpf iſt. Wenigſtens wiederholt das jetzige Zeitalter dies abgedroſchene Axiom ſo häufig, daß ihm zuletzt Niemand mehr zu widerſprechen wagt. Und doch, wer weiß, ob bei uns die Weiber in der That nicht ſtärker ſind, als die Männer? Einige Moraliſten haben bereits bemerkt, daß im Allgemeinen, was die geiſtige Bildung betrifft, die Weiber bei uns höher ſtehen, als die andere bärtige Hälfte des Menſchengeſchlechts. Und es iſt wirklich ſo; ja ich würde noch hinzufügen, daß auch, was Herz und Charakter betrifft, die Weiber die Männerwelt bei Weitem überragen. — Dem ungeachtet bleiben ſie jedoch immer die ſchwächere Hälfte und es iſt vergebens, dem zu widerſprechen, denn wenn zwei Leute ſagen du ſeieſt betrunken, ſo mußt du dich ruhig ſchlafen legen.

Ich führe hier von tauſenden nur ein merkwürdiges Beiſpiel an, obgleich es mir nicht fehlen ſollte, wenn es um die Zahl ginge, und: ab uno disce omnes.

Fräulein Katherina Sobieradzka*) war die Tochter wohlhabender Leute von altem wolhyniſchem Adel. (Die Sobieradzcy ſind übrigens in ganz Polen angeſehen und beſonders in Wolhynien iſt an ihnen kein Mangel.) Ihren Eltern ging es trotz alles Schaffens und Mühens nicht eben beſonders. Ihr Gut war keineswegs ſchlecht, aber es fehlte auch nicht an einem Dutzend Kindern, an Schulden und Prozeſſen. Außerdem paßten auch die Charaktere der alten Sobieradzky nicht wohl zuſammen, denn ſowohl der Hausherr wie ſeine Hausehre waren aus hartem Stahle, ſo daß weder der Eine, noch der Andere auch nur um ein Haar breit nachgab, und ſo lebten ſie wie Katze und Hund in ununterbrochenem Kriege.

Das Hausweſen in Sobieradz war eine wahre Hölle und den Kindern, die gleich im Beginne des Lebens das Alles mitanſahen, konnte ſolch' ein Leben natürlich nicht ſonderlich munden. Sie erwuchſen alle ziemlich vernachläſſigt, Gottes Gnade und den eigenen Kräften überlaſſen. Man gab ſich nicht eben viel mit ihnen ab.

Kaum daß ſich die Knaben auf den Füßen halten konnten, ſo wurden ſie in die Montur eingeknöpft und in die erſte beſte Schule geſchickt. Die Mädchen wurden faſt gleich vom Arme der Kinderwärterin in eine kleine Penſion nach dem nächſten Städtchen fortgeſtoßen. Der

*) Der Name Sobieradzka iſt fingirt, von dem Charakter der Perſon, die ihn trägt, hergenommen und bedeutet: „die ſich ſtets ſelbſt zu rathen weiß," etwa: „Fräulein Selbſtgenug."

Vater war von ſeinen Geſchäften ſo in Anſpruch genommen, daß er an ſeine Sprößlinge kaum dachte. Er gab ihnen nur während der Schulferien Bittſchriften und Prozeßakten abzuſchreiben. Die Mutter hatte zwar ein mütterliches Herz, behandelte die Kinder aber nichtsdeſtoweniger gleichfalls ſtrenge. Kurz das Ende vom Liede war, daß dieſe kleine, nicht eben verzärtelte Schaar noch ſo ziemlich glücklich in und durch die Welt kam. Die Söhne traten in's Militair oder in Kanzeleien ein; zwei Töchter bekamen unverhofft bald Männer, und da Fräulein Katherina die dritte war, ſo kam jetzt die Reihe an ſie.

Doch ſie hatte von Vater und Mutter einen unbeugſamen Charakter ererbt. Noch ganz klein hatte ſie ſich ſchon das Wort gegeben, nie zu heirathen. Als nun die Mutter anfing, ſie um das Jawort zu drängen — (denn es hatte ſich eben ein Freier gemeldet) — ſo erklärte ſie kurz und beſtimmt:

„Ich gedenke mich nie zu verheirathen.“

„Aber wo denkſt Du hin?“

„Ich will lieber für mich bleiben.“

„Was willſt Du dann aber beginnen?“

„Iſt denn die Welt ſo klein?“

„Käthchen, ſcheint's, iſt verrückt geworden!“

Käthchen ſchwieg. Sie war damals ein ſchönes, fünfzehnjähriges Mädchen und ohne Zweifel die Perle der Familie. Sie hatte glänzende ſchwarze Augen, Rabenhaare, Brauen, wie mit dem Pinſel gezogen, rothe Wangen, kleine, niedliche Zähne, Händchen und Füßchen einer

Königin; mit einem Worte, sie war ein wirklich schönes Mädchen. Sie machte den Eltern auch die wenigsten Sorgen, denn ihre Erziehung war leicht von Statten gegangen. Sie hatte ausgezeichnet gut gelernt, hatte die Klassen in wenigen Jahren durchflogen, spielte gar nicht übel auf dem alten Klimperkasten von Piano, verstand und sprach französisch und tanzen konnte sie, wie Niemand in der ganzen Umgegend. Die Mutter hatte darauf gerechnet, daß das Lärvchen und die Talente der Tochter ihr einen guten Schwiegersohn verschaffen würden; aber da gab sich plötzlich der Entschluß kund, von dem wir eben gehört, nämlich: nicht heirathen zu wollen. Die Mutter glaubte freilich, das sei nur so eine gewöhnliche Mädchengrille, denn sie wußte ja nicht, daß Käthchen, Zeugin der täglichen Zänkereien und Sorgen ihrer Eltern, schon im 10ten Jahre zum Voraus zu sich gesagt hatte: Ich werde nicht heirathen!

Allerdings war das ein sehr unreifer Entschluß; aber mit Katharina selbst wachsend, nahm er an Kraft zu und gewann durch ihre Beobachtung der Welt frühzeitige Festigkeit.

Der Freier um Käthchens Hand erhielt bei seiner ersten Erklärung sogleich einen offenkundigen, durchaus nicht in Watte gewickelten Korb.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, mein Herr," sagte Käthchen ihm rund heraus, „aber ich will und werde nicht heirathen."

Der Konkurrent glaubte, er müsse mit Affekten losbrechen, um das Fräulein zu rühren; aber Käthchen

sprang von dem mit Vorsicht für seinen knappen Anzug hingekniteten Kavalier hinweg und auf sein erneutes Liebesgeständniß erwiderte sie sehr kalt: „Wozu soll das?“

„Aber ich liebe Sie, mein Fräulein!“

„Wozu soll das?“ fragte Käthchen wieder.

„O Fräulein! werden Sie so grausam sein?“

„Wollen Sie denn, mein Herr, daß ich mich für Sie opfern soll, wenn ich Sie weder liebe, noch zu heirathen gedenke?“

Der Kavalier, der nicht begreifen konnte, daß man ihn nicht lieben könne, sträubte sein Gefieder, stand auf, klopfte den Staub von den Knieen, spielte den Verzweifelten und fuhr davon.

Die Mutter rang die Hände, denn das war eine ausgezeichnete Partie. Der Vater fiel wüthend über das arme Käthchen her; doch mit Ehrerbietung, aber sehr bestimmt sagte sie abermals: „Ich werde nicht heirathen!“

„Sie ist nicht bei Sinnen!“ wiederholte die Mutter.

„Warum nicht?“ fragte der Vater.

„Deshalb nicht, lieber Vater,“ antwortete Käthchen, „weil ich in der Ehe kein Glück sehe; ich bin nicht zur Unterwürfigkeit geschaffen und will für Niemandes Glück verantwortlich sein.“

Der Vater machte große Augen:

„Seht einmal, wie sie räsonnirt,“ brummte er; „kaum ist so ein Ding aus dem Ei gekrochen, so hat es schon seinen eigenen Willen!“

Es war keine Möglichkeit, den Bewerber zur Rückkehr zu bewegen, so ungemein gekränkt fühlte er sich, daß

das Fräulein ihn nicht lieben wolle und noch dazu so dreist sei, es ihm ohne Umstände in's Gesicht zu sagen.

Die Eltern ließen Käthchen also für dieses Mal in Ruhe, und sie nahm sich nach wie vor des Hauswesens an.

Vielleicht fühlten sie auch, daß es ihnen schwer werden würde ohne sie; so nöthig war sie ihnen im Hause. Sie ging auch keinen Augenblick müßig und bei der Arbeit erhielt sie sich stets eine so gute Laune, daß man sie an ihren Liedchen schon im ganzen Hause von fern erkennen konnte. Ließ sich ein Liedchen hören, so sprach man gewiß: „Das ist Käthchen!" Für Jedermann war sie dienstbereit, für Vater, Mutter, Geschwister, ja selbst für die Dienstboten. Alle liebten sie, obgleich sie, mit Ausnahme der Eltern, Niemanden mit der Wahrheit verschonte.

Gebeten oder nicht, sagte sie Jedem, was sie dachte, dreist in's Angesicht; dabei vertheidigte sie stets die Abwesenden auf's Wärmste, wiewohl sie ihnen auch die bittersten Wahrheiten in's Gesicht sagte.

Unterdessen verstrich ein Jahr nach dem andern; die übrigen Töchter verheiratheten sich, wie's gerade gehen wollte, und Katherina, die alle ihre Freier den Schwestern zusandte, blieb bei Eltern und Brüdern zurück.

Der Vater hatte sich langsam zu Grunde gerichtet und die Zukunft gestaltete sich immer schwärzer. Der Besitz des Gutes hing nur an einem Fädchen, denn schon sollte es öffentlich verkauft werden. Da starb Käthchens Mutter, aufgezehrt durch fortwährende Sorgen und Kümmernisse.

Kurze Zeit darnach, wie man sagt aus Verzweiflung,

hatte, obgleich er von einer zahlreichen Familie umlagert, rau und altersschwach war, der Vater doch irgendwo in armes Fräulein aufgefunden, das ihn heirathete. So kam Käthchen eine Stiefmutter, die fast eben so alt ar wie sie selbst.

Als die Stiefmutter Katharinen im Hause sah, und in ihr eine wachsame Feindin ahnte, so beschloß sie, die Stieftochter entweder zu verheirathen, oder ihr einen Dienst zu verschaffen, nur um sie los zu werden. Aber mit Käthchen ging das nicht so leicht; sie ertrug alles, was ber sie kam, mit kaltem Blute und stand fest wie eine Mauer.

Wurde ihr das Herz schwer, so ging sie in einen Winkel sich auszuweinen, wusch nachher die Augen mit iskaltem Wasser und heiter und ruhig kehrte sie in's Zimmer und an die Arbeit zurück.

Die junge Stiefmutter ersann mancherlei Verfolungen, verlangte die schwersten Dienstleistungen von ir, tobte und beleidigte sie um Nichts und wieder Nichts. Sie hetzte auch den Vater gegen die Tochter auf, Alles mit der Absicht, Käthchen so lange zuzusetzen, bis sie sich ndlich mit dem Ersten, dem Besten verheirathete oder avon laufe. Aber sie konnte es doch nicht dahin brinen. Käthchen hielt den Sturm aus. Gescholten, verolgt und mit Entbehrungen kämpfend dachte sie doch icht daran, das elterliche Haus zu verlassen. Sie war mmer noch schön, hatte deshalb immer noch Bewerber, ber sie verabschiedete sie alle mit dem gleichen: Ich geenke nicht zu heirathen!

Den Vater langweilte das endlich; denn wie gewöhnlich alte Ehemänner, ſo war auch er der Frau völlig unterthan; er hatte es ſich daher einmal in den Kopf geſetzt, die Tochter um jeden Preis an den Mann zu bringen.

„Was denkſt Du Dir denn eigentlich?“ ſchnauzte er ſie an, als er von dem letzten Korbe hörte, den ſie ausgetheilt; „meinſt Du ich ſei unſterblich? Und was wird aus Dir werden, wenn Du der Gnade der Stiefmutter und Brüder überlaſſen bleibſt?“

„Wenn das geſchieht, dann werde ich daran denken, wie ich mir forthelfe,“ antwortete Käthchen.

„Bedenke, daß Du keinen rothen Heller haſt!“

„Leben denn nicht noch Aermere als ich? Ich werde arbeiten!“

Der alte Sobieradzki wurde böſe, brach mit einem Donnerwetter los, ſpuckte endlich aus und lies die Sache fallen.

Käthchen ging unter das Dach hinauf in ihr Kämmerlein, denn bis dorthin hatte man ſie ſeit der Ankunft der Stiefmutter ſchon verdrängt. Dort weinte ſie ſich aus, betete, trocknete ihre Thränen und begann zu ſingen.

Der Stiefmutter waren Käthchens Geſänge eine größere Pein als Vorwürfe; lieber hätte ſie fluchen gehört. Oft ſandte ſie die Magd zu Käthchen, um ihr das Singen zu verbieten. Und das gute Mädchen lächelte dann nur und verſtummte. Auf keine Art ließ ſie ſich nahe kommen und die junge Frau war eben daran, mit Bruder und Schweſter gegen ſie zu konſpiriren,

als der alte Mann Nachts einmal heimkehrte und aus Kummer wegen der Administration, mit der man ihm wohte, ſich ſo kränkte, daß er plötzlich vom Schlage gerührt ward und ſtarb.

Dieſer Vorfall hatte für alle die ſchrecklichſten Folgen.

Man kann ſich denken, daß das Gut, welches ſich nur noch wie durch ein Wunder in des Alten Händen erhielt, von den Gläubigern ſogleich mit Arreſt belegt wurde und daß ein Jeder packte, was er in der Eile erwiſchen konnte. Noch war der Verſtorbene kaum kalt geworden, ſo begann auch ſchon die Wittwe für ſich, und die Söhne wieder für ſich einzupacken und mit einer wirklich herzzerreißenden Habgier ſchleppten ſie zuſammen, rafften auf und trugen fort Alles, was nicht niet- und nagelfeſt war.

An dem Bett des Todten blieb Niemand zurück als Käthchen, welche ihm die Augen zudrückte und, während ſie die Andern plündern ließ, ſich mit dem Begräbniß beſchäftigte. Sie gab zu, daß Jeder nahm, was ihm gefiel, ſogar aus ihrer eigenen ärmlichen Kammer. Mit trockenem wiewohl zürnendem Auge ſah ſie auf dieſen Raub und nähte indeſſen dem Vater das Kiſſen zum ewigen Schlummer.

Elend und ärmlich war das Begräbniß des Greiſes, unter deſſen Sarge von etwa vierzehn Kindern nur wenige nachfolgten. Als man in das verödete Haus zurückgekehrt war, fand Käthchen faſt Nichts mehr vor, denn die Stiefmutter hatte eben Nichts zurückgelaſſen,

als ein altes Pomadetöpfchen und ein zerſchlagenes Fl
von kölniſchem Waſſer.

Gleich nach der Beerdigung kamen auch ſchon
Gerichtsbeamten, um den neuen Adminiſtrator e
führen, und man bedeutete jetzt Käthchen, daß ſie
ein anderes Winkelchen ſuchen müſſe. Die Arme
in ihre Kammer, öffnete den kleinen Koffer und
ihre Sachen. Nachdem ſie ihr ganzes Vermögen g
melt, gab es kaum ein leichtes Bündelchen. In
Taſche hatte ſie gerade noch fünf Gulden. Sie g
ſich jedoch nicht im Geringſten darüber, packte eili
ſammen und ſchon am anderen Morgen ging ſie tr
und der Zukunft ungewiß, aber in Gott getroſt
dannen.

Sie hatte Freunde im Dorfe, denn dort hatte
mand außer ihr guten Rath gegeben, geheilt, geholfen
ein Wort des Troſtes geſprochen. Die Leute alſo k
herbei, um ihr Lebewohl zu ſagen. Ihre Augen f
ſich mit Thränen, als ſie zum letzten Mal au
Haus blickte, in welchem ſie zur Welt gekommen
aufgewachſen war.

„Wer von Euch wird mich nun zu meinem B
fahren?“ fragte ſie die Leute, „vielleicht Du,
Iwan?“

„O gewiß, liebes Fräuleinchen; warum denn n
Treten Sie nur zu mir in die Hütte; ich fütter
noch ein Bischen die Pferde und dann geht's fort,
hin Sie wollen! Vielleicht ſoll ich noch auf den Hof
Ihren Sachen?“

Käthchen lächelte traurig und zeigte auf ihr Bündelchen.

„Seht, hier sind schon meine Sachen!“

„Und was mehr?“

„Mehr habe ich nicht!“

Sie fuhr hierauf zum ältesten Bruder, welcher sich mit einer nicht mehr jungen, kinderlosen Wittwe in Podachien verheirathet hatte. Er stand sich auf seinem Gute durchaus nicht schlecht und galt überhaupt für den Reichsten in der Familie. Aber seit seiner Verheirathung hatte er mit der Familie so gebrochen, daß ihn Niemand von derselben mehr mit Augen gesehen hatte. Denn eine Frau, aus Besorgniß, seine Geschwister könnten ihm auf den Hals kommen, hielt ihn, so sehr sie nur konnte, von den Seinen zurück.

Als vor der Thürlaube des ziemlich hübschen Herrenhauses der einfache Wagen, auf dem Käthchen saß, vorfuhr, klopfte ihr allerdings das Herz, aber sie ließ es sich nicht merken und trat dreist in das Zimmer. Ihr Bruder war nicht zu Hause; aber nach einigen Augenblicken erschien die Hausfrau selber mit ziemlich saurer Miene. Käthchen kannte sie kaum und sie ihrerseits that, als ob sie Kätchen nicht wieder erkenne.

„Wissen Sie, liebe Schwägerin,“ sagte Käthchen dreist, „daß ich schon kein Fleckchen, wo zu bleiben, habe; vielleicht könnten Sie mich zu irgend etwas brauchen? vielleicht als Schließerin? Ich bin hierher gekommen, Sie nicht um Obdach und Brod, sondern um Arbeit zu bitten.“

Gelassen, aber ziemlich ungern nahm die Hausfrau

sie auf, murmelte einige unverständliche Worte, zuckte die Achseln und warf beim Hinausgehen die Thür hart in's Schloß. Käthchen wurde darob nicht böse, denn so Etwas war ihr schon nichts Neues mehr. Man brachte ihr Bündelchen herbei, und nun wurde ihr ein kaltes Kämmerchen angewiesen; überhaupt gewährte man ihr wie einer Aufdringlichen, nur so viel, daß man sie nicht geradezu fortjagte. Der Bruder hatte sie schon so sehr vergessen, daß er nicht einmal Mitleid mit ihr fühlte, als er sie sah, sondern nur erschrak, indem er an seine Frau und an die Vorwürfe dachte, die sie ihm machen würde.

Sie wusch ihm auch gehörig den Kopf, so daß er Käthchen auf der Stelle fortgeschickt haben würde, wenn die Frau ihn nicht selbst davon abgehalten hätte.

„Na, so warte doch nur, hörst Du, Monsieur! Ich will ihr schon so zusetzen, daß sie von selbst geht; es wird gar nicht nöthig sein, sie fortzuschicken."

Die Schwägerin machte sich allen Ernstes an's Werk, aber, wie man zu sagen pflegt, die Sense traf auf einen Stein. Käthchen verstand es, ihrem Zorn und ihren Befehlen mit Arbeit und Sanftmuth zuvorzukommen, so daß bereits nach einer Woche von Verfolgung keine Rede mehr war.

„Weißt Du was," brummte die Schwägerin, die Hände in die Seite stemmend, „da Deine Käthe scheint mir ein gutes Mädel zu sein; sie dient mir besser als eine Schließerin! Und wahrhaftig! sie keift nie, ist bescheiden und arbeitsam. Nur daß ich sie wie eine

Schwester werde behandeln müssen! Sonst in der Wirthschaft könnte ich sie schon gebrauchen."

Nur einen Vorwurf hatte ihr die alte und sehr häßliche Frau zu machen. Käthchen war schön und so sah die erstere neben ihr doch gar zu garstig aus. Indessen schon nach Jahresfrist hatte die Schwägerin sie so in's Herz geschlossen, daß sie fürchtete, sie zu verlieren. Das Leben war zwar hier kein Paradies, aber nach der Häuslichkeit, in welcher Käthchen zuletzt gelebt hatte, gestand sie sich, daß sie es hier gar zu gut habe.

Die Alte war freilich nicht leicht zufriedenzustellen. Aus Furcht vor ihr ging Jedermann im Hause auf den Zehen; doch Käthchen konnte es ihr recht machen. Und das war um so wunderbarer, da sie ihr durchaus nicht schmeichelte und weder Verehrung, noch große Achtung gegen sie zur Schau trug. Doch war sie so natürlich froh, nie übel gelaunt und dabei so unermüdlich fleißig, daß die Alte, der das bequeme Leben, das sie durch Käthchen erlangt hatte, zu schmecken begann, sich nicht mehr von ihr trennen wollte.

Katharina stand Allem vor, führte das Hauswesen und hatte überhaupt das ganze weibliche Departement der Wirthschaft unter ihrer Leitung. Und da sie für sich nie Etwas verlangte, so war sie wohlfeiler, als eine Schließerin. Kleider, Wäsche und Alles, was sie hatte, erhielt sich bei ihr wunderbar lange. Freilich, sie arbeitete rein, half nach und flickte; deshalb, obgleich sie natürlich nicht geputzt war, machte sie dem Hause niemals Schande. Der Bruder beargwöhnte seine Frau, daß sie ihr Klei-

der ſchaffe, und die Frau hatte wieder ihren Mann im Verdacht, der Schweſter im Geheimen auszuhelfen; und währenddeß gab ihr in der That Niemand auch nur ein Läppchen, ſo groß, um einen Finger zu bewickeln.

Sie hätte ſich durch die Gunſt, in der ſie bei der Schwägerin ſtand, gewiß auch ein ruhiges Unterkommen geſichert. Schon begann ſie wieder, wie ehedem, in ihrem Kämmerlein zu ſingen, wobei ihr ein alter Kanarienvogel Geſellſchaft leiſtete. Da fing ihr Bruder an zu kränkeln. Er bekam die Auszehrung und ſtarb trotz der ſorgfältigſten Pflege nach einem Jahre voller Leiden.

Kinder hatte er nicht und ſo blieb die Wittwe mit Käthchen allein auf dem verödeten Hofe. Aber ſchon nach einer Trauer von einem Monate ſprach die Alte:

„Es iſt wohl einmal meine Beſtimmung, noch zum dritten Male zu heirathen!“

Käthchen riß die ſchwarzen Augen vor Verwunderung weit auf.

„Ja, ja,“ fuhr die Wittwe traurig fort, „der Menſch kann ſeinem Schickſale einmal nicht entgehen! Es wurde mir ſchon von einer Zigeunerin prophezeiht.“

Und leider! die Prophezeihungen der Zigeunerin gingen in Erfüllung. Ein früher abgewieſener Bewerber, der ſich gut conſervirt hatte und noch gar nicht ſchlecht ausſah, bewarb ſich um die Hand der Gutsbeſitzerin. Sie beſann ſich nicht lange, ſeufzte und erlaubte ihm zu hoffen unter der Bedingung, daß er ſich nach einer Kutſche mit vier Pferden umthun ſolle.

„Das iſt ein guter Menſch,“ ſprach ſie zu Käthchen,

als er abgefahren war, „und kein Trinker. Wenn auch die Leute über ihn reden, so ist doch Nichts davon wahr. Und überdies, es ist einmal meine Bestimmung.“

Die Wittwe heirathete und Käthchen blieb bei ihr. Aber es dauerte nicht lange, so gewahrte sie, daß der Hausherr ihr im Geheimen zärtliche Blicke zuwarf. Beim ersten Worte, daß er fallen ließ, wies sie ihn derb zurecht; da sie jedoch sah, daß er sich nicht abweisen lassen wollte, so ging sie unter dem Vorwande, sie bange sich nach ihrer Familie, trotz aller Bitten ihrer gewesenen Schwägerin zu ihrer Schwester.

Die ältere Schwester hatte sich mit dem Verwalter eines bedeutenden Gutes verheirathet und lebte etwa zehn Meilen weiter in Podlachien hinein. Ihr Mann war zwar auch ein sogenannter guter Mensch, aber dabei ein Bruder Lustig, der nicht gern zu Hause blieb, und weil es ihm jetzt besser ging als früher, wo er im Elend lebte, ließ er sich gar zu gern die Zügel schießen. Die Eheleute lebten, als ob es gar kein „Morgen“ gäbe, obgleich bereits vier Kinder auf dies „Morgen“ warteten.

Käthchen traf gerade zu einem großen Balle ein, welchen man den Nachbarn zum Karneval geben wollte. Denn der Herr Verwalter wollte stets hoch hinaus und durchaus mit den kleinen Edelleuten in der Umgegend kwaliftren, was im Grunde auch nicht eben so schwer war. Käthchen wurde also auch hier mit saurem Gesichte empfangen, da sie auf einem schlechten Wagen und sehr bescheiden gekleidet ankam. Zumal da der Herr Verwalter gerade mit der Familie seiner Frau zu prah-

len pflegte, als ob sie wer weiß wie vornehm und reich sei.

Käthchen wurde also in einen Winkel gestoßen und gebeten sich nicht sehen zu lassen; und die Schwester, die schon den Stolz ihres Mannes angenommen hatte, aufgeputzt und mit Ketten behangen war, ließ sich kaum herab, sie zu bewillkommnen.

Im Hause verlautete, sie sei eine entfernte Seitenverwandte oder so etwas dergleichen, bei Leibe nicht die Schwester! Und Käthchen gab lachend das Wort, daß sie sich durchaus nicht als Blutsverwandte zu erkennen geben wolle.

„Höre nur, Julchen," sagte sie Tags darauf zur Schwester, „wenn Ihr so lächerlich seid, Euch meiner Armuth zu schämen, so thut wie Ihr wollt, nur gebt mir Etwas, womit ich mich im Hause beschäftigen kann, was für eine Arbeit es auch sein möge, nur daß ich nicht müßig gehen muß."

Julie hatte zwei Töchterchen, die Käthchen jetzt unter ihre Aufsicht nahm. Erstaunlich schnell erinnerte sie sich an Alles, was sie in der Schule gelernt hatte und begann sich ausschließlich mit den Kindern zu beschäftigen. Das war wirklich ein glücklicher Zufall sowohl für den Verwalter, der schon lange eine Gouvernante zu halten wünschte, um sich zeigen zu können, als auch für Julie, die sich lieber amüsirte, als die Kinder hütete. Auch die Kinder schlossen sich an Käthchen, die sie übrigens bei strenger Strafe nicht Tante nennen durften, so innig an, als sei die Gouvernante für sie vom Himmel gefallen.

Käthchen erinnerte sich mit Hülfe von Büchern al-

mählig wieder an Alles, was sie während ihres Elends vergessen hatte, und da die Mädchen fähig waren und der Hausherr für die Erziehung Nichts sparte, so ging es mit derselben bald wie am Schnürchen.

Eine solche Schwester war ein Schatz im Hause. In Kurzem erkannten das auch Alle und fühlten, wie gut und ruhig es sich mit ihr leben ließ, wie viel sanfter und thunlicher die Kinder wurden und wie gute Fortschritte sie im Lernen machten. Sogar das Aeußere der Mädchen hatte gewonnen; sie waren hübscher geworden unter einer sorgfältigen Pflege. Im Ganzen war es doch für Käthchen nicht schlecht, obgleich man ihr nicht erlaubte, sich Schwester zu nennen, sondern kaum eine weitläufige Cousine.

Wahrscheinlich wäre sie hier geblieben, hätte das Schicksal es nicht anders beschlossen. Wie um sie zu prüfen, trieb es sie aus einem Winkel in den andern und riß die Dächer ab, die sie schützen sollten. Ein Jahr nach ihrer Ankunft im Hause Juliens sank der Verwalter, der gar zu groß gethan und schon ganz den Herrn gespielt hatte, plötzlich aus seiner Höhe herab. Man entdeckte nämlich ein Deficit in der Gutskasse, es wurden Klagen eingereicht, die Register wurden revidirt, dann erschienen die Rechnungsführer, und es ergab sich endlich, daß in der Kasse wirklich über 10,000 Rubel fehlten.

Die allerunangenehmsten Scenen folgten nun auf die Bälle und Abende. Bitterer Mangel ohne Aufhören trat plötzlich, nicht stufenweise, an die Stelle des Ueber-

flusses. Julie und ihr Mann mußten sich, nachdem man ihnen Alles genommen, was sie an Mobiliar besaßen, auf einem elenden Wägelchen in die Stadt begeben, wo der Ex-Verwalter wegen einer wahren Bettelei einen endlosen Prozeß mit seinem früheren Prinzipal begann. Käthchen, an Unglück gewöhnt, und die ihr anvertrauten Kinder aufrichtig liebend, fuhr mit ihnen. Allein der Schwager konnte sie jetzt weder beherbergen, noch ihr Unterhalt geben, und so war sie genöthigt, aufs Neue Brod und Unterkommen zu suchen.

Einige hundert Gulden, die ihr Julie geschenkt hatte, mußte sie derselben zurückgeben, als sie die Schwester in der Armuth und bittersten Noth sah, und so blieb ihr Nichts, außer einer alten goldenen Uhr, die sie noch von der Mutter her hatte, einem Paar Ohrringen mit Korallen und einer silbernen Tabaksdose. Dies Alles band sie zusammen in ein Tuch und ging in die Kirche, um zu beten. Dann begab sie sich zum Goldschmied, um das Ganze zu verkaufen und mit dem Erlös ein Stübchen zu miethen.

Zu ihrem Glück traf sie beim Goldschmied einen alten Bekannten, den sie bei ihrem Bruder kennen gelernt hatte. Es war ein reicher Gutsbesitzer, der wegen der Krankheit seiner Frau schon seit Jahresfrist im Städtchen wohnte. Jeder Andere würde aus falscher Schaam seine Lage und den Grund seiner Anwesenheit verborgen haben, aber Fräulein Katharina erzählte ihm dreist ihr Vorhaben und bat ihn um seine Vermittelung beim Verkaufe.

„Laſſen Sie das, mein Fräulein," ſagte der alte Bekannte, „heben Sie dieſe Andenken auf und kommen Sie zu uns in's Haus; vielleicht finden wir etwas Anderes!"

Sie ließ ſich bereden und ſo gingen ſie.

„Meine Frau iſt krank und wir ſind nur unſerer Zwei im Hauſe; ziehen Sie zu uns!" ſagte er unterwegs nach einigem Nachdenken zu ihr. „Sie werden uns zur Hand gehen und dafür ein ruhiges Plätzchen haben."

Das fügte ſich Alles ſo trefflich und wunderbar, daß, wenn Käthchen das Ausſuchen gehabt hätte, ſie wohl nichts Beſſeres hätte ausdenken und treffen können. Er ſelbſt, Herr Jan, war der redlichſte Menſch, nur ein wenig Bonvivant. Seine Gattin war eine gute, ſanfte, aber von Krankheit gepeinigte Frau, die Jemanden brauchte, dem ſie fortwährend klagen konnte.

Sie freute ſich daher ungemein über die Ankunft einer Geſellſchafterin und über die Hülfe, welche dieſe ihr im Hauſe ſein werde, und Herr Jan freute ſich über die Ordnung, die ſie ſogleich überall einführte. Nun ging es wieder wie am Schnürchen. Die Tage floſſen friedlich und im Wohlleben dahin, und Käthchen erhielt ſogar die Erlaubniß, eine ihrer Nichten zu ſich zu nehmen.

„Ich weiß mir ſchon einigermaßen Rath in der Welt," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „darum muß ich dem armen Wurm noch Etwas abgeben von meiner Armuth. Wo für Eins genug, reicht's auch für Zwei! O, es wird ſchon gehen!"

Julie trat ihr gern ein Töchterchen ab und Herrn Jan und seiner Frau war die Ankunft eines kleinen Plappermäulchens in ihrem stillen Hause ein sehr angenehmer Zuwachs.

Im Verlaufe aller dieser Vorfälle fing die schöne Katharina an allmählig etwas zu altern, aber noch immer konnte man sie eigentlich noch nicht eine alte Jungfer nennen, denn sie hatte noch nicht die Dreißig passirt und bei ihrem fleißigen und rechtschaffenen Leben erhielt sie ihre Jugend länger als Andere ihres Alters.

Sie war zwar nicht mehr ein frisches, aber immer noch ein schönes Mädchen. Wer sie einmal ansah, mußte gewiß öfter zu ihr aufsehen, so etwas Liebliches und Anziehendes lag in ihrem ernsten Gesichtchen, in ihrem freien und heiteren Blicke.

Es bewarb sich noch immer so Mancher um sie, Alte und Junge, aber sie schloß ihnen allen den Mund mit dem offenen Bekenntniß:

„Ich gedenke niemals zu heirathen!“

„Und wie wär's mit der Liebe?“

„Laßt mich mit der Liebe in Ruhe, ich habe auch ohne sie Sorgen genug im Leben; überlassen wir das den Glücklicheren!“

Und bald im Scherz, bald im Ernste, bald mit Lachen, bald im Zorn trieb sie ihre Verehrer von sich fort, die zuletzt, überzeugt, daß sie die Zeit umsonst verlören, seufzend abzogen.

Wer kann wissen, was unterdessen im Herzen der Jungfrau vorging bei so verschlossener Brust, bei so verschlossenen

lippen? Mehr als ein Seufzer entrang ſich ihnen vielleicht
über Willen nach dem Glücke, das Käthchen nie kennen lernen
nd koſten ſollte! das ſie ſich ſelbſt zu hoffen und zu wünſchen
erbot! Mehr als einmal nahte ſich ihr vielleicht Jemand,
urch ihre Dreiſtigkeit und ihr munteres Weſen ange-
ckt, und weckte in ihr die eingeſchläferten Wünſche.
ber mit männlicher Hand dämmte ſie die Schläge des
erzens zurück und wiederholte ſich ſelbſt: Nein, nein,
h werde nicht heirathen! Es fängt immer ſüß an, aber
ott allein weiß, wie es endet!

Nach der Ankunft der Kleinen beruhigte ſie dieſe
flegemutterſchaft doch ſo weit, daß ſie beinahe glücklich
ar. Aber wo iſt auf Erden ein dauerndes Glück?
rau Janowa war, wie geſagt, krank und wurde von
ag zu Tage kränker. Zuletzt ſtarb die Arme. Nachdem
r Mann ſie beweint und auf dem Begräbnißſchmauſe
eine bitteren Thränen getrunken, ſchlug er Käthchen
eltſamer Weiſe vor, bei ihm im Hauſe zu bleiben. Wer
eiß? Er hatte vielleicht ſeine Pläne dabei. Möglich,
aß er hoffte, die Waiſe werde in Ermangelung jedes
nderen Schutzes den ſeinen annehmen, wenn ſie den-
ſelben auch mit ihrem guten Rufe hätte bezahlen müſſen.

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar,“ ſagte ſie, „aber das
ann nicht ſein!“

„Warum denn nicht?“ fragte Herr Jan.

„Die Leute würden Gott weiß was reden und es
äre in der That nicht anſtändig.“

Herr Jan wurde verlegen. „Ei was, die Leute!“
ſagte er; „wer wird ſich um die Leute kümmern?“

„Wir müssen uns doch um sie kümmern," erwiderte Käthchen, „denn selbst ihr ungerechtes Geschwätz hat noch stets irgend einen gewissen Grund und giebt uns eine Lehre."

Es war keine Möglichkeit sie zu halten; und Fräulein Katharina bezog sogleich mit ihrem Pflegekinde ein bescheidenes Stübchen, das sie in einer entlegenen Straße gemiethet hatte. Das kleine Legat der Verstorbenen reichte im Anfange zu den nothwendigen Einrichtungen.

Sie nahm sich vor, bei Niemanden mehr ein Unterkommen zu suchen, sondern für sich zu bleiben, den Mädchen aus der Stadt gegen ein geringes Honorar Unterricht zu ertheilen und davon zu leben. Das war ein kühner Gedanke für eine Person, die ganz unbekannt war und Niemanden zur Seite hatte, sich so aus eigener Kraft Rath zu schaffen; aber Fräulein Katharina kannte ihre Geduld, hoffte auf Gott und außer ihm auf Arbeit.

Natürlich ging es im Anfange schwer. Sie bekam eine sehr verhätschelte Schülerin, mit der nichts aufzustellen war. Mit einer zweiten ging es auch nicht recht. Die Leute nahmen ihre Kinder in Schutz und schoben die Schuld auf die Lehrerin. Aber auf diesem dornenreichen Wege wiederholte sich Käthchen oft mit heiterm Angesicht: Mit Gottes Hülfe wird's doch werden!

Schwere Zeiten mußte sie durchmachen, ehe es etwas besser ging, ja ehe sie nur Arbeit fand. Oft war nicht viel zu essen da und mit dem theuren Holze zum Ofen mußte gewaltig gegeizt werden; aber Katharina konnte

t ganzen Tag von gebratenen Kartoffeln mit Salz
en, und, war es kalt im Zimmer, ſo hüllte ſie ſich
hter in ihr Tuch, ſich einredend, daß die Wärme ihr
ädlich ſei. Nur das Kind ſuchte ſie zu verwahren,
ß ihm nicht kalt wäre.

Ein bis zwei Jahre mußte ſie mit Widerwärtigkeiten
mpfen, aber als es dann anfing zu gehen, ſo ging es
ch wie von ſelber. Schülerinnen gab es zum Ueber-
uß, die Einnahmen waren hinreichend und von ihren
parpfennigen unterhielt ſie auch noch die Schweſter.

Unlängſt noch ſah ich Fräulein Katharina mit ihrem
ſlegekinde zur Kirche gehen, und als ich ſo von fern
f ſie blickte, dachte ich mir, ob es wohl viele Männer
be, die ſich ſo gut wie ſie im Schickſalsdrange des
bens Rath zu geben wüßten? Und in was für einem
ben, in was für Lagen? In der Verwaiſung bei ſo
elen unverhofften Schickſalsſchlägen, bei ſo vielen ver-
eblichen Hoffnungen, bei ſo oft geſtörter Ruhe.

Man ſagt, daß ſich Herr Jan ein Jahr nach dem
ode ſeiner Frau um ihre Hand beworben, denn es war
m zu Hauſe ſo bange; aber Fräulein Katharina dankte
m mit einem zierlichen Knickſe.

„Wozu ſollen wir Alten heirathen?“ antwortete ſie
eiter. „Ich weiß mir mit meinem Töchterchen unter
ottes Beiſtand ſchon zu helfen. Sie würden uns auch
lle Beide nehmen müſſen; und zum Ueberfluſſe würden
nn die Leute noch ſagen, das ſei eine alte Liebe. Sie
nden wohl noch eine Jüngere und Hübſchere. Ich darf
ohl nicht mehr an's Heirathen denken.

Und wie ſie gegangen, ſo geht ſie noch heute ihrem kleinen Mädchen in die Kirche, betet, wie ſie fr betete, arbeitet wie früher und wiederholt ihren Spruch:

Mit Gottes Hülfe wird's ſchon gehen! Es ſchon gehen!

Und es geht ja auch.

Druck von E. Steinthal in Berlin.

Sitten- und Charakterbilder

aus

Polen und Lithauen.

Mit biographiſchen Notizen herausgegeben

von

Auguſt Woycke.

Zweiter Band.

Berlin, 1862.
Nicolai'ſche Sortiments-Buchhandlung
(M. Jagielski.)

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
Der Edelmann	1
Prieſter Marcus	33
Ein Vorfall, den ich mit eigenen Augen angeſehen und der zwar in der That unbedeutend war, aber doch großen Schaden brachte	51
Aus dem Leben meines Großvaters	69
Kein übles Abenteuer	83
Rückerinnerung.	95

Biographiſche Notizen.

1. Ignaz Chodźko	119
2. Joſeph Korzeniowski	124
3. Joſeph Ignaz Kraſzewski	130
4. Graf Heinrich Rzewuski	145
5. Auguſt Wilkoński	151

Der Edelmann.

Von

Joseph Ignaz Kraszewski.

Der Edelmann der alten Zeit, ist er vielleicht nur noch
n Typus, von dem heutzutage nichts mehr übrig ge-
ieben, als die Gebeine, den man lebendig unter uns
hon nicht mehr antrifft? Ich weiß es nicht, doch
heint er mir eine jener ohne Rückkehr dahinschwindenden,
enn nicht schon ganz dahingeschwundenen Gestalten,
elche in Kurzem etwas Neuem, bisher noch Unent-
äthselтem werden weichen müssen. Schon hält es schwer,
inen Edelmann zu finden. Ein neues Zeitalter, neue
Sitten, Lagen, Verhältnisse, Wünsche, Bestrebungen und
estimmende Schicksale verwandeln ihn mehr und mehr
n ein farbloses Etwas, das noch keinen Namen hat und
hn vielleicht niemals haben wird.

Ich verstehe hier unter Edelmann nicht einen solchen,
er ein Recht zu Wappen und Standesprärogativen hat,
ondern jenen alten Dorfbewohner und Gutsbesitzer mit
llen seinen Eigenthümlichkeiten, Vorurtheilen, edeln Trie-
ben und Mängeln, die heute bereis zur Anomalie ge-

worden, einſt jedoch nothwendig waren, als eine Folge von tauſenderlei Urſachen, welche dies merkwürdige Ganze gebildet.

Jener auf den Landtagen, bei den Parteiverſammlungen, bei allen Zuſammenkünften, ja ſelbſt bei den Namenstagen eines Standesgenoſſen ſo geräuſchvoll, ſo keck Auftretende, der das Recht an den Fingern auswendig wußte, der ſo wacker den Säbel ſchwang, der, wenn's galt, weder das Maul noch den Arm ſchonte, der zu Hauſe mit ſeinen Gäſten den letzten Biſſen theilte, der bis zum ſiebenten Kreuze das Geleite gab und wohl noch weiter, der auf ſeine eigene Art wirthſchaftete, nicht nach heutiger Mode aus Intereſſe geizend und praſſend, der ſich bis zum Knie neigte vor den Excellenzen, ſich aber auch aufzurichten und den Schnurrbart zu ſtreichen verſtand, wenn eine Durchlaucht ihm zu nahe trat, der von der Politik nur ſo viel wußte, als ihm ſein jüdiſcher Pächter zutrug und ſich über allen Ausdruck vor den Umtrieben des Hauſes Oeſterreich und der ottomaniſchen Macht fürchtete, alle übrigen Nachbarn aber kaum der Rede werth erachtete — jener Edelmann — zeigt mir ihn doch heutzutage noch, ich bitte euch!

Dem letzten ſingt man vielleicht irgendwo in der Ferne ein Miſerere.

Und doch war ich im Leben einmal ſo glücklich, noch eine ſolche Ruine der alten Zeit in Lithauen kennen zu lernen, dort, wo alles Alte gedeiht und dauert, alter Käſe und alte Menſchen. Die Erde oder die Luft hat dort wie in den italieniſchen Katakomben die Eigenſchaft, ſelbſt

die des Lebens schon beraubten Körper noch vor Fäulniß und Vernichtung zu bewahren.

Es war ein schon hochbejahrter Greis, aber ungeachtet seiner Jahre war er kräftiger als wir in unserer Jugendblüthe, und er konnte mehr aushalten und mitmachen, als wir, die wir seine Enkel sein könnten.

Herr Mathäus Zabierza hatte ein hübsches Gütchen im Lidaer Kreise, welches jedoch in einem Winkel von der großen Straße ablag und rings von Wäldern so umgeben war, daß dorthin nur der den Weg fand, der ihn finden mußte.

Er hatte nur wenige Nachbarn, eine nicht eben zahlreiche Familie, aber viele Freunde. Die Hand Gottes hatte ihn schwer getroffen. Einst war er beweibt und Vater von vier Kindern gewesen, die jedoch, als sie bereits erwachsen waren, alle, eins nach dem andern, wegstarben, als hätte Gott seinen Muth prüfen wollen; er hatte sie schon alle flügge gesehen und sich der aufblühenden Hoffnungen gefreut.

Das fing bei der Frau an und ging dann fort, dem Alter nach, so daß nach zwei Jahren der Leichenwagen vor dem Thore des Herrenhauses vorfuhr, um das letzte Opfer mit fortzunehmen.

Unser Bannerherr*) trat mit verweinten, doch dem Anscheine nach stets trockenen Augen, mit dem Rosenkranze in der Hand, angethan mit groben Trauerkleidern vom Hause heraus und folgte zu Fuß hinter dem eiche-

*) So wurde hier der Ausdruck Chorąży übersetzt.

nen Sarge bis zum nächſten Städchen, dann kehrte er nach Hauſe zurück, ſeufzte und betete, aber ermannte ſich und arbeitete wieder.

Dieſes von ſo vielen Prüfungen geknickte Leben verrückte ſich keinen Augenblick aus ſeinem feſtbeſtimmten Gleiſe. Was aber in der Seele des Gatten und Vaters vorging, weiß Gott allein! Der Menſch, der Staatsbürger blieben unverändert.

Wahr iſt es, im ſpätern Alter, als ihm jeder Troſt dahingeſchwunden und die Welt ſich ſo verändert hatte, daß er ſie kaum wiedererkannte, neigte Herr Matthäus ein wenig ſein graues Haupt, wurde trauriger, trübſinniger, aber im Innern blieb er doch, was er geweſen; ein Mann, den Nichts zu brechen vermochte; denn es wohnte in ſeiner Bruſt das, was allein uns aufrecht erhält und ſchützt: ein ſtets unerſchütterlicher Glaube.

Das achtzehnte Jahrhundert, von welchem er einen Theil als reicher Mann durchlebt hatte, war an ihm vorübergegangen, man kann ſagen, ohne daß er es bemerkt, ohne daß es ihn im mindeſten berührt hatte. Den ſchlimmen Theil deſſelben ſah er nicht, an dem guten nahm er thätigen Antheil, und an die Verderbniß deſſelben wollte er nicht glauben; nie wollte er zugeben, daß es ſo geweſen war, wie es in der That geweſen. So hatte er unbefudelt eine Zeit voll Schmutz durchlebt und trat rein in eine neue, gleichfalls ihm unverſtändliche, gleichfalls fremde.

Er konnte auch gar nicht begreifen, was und weßhalb es geſchah, warum die Welt in ihren Angeln erbebte,

warum die Menſchen neue Wege, der Geiſt Schwingen zum Fluge, die Hände neue Arbeit und die Bruſt neue Hoffnungen ſuchte. Das, wovon er ſelbſt Zeuge geweſen war, hatte ihn mit der Ueberzeugung von ſeiner Dauer durchdrungen, er konnte nicht eingeſtehen, daß, was ehemals gelebt, ſich überlebt habe und geſtorben ſei.

Er glaubte an die Nothwendigkeit des Fortbeſtehens der ganzen Vergangenheit und ſchien, wenn er von Hauſe ausritt, immer bereit, dem Herrn Wojewoden oder einem Fähnlein Panzerreitern zu begegnen. Ach, lange war das alles mit den Herbſtblättern gefallen, war wie Schnee dahingeſchwunden, aber wenn Jemand den Bannerherrn davon überzeugen wollte, ſo ſchüttelte er das Haupt, rehte den Schnurrbart, lächelte nur, und, ohne es der Mühe werth zu achten, ſich in Worte einzulaſſen, fluchte er zuweilen nachdrücklich oder zuckte die Achſeln, biß ſich auf die Lippen und ging eilig davon.

Selten verreiſte er von Hauſe und empfing nur wenig Gäſte bei ſich, denn ſeine Altersgenoſſen hatte der Friedhof, einen nach dem andern, aufgenommen, und ſo blieb vereinſamt und verdüſtert beſchuldigte er deshalb Niemanden als ſich ſelber und ſeine vorgerückten Jahre.

Wer wird den Alten beſuchen wollen! ſprach er. Doch Gott hat es weislich ſo eingerichtet, daß ſich nur Wenige um das Greiſenalter verſammeln, denn das iſt die hochfeierliche Zeit der Vorbereitung auf den Tod und das zukünftige Leben. Der Menſch iſt da nicht mehr unterhaltend für die Andern, er muß an den Herrgott denken und in der Kirche ſitzen.

Schon öfters hatte unser Bannerherr davon gesprochen, in das nächste Städtchen ziehen zu wollen, allein die Umstände erlaubten ihm nicht, sein Gut zu verlassen. Sein einziger lebender, naher Verwandte und einstiger Erbe war der Sohn seines Bruders; aber das war noch ein ganz junger Mensch und gar nicht nach dem Geschmacke des Alten. Dieser wollte ihm daher das Gut noch nicht übergeben.

Es schien, als ob das Schicksal keinen sonderbareren Gegensatz hätte schaffen können, als indem es diese beiden Menschen zusammenführte. Der junge Adolf war zwar nicht schlechter und nicht besser als die meisten unserer jungen Leute und erwuchs sogar nicht einmal zu einem Originale; er besaß ziemlich viel Verstand und Mäßigung, und doch erschien er den Augen des Bannerherrn fast wie eine Mißgeburt, denn alle Fehler, die Adolf mit dem Zeitalter gemein hatte, hielt der Greis für individuelle Untugenden.

„Der liebe Gott hat mich mit diesem Jungen gestraft!“ pflegte er zu sagen. „Es giebt keinen zweiten solchen mehr in der Welt! Gott weiß, wie und woher er so geworden. Ich behaupte nicht, daß er böse sei, aber sagt, was stellt er eigentlich vor? Das Franzosenthum ist uns in's Haus gerathen und das war sein Verderben. Das machte aus ihm ein wunderliches Wesen, das nicht Fleisch, nicht Fisch ist; ich würde ihn nicht als zu meiner Familie gehörig anerkennen, wenn ich nicht wüßte, wie nahe er mir steht.

Und der Bannerherr zuckte die Achſeln, und wollte man ihm verſichern, daß jetzt alle jungen Leute ſo wären, a, daß man noch viel ſonderbarere finden könne als Herrn Adolf, ſo wollte er es nicht glauben.

„Ihr wollt mich damit nur tröſten," ſagte er, „aber das t vergebens! Denn wenn Alles auf ſolche Manier verandelt werden ſollte, dann würde den Menſchen nicht ehr viel zum Leben übrig bleiben."

Im Größten wie im Kleinſten hing der Bannerherr it unbeugſamem Starrſinn an den alten Gebräuchen, er ganzen Welt zum Trotz, und als ob es für ihn die rfüllung einer heiligen Pflicht gälte. Gar manches Mal belächelte man ihn freilich dafür.

„Lacht euch geſund, junger Herr!" ſprach er dann in oller Ruhe, „ihr werdet mich in meinen alten Tagen icht mehr umarbeiten."

So waren denn ſein Haus, ſein Leben und ſeine prache Reliquien der Vergangenheit, an denen Niemand was antaſten durfte, ſo lange der Bannerherr lebte. bgleich Vieles davon ſchon ſchwer zu begreifen und ußer Gebrauch war, ſo erhielt es ſich doch Alles nach er guten alten Mode. Das Herrenhaus, wie ehedem it Zimmern in einer Flucht, mit Seitengemächern, lkoven, einer kleinen Apotheke, einer ungeheuren Haupt- ur. Im Hofe einen Pfahl für die Reiter, der noch rei Ringe hatte, obgleich man dort außer gelegentlichen Boten jetzt ſchwerlich noch Reiter ſah. Im Stalle ſtanden Reitpferde in Bereitſchaft, als ob Adolf ſich einſt equiiren ſollte, um zu der Fahne des Wojewoden zu ſtoßen.

Die Sättel, welche noch bei feierlichen Gelegenheiten dienen mußten, waren von Sammet und Gold; dem entsprechend waren die Pferdegeschirre und die Waffen. Die Garderobe des Alten war groß und kostbar; Pelzröcke noch vom Urgroßvater her, Delien, *) die vielleicht noch der Jagellonen gedachten. Die Dienstboten waren alt oder doch von Alten ausgelernt, und es waren ihrer mehr als nöthig. Der Tisch schien immer Gäste zu erwarten; der Wirth selber schien zu horchen, von wo sie kommen würde die Aufforderung zum allgemeinen Heerbann, stets bereit zum Aufsitzen auf den Sattel, neben dem die beiden Streitäxte hingen.

Ich sage schon nichts von den Feiertagen, von den einheimischen Kirchenfesten, denn die wurden mit einem uralten Ceremonial begangen, von dem man auch nicht um ein Haarbreit abschneiden durfte.

Der Alte bewegte sich in dem Allen wie eine lebendige Mumie, ohne sich auch nur um eine Linie von seinen Gewohnheiten abbringen zu lassen. Alles, was ihn umgab, nahm allmählig andere Formen an, so Sprache wie Sitte, er aber beharrte bei seiner eigenen. Keine andere als die Landessprache und die lateinische mochte er anstehen; er schüttelte den Kopf über die französische, rümpfte die Nase über die deutsche, und war von andern die Rede, so fiel er dem Sprechenden in's Wort:

„Zum Teufel, was soll das einem Edelmann?"

---

*) Delia, der mit Zobelpelz gefütterte und verbrämte Staatsmantel der polnischen Edelleute und Magnaten.

Anfangs war er ſtets bei den Wahlen und Vorverſammlungen gegenwärtig geweſen, war mit Küche und Hofſtaat gereiſt, hatte traktirt, das große Wort geführt und etwas luſtig gelebt, aber da es ihm ſchien, als ob ſich das ändere und ſtiller werde, hörte er auf daran Theil zu nehmen.

„Was ſoll ich dort?“ ſprach er achſelzuckend.

Es traf ſich zuweilen, daß irgend ein Neugieriger ihn ſuchte, um dieſe Trümmer des großen Schiffbruches zu betrachten, gerade wie ein Reiſender, der noch eine Eskimos geſehen, begierig iſt, ſie kennen zu lernen. Der Alte nahm Jedermann freundlich, aber mit einem gewiſſen ſpöttiſchen Lächeln auf und beobachtete ſeinerſeits dieſe Erſcheinungen mit einem eben regen Intereſſe, denn obwohl er ſich mit der neuen Welt nicht vertragen konnte, ſo war er doch neugierig auf ſie.

Fremdländiſche Sitte, Politur und ein noch ſo hochgeſchraubter Ton der Geringſchätzung vermochten ihn nie in Verwirrung zu ſetzen, ihn aus dem Felde zu ſchlagen oder ſeiner ſelbſtbewußten Würde zu berauben. Wer gekommen war ſeiner zu ſpotten, fuhr ſtets nach kurzem Kampfe gedemüthigt, gedankenvoll und verwirrt wieder von dannen. Es war, als beſäße der Blick des Greiſes eine magnetiſche Kraft, die Jeden beherrſchte, der ſich ihm näherte. Niemand wagte es, rückſichtslos auf ihn einzureden, Niemand erkühnte ſich, ihm zu widerſprechen, ſo ſehr fühlte Jeder in der Seele, daß er aus einem ſolchen Kampfe nicht ohne Nachtheil hervorgehen würde.

In ſeinen letzten Lebensjahren wurde der Bannerherr immer ſchweigſamer, nachdenkender und ließ nur ungern Jemand vor ſich.

Wurden ihm Gäſte angeſagt, ſo ergriff er im erſten Augenblicke freudig die Rolle des Wirthes, doch bald ließ er die Arme ſinken und ging ſeufzend, um die Gäſte zu unterhalten und ihnen zerſtreut zuzuhören.

In der Abſicht, den Greis ein wenig zu zerſtreuen, ſchaffte Adolf Bücher herbei, eine ſorgfältige Auswahl alles Deſſen, was ſeiner Anſicht nach am beſten das verfloſſene Jahrhundert ſchilderte; allein der Bannerherr wollte ſie nicht leſen. „Das ſind Poſſen!“ ſagte er, die Bücher zurückſchiebend, „ich leſe im „kleinen Altar“ und im „Tacitus“, mein Herrlein; doch die Scharteken, die der Junker mir da brachte, die mögen wohl für ihn paſſen, aber nicht für mich!“

Adolf, überzeugt, daß er den Alten ſchon überführen werde, wenn derſelbe ihm nur erſt Gehör gäbe, begann ihm Proben aus jenen Büchern laut vorzuleſen. Der Bannerherr ging zuhörend, zuweilen achſelzuckend auf und ab, ſagte aber Nichts.

Endlich jedoch entfuhren ihm die Worte: „Laß das, Junge! mache mir mit dem Zeuge da den Kopf nicht wirre!“

„Das ſind aber doch Bilder aus jener Zeit, die der Großvater repräſentirt und deren Dahinſchwinden er ſo ſo ſehr beklagt.“

„Ja, ja! ſo wie Er, Herr Junker, ein Bild und

Vertreter der Zabierza's ist! Durch Eure konterfeiten Zupane gucken allenthalben die Schöße der knappen deutschen Fräcke hervor. Zum Henker auch! Ihr und diese Zeiten verstehen, Ihr und diese Zeiten schildern! Ha, ha, wenn Ihr in diesen Zeiten leben würdet, das möchte Euch spanisch vorkommen! Ha, ha, Spott, lächerliche Sündelei eines stümpernden Kirchenmalers, der den Abraham mit dem Isaak, Gott weiß in was für einer Manier, aber freilich keck genug hinkleckst! Eure besten Gemälde sind immer noch Karrikaturen, glaub' mir's! Drum laß mich ungeschoren!"

„Und was wäre im Stande, uns die Vergangenheit wieder vorzuführen, wenn Das nicht?"

„Was?" rief der Alte, „Nichts! und wieder Nichts! — Wenn Gott Etwas vom Antlitz der Erde weglöschen will, so verlöscht seine Hand auch das Bild und Andenken desselben, und es bleibt Nichts zurück, als ein Grabhügel und die Trauer. Ihr schildert die Vergangenheit, sowie die Jesuitenschüler die Judith und den Holofern, die sie in der Sprache Virgils reden ließen. Lesen mir der Junker lieber anderes dummes Zeug vor, das mich wenigstens nicht aufbringt."

Der Alte nahm auch kein Buch, wenn's nicht ein altes war, zur Hand; und weil er gewiß Alles besser wußte, sich an Alles besser erinnerte, als die, welche es beschrieben hatten, konnte er die erdachten Beschreibungen, die errathenen Schilderungen nicht ausstehen.

In der Nähe lebte ein verarmter Edelmann, ein ehe-

maliger Gerichtsbote des Reiches, *) ein Landwirth ohne Wirthschaft. Er war eine komplette Mumie, verschrumpft, hager, lang und wahrscheinlich in gleichem Alter mit dem Bannerherrn. Mit ihm allein mochte der Letztere umgehen; mit ihm spielte er Mariage, zankte sich und ließ ihn später nur selten in seine Hütte heimkehren.

Herr Puciatyński machte es sich zu Nutze, daß er in Zabierza nöthig war, denn ohne ihn langweilte sich der alte Herr. Gott weiß, wie sehr er denselben für seine ihn belagernden Familie ausbeutete, aber dafür erfüllte er auch, wie gebührlich, alle Pflichten eines rücksichtsvollen Gesellschafters.

„Besinnt Ihr Euch noch, Puciatyński," pflegte der Bannerherr zu sagen, „wie der Sohn des Kastellans, der sich um das Fräulein Tochter des Wojewoden bewarb, mich aussandte, um die Sache in Richtigkeit zu bringen, weil er wußte, daß ich beim Wojewoden wohl gelitten war?"

„Wie sollte ich nicht, Excellenz! Das war im Jahre . . ."

„Ach was!" unterbrach ihn der Alte, „Ihr könnt das doch nicht gedenken!"

„Im Gegentheil, sehr gut!"

„Du lügst, Bruderherz! Du warst damals schon in Weißrußland. Der Sohn des Kastellans heirathete im

*) Im Originale: Woźny — lateinisch: Ministerialis generalis regni providus, ein Amt, zu welchem nur Edelleute zugelassen wurden.

Jahre 1790 in Septembri und Du bist hier, arm wie eine Kirchenmaus, in Aprili 1792 eingewandert."

Und in solchen Fällen mußte Herr Puciatyński den Schnurrbart streichen und stillschweigen. Man hätte ihn sehen sollen, wenn er die Erlaubniß zum Sitzen erhielt, wie er sich da nur auf die Stuhlecke niederließ oder dicht an der Thür blieb, wie demüthig er war; aber sowie er Bannerherr seiner Ehre zu nahe trat, da stellte er sich wie toll auf die Hinterfüße und machte nicht viel Federlesen. Das verdachte ihm der Alte aber durchaus nicht, sondern sagte dann nur: „Wer sein Kleinod nicht achtet, ist dessen nicht werth! Adliges Blut, mein Guter! Darum sollte er das seine verleugnen?"

Endlich wurde es Zeit für Herrn Adolf, sich zu verheirathen. Er war auf ein paar Jahre in's Ausland gereist, dort hatte er eine deutsche Grafentochter kennen gelernt, die zwar aus großem Hause, aber arm war; er hatte sich bis über die Ohren in dieselbe verliebt, sich erklärt und war nach der Verlobung zum Bannerherrn zurückgekehrt, den er als einziger Erbe seines Vermögens um Erlaubniß und Segen angehen mußte.

Aber es machte viele Schwierigkeiten, ehe man demselben die Sache vorstellen konnte. Er hörte Alles geduldig an, begann jedoch dabei den Kopf zu schütteln.

„Ein deutsches Grafenfräulein!" sagte er halblaut, „wer zum Henker weiß, ob sie überhaupt aus adligem Geblüte ist!"

„O, aus einer solchen Familie!" unterbrach ihn der Vermittler, „aus dem gräflichen Hause N."

„Bah! laßt das gut ſein, mein Beſter! Gebt mir lieber das Wort, daß es nicht irgend eine Köchin iſt. In Deutſchland ſind ſie ja alle Fabrikanten! Uebrigens weiß ich nicht, warum man ſo weit gehen muß, um eine Frau zu ſuchen, wenn man hier unter ſo vielen Fräuleins das Ausſuchen hat. Das iſt ein ſchlechtes Geſchäft, mein Werther! Aber was kann ich Alter dagegen thun? Ihr verſteht mich ja doch nicht! Bei Euch iſt ein Menſch und noch einer ein Paar, aber mir ſcheint, um ein gutes Paar zu bilden, müſſe man ſchon gut ſuchen und nicht den Spatzen mit der Schwalbe verſchwägern.“

Obgleich Herr Adolf ſchon dreißig Jährlein hatte, behandelte ihn der Bannerherr doch noch immer wie einen Grünſchnabel, und weil der Alte ein hübſches Gut und Vermögen beſaß, mußte ihn Herr Adolf mit Ehrerbietung behandeln. Obſchon mit bitterem Gefühl und Zagen mußte er doch nach Zabierza zurück, um dort aufs Neue die Rolle des Enkels zu ſpielen.

Was die Wirthſchaft und das Geldſammeln betrifft, ſo hatte der Alte dafür ſeine eigene Methode. Zu keiner Neuerung konnte er Vertrauen faſſen. Er ſäete, ſchnitt, erntete ein und verkaufte, niemals jedoch ohne Juden. Dann verwahrte er den Erlös, daß ihn keines Menſchen Auge mehr zu ſehen bekam. So häuften ſich die Kapitalien. Obgleich er ein bequemes Leben führte, ſo mußte doch Alles nur vom Gute ſelber kommen, gekauft durfte Nichts, oder doch nur ſehr Weniges werden. Das leidige baare Geld kam nie zum Vorſchein, der blanke Groſchen war unantaſtbar, und das ganze Augenmerk

des Alten war nur darauf gerichtet, daß die Wirthſchaft ſich ſelber genüge. Rindfleiſch war nur dann zu haben, wenn der Pächter es zuweilen aus der Stadt mitbrachte, oder wenn man mit einem Nachbar zuſammen ein mageres Ochslein geſchlachtet hatte. Geflügel und Rauchfleiſch vertraten die Stelle des Ochſenbratens. Alles Getränk wurde im Hauſe gebraut oder gegen Getreide eingetauſcht. Faſt Nichts ward gegen Baarſchaft gekauft. Was für's liebe Geld angeſchafft werden mußte, wurde ſo ſparſam ausgegeben, ſo genau gewogen und gut verſchloſſen wie Saffran. Uebrigens litt bei dieſer Sparſamkeit Niemand Mangel, denn unſere ländlichen Wirthſchaften haben das Gute, daß ſie die nöthigſten Lebensbedürfniſſe alle gewähren. Es war jedoch auch hierin kein unnöthiger Ueberfluß, und nur zu großen Gallaund Feſttagen erlaubte man ſich eine Ausnahme, dann freilich wurde auch in Nichts geſpart.

Für einen Gaſt mangelte es nie an Etwas, ſelbſt wenn er Vogelmilch verlangt hätte. Er wurde ſo aufgenommen, wie es heutzutage nirgend mehr geſchieht und Niemand mehr aufzunehmen verſteht. Aber die Gäſte waren rar, und ſo kam es denn, daß, obgleich das Dorf klein und die Einkünfte ſchmal waren, das Geld ſich dennoch ſammelte. Das ganze Geheimniß beſtand darin, daß das einmal Eingekommene nicht wieder ausgegeben wurde.

Wohl ſeit dreißig Jahren hatte ſich Nichts, weder im Hauſe, noch am Anzuge des Bannerherrn geändert. Nichts war hinzugekommen und doch ließ ſich auch kein

wagen ziehen sollten. Vom Testamente brauchen wir wohl nicht erst zu sagen, wie umsichtig und bedachtsam der Greis es niedergeschrieben hatte. Der Rest seines Lebens war nur ein Erwarten des großen Augenblickes nicht ein gleichgültiges und furchtsames, wie das unser zu sein pflegt, sondern ein muthiges, bewußtes, voll Glauben und Hoffnung.

„Was werdet Ihr denn anfangen, wenn ich die Füße strecken werde?“ fragte er oftmals Herrn Puciatyński lächelnd.

„Wer wird von so Etwas sprechen, Excellenz! Der gnädige Herr wird mich noch überleben!“

„Ach wo doch, Puciatyński! Du bist gut gebört und nebenbei ein wenig in Spiritus eingemacht. Ich dagegen bin schon etwas alterschwach und werde täglich baufälliger.“

Puciatyński lenkte dann natürlich das Gespräch auf etwas Anderes.

Aber die Alterschwäche des Bannerherrn würde man immer noch als Rüstigkeit erscheinen. Er stand regelmäßig täglich früh um 4 Uhr auf, sprach sein Gebet wusch sich mit kaltem Wasser, und nach dem Kaffee oder Biere nahm er seinen Stock und machte die Runde in der Wirthschaft, es mochte Sommer oder Winter sein. Zuweilen dehnte sich dieser Gang bis zu einer Meile und noch weiter aus. Das Mittagsessen nahm er Punkt 12 Uhr ein, eher etwas früher; dann folgte ein kurzes Schläfchen, nach demselben spielte er Mariage mit Puciatyński oder plauderte mit ihm; im Sommer ging

oder ritt er noch auf seinem Klepper spazieren; hierauf folgte ein reichliches Abendessen und das Nachtgebet.

Der Bauerherr saß noch kräftig zu Pferde, ging gern auf die Jagd, und zu Fuß kam ihm kein Junger gleich. Puciatyński begleitete ihn jedoch nie auf diesen Ausflügen. Kamen Gäste, so richtete er sich ganz nach ihnen und es kostete ihn anscheinend keine Mühe. Man hätte dann glauben können, er habe seine täglichen Gewohnheiten auch nicht um ein Haar verändert. Um einen Gast aufzunehmen und zu unterhalten, war er bereit, Bequemlichkeit, Gesundheit und Gewohnheiten zu opfern. Er wurde dann der zärtliche Wächter des Gastes, und wenn auch der Angekommene häufig so vieler Sorgfalt gar nicht werth war, so erfüllte der Alte dennoch seine Pflicht, mehr des eigenen Gewissens als des Gastes wegen.

Auch als Staatsbürger hatte er reine und gesunde Begriffe von seinen Pflichten. Das öffentliche Beste ging bei ihm in Allem dem Privatwohle voran, ausgenommen was die Pflichten gegen Gott betraf. So lange er konnte und noch Hoffnung hatte, nützlich zu sein, suchte er, wo es dem Dienste galt, niemals Ausreden, als: Mangel an Geld, Alter, Strapazen, sondern hielt es im Gegentheil für eine Ehre, seinen Mitbrüdern zu dienen und dankte ihnen für die auf ihn gefallene Wahl und Last, wie für eine Auszeichnung. In früheren Jahren gab es keinen schweren Augenblick, wo er nicht gemeinschaftlich mit Andern mit Geld, Gesundheit und Person eingestanden wäre; nie schlug er ein von ihm

verlangtes Opfer aus. Arg zerhauen, zu Grunde gerid
tet, kurirte er ſich aus und erholte er ſich wieder im Stille

Bei allen Tugenden hatte der Bannerherr jedo
auch ſeine Fehler. Obwohl er im Alter und zu Hau
abgekühlt war, ſo war er doch ſeiner Zeit ein Raufbo
geweſen und ſein Temperament hatte ihn oft zum Drei
ſchlagen fortgeriſſen; auch liebte er's zu prozeſſiren. (
hatte zehn Duelle gehabt und ebenſo an zehn Prozeſ
die er ganz gut hätte vermeiden können.

Noch im 70. Jahre behauptete er, er wolle ſich Jede
ſtellen, der ihn herausfordern würde, und er hätte
auch ſicher gethan, wäre nur Jemand dageweſen, der ſi
mit ihm hätte ſchlagen wollen. Aber außer daß Puci
tyński ihn, oder daß er den Puciatyński gefordert hät
mit wem hätte er ſich ſonſt ſchlagen ſollen? Und a
was? Auf Champagner etwa, den der Bannerherr ſog
nicht einmal im Namen ausſtehen mochte? Zuletzt ve
lor er auch ſein beſtes Mittel ſich die Zeit zu kürze
das Prozeßführen. Die Nachbarn gränzten ſich ab u
ſo fiel die Veranlaſſung zum Streiten hinweg. So
er nun auch nach Tiſche die alten Akten-Fascikel dur
muſterte, nirgends konnte er auf Etwas ſtoßen, was ein
Stützpunkt zu einem Rechtsſtreit geboten hätte. Auße
dem verminderte ſich auch die Luſt dazu ſeit der Ze
wo in der Prozedur die Abſtimmungen und die Replik
aufgehört hatten.

Den letzten Prozeß hatte der Bannerherr wegen a
derthalb Ackerbeeten an der Gränze von Zabierza, u
der hatte nur zehn Jährlein gedauert. Der Nachb

hatte das Land ſchon abtreten wollen, der Bannerherr aber wollte nichts vom Vergleiche hören. Er ſchlürfte dieſen Prozeß tropfenweiſe und zog ihn in die Länge, um mit ihm zu ſpielen, wie die Katze mit der Maus, und erſt ſeit der neuen Geſetzgebung ſtand er vom Rechtswege ab, weil er ihn nicht mehr verſtehen konnte.

Für gewöhnlich war er nüchtern und außer einem Gläschen Branntwein vor dem Mittag- und Abendeſſen pflegte er Nichts zu trinken; ſelbſt dieſes Gläschen trank er immer Jemanden zu und wäre es auch nur der alte Martin, ſein Diener und Altersgenoſſe, geweſen. Mit ſeinen Gäſten jedoch trank er ſich gern ein Räuſchchen.

„Gott hat die Getränke nicht umſonſt gegeben," ſagte er oft, „und ſie mäßig genießen, ſchadet nichts. Es liegt ein großes Geheimniß in ihnen und man giebt den Kindern alten Meth, damit ſich ihnen die Maſern beſſer auf die Haut werfen, und uns Alten ſoll er zur Wahrheit verhelfen. In vino veritas! Der Menſch kriecht erſt aus der Schale hervor, wenn er ſich ein wenig berauſcht, denn ſo ein Berauſchter iſt beſſer und aufgeweckter; er rechnet nicht ſo viel und theilt ſich rückhaltsloſer mit.

Er hatte einen ſtarken Kopf und nicht leicht war es, ihn zu benebeln; er ſchlug keinen Kelch aus, und wär's ein noch ſo großer geweſen; er leerte ihn, ſo oft es verlangt wurde, ſtrich ſich dann wohl die Haare in die Höhe, aber der Kopf blieb ihm klar und die Zunge geläufig. Und trank er alsdann nicht weiter, ſo war's wirklich ein Ende.

Ich ſah ihn in ſeinen letzten Lebensjahren und er machte auf mich einen großen Eindruck. Ich wußte, was für Leiden ihn heimgeſucht und erſtaunte über die Kraft des wahren Chriſtenthums, welche ihn zur Bewältigung einer ſolchen Bürde fähig gemacht hatte. So auf dem Grunde der Sehnſucht, den man für die dem Alter eigenthümliche Grundfarbe hätte halten können, zeigte ſich dieſer Mann ſtets reſignirt, ruhig, heiter; niemals jammerte er, wenn er auch ſeines Schmerzes nicht vergaß. Alle Andenken an Frau und Kinder wurden von ihm wie Heiligthümer aufbewahrt. Täglich betrat er das Zimmer der Seligen und betrachtete die Wiegen ſeiner Kinder, als ob er ſich die lange Trennung von ihnen durch dieſe Erinnerungen verſüßen wollte. Er ſprach von ihnen ſo, als ob ſie noch lebten, und an das künftige Zuſammenleben mit ihnen glaubte er unerſchütterlich. Er hatte auch noch andere Urſachen zum Kummer und Leid, aber ſein Glaube überwand Alles. Seine unbewölkte, hohe, klare Stirn ſchien die Mauer einer Feſte, die durch keine feindliche Kugeln beſchädigt worden war; das Alter allein hatte ſie durchfurcht, von der Verzweiflung war ſie nicht gezeichnet worden.

Wie mußte ihm doch unſere heutige Welt ſo klein, ſo lächerlich bedünken, von der Höhe, auf welcher er angelangt war. Schweigend und mitleidig lächelnd blickte er auf ſie hernieder. Manchmal in vertrauter Geſellſchaft entfuhren ihm die Worte, wie ein Gewäſſer, das ſeine Dämme zerreißt, aber er dämmte ſie ſogleich wie-

er ein. Wozu das, wozu? wiederholte er, ſein Haupt wiegend.

Allmählig gewöhnte er ſich an uns und an Alles, was den Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft ſo ſchnell umgeſtaltet hatte, und zuletzt wunderte er ſich ſchon über nichts mehr.

„Ich ſuche in der Geſchichte ein Zeitalter, mein Herr, das dem Eurigen entſpräche, und ich würde dann mich leicht die Conſequenzen finden. Aber dieſes Zeitalter, dieſe Epoche iſt eben ohne Beiſpiel! Doch Gott weiß wohl, was er thut, und er thut wohl daran, mein Werther, daß er Euch mit der Ruthe der Zucht ſtraft.“

Er war zwar eine Geſtalt, wie aus dem Grabe erſtanden, die aber doch nicht mit erloſchenem Grabesauge die Welt betrachtete, die ſich zwar nicht in das neue Leben miſchte, aber doch deſſen Bewegungen mitleidsvollen Blickes verfolgte.

„In einem Dinge freilich ſeid Ihr glücklich,“ ſagte er zu mir, „daß Ihr von Euch eine ſo vortreffliche Meinung habt, das iſt ſchon die Hälfte des Glückes, oder vielmehr das ganze. Dieſes Zeitalter heißt bei Euch das des Fortſchrittes, wohl nur deshalb, weil ihr unaufhörlich von demſelben ſchwatzet, denn was die Sache ſelbſt betrifft, bah, bah! ſo ſehe auch ich einen Fortſchritt in der Art Stiefel zu nähen, im Brotbacken, im Drehen von Schnürchen und in tauſenderlei ſolcher Narrheiten, ohne die ſich die Welt vortrefflich behelfen könnte, und auch wirklich Jahrhunderte hindurch beholfen hat. Aber in der Seele, in den Sitten, im Leben der Menſchheit

Ich ſah ihn in ſeinen letzten Lebensjahren und er machte auf mich einen großen Eindruck. Ich wußte, was für Leiden ihn heimgeſucht und erſtaunte über die Kraft des wahren Chriſtenthums, welche ihn zur Bewältigung einer ſolchen Bürde fähig gemacht hatte. So auf dem Grunde der Sehnſucht, den man für die dem Alter eigenthümliche Grundfarbe hätte halten können, zeigte ſich dieſer Mann ſtets reſignirt, ruhig, heiter; niemals jammerte er, wenn er auch ſeines Schmerzes nicht vergaß. Alle Andenken an Frau und Kinder wurden von ihm wie Heiligthümer aufbewahrt. Täglich betrat er das Zimmer der Seligen und betrachtete die Wiegen ſeiner Kinder, als ob er ſich die lange Trennung von ihnen durch dieſe Erinnerungen verſüßen wollte. Er ſprach von ihnen ſo, als ob ſie noch lebten, und an das künftige Zuſammenleben mit ihnen glaubte er unerſchütterlich. Er hatte auch noch andere Urſachen zum Kummer und Leid, aber ſein Glaube überwand Alles. Seine unbewölkte, hohe, klare Stirn ſchien die Mauer einer Feſte, die durch keine feindliche Kugeln beſchädigt worden war; das Alter allein hatte ſie durchfurcht, von der Verzweiflung war ſie nicht gezeichnet worden.

Wie mußte ihm doch unſere heutige Welt ſo klein, ſo lächerlich bedünken, von der Höhe, auf welcher er angelangt war. Schweigend und mitleidig lächelnd blickte er auf ſie hernieder. Manchmal in vertrauter Geſellſchaft entfuhren ihm die Worte, wie ein Gewäſſer, das ſeine Dämme zerreißt, aber er dämmte ſie ſogleich wie-

der ein. Wozu das, wozu? wiederholte er, ſein Haupt wiegend.

Allmählig gewöhnte er ſich an uns und an Alles, was den Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft ſo ſchnell umgeſtaltet hatte, und zuletzt wunderte er ſich ſchon über Nichts mehr.

„Ich ſuche in der Geſchichte ein Zeitalter, mein Herr, das dem Eurigen entſpräche, und ich würde dann auch leicht die Conſequenzen finden. Aber dieſes Zeitalter, dieſe Epoche iſt eben ohne Beiſpiel! Doch Gott weiß wohl, was er thut, und er thut wohl daran, mein Werther, daß er Euch mit der Ruthe der Zucht ſtraft.“

Er war zwar eine Geſtalt, wie aus dem Grabe erſtanden, die aber doch nicht mit erloſchenem Grabesauge die Welt betrachtete, die ſich zwar nicht in das neue Leben miſchte, aber doch deſſen Bewegungen mitleidsvollen Blickes verfolgte.

„In einem Dinge freilich ſeid Ihr glücklich,“ ſagte er zu mir, „daß Ihr von Euch eine ſo vortreffliche Meinung habt, das iſt ſchon die Hälfte des Glückes, oder vielmehr das ganze. Dieſes Zeitalter heißt bei Euch das des Fortſchrittes, wohl nur deshalb, weil ihr unaufhörlich von demſelben ſchwatzet, denn was die Sache ſelbſt betrifft, bah, bah! ſo ſehe auch ich einen Fortſchritt in der Art Stiefel zu nähen, im Brotbacken, im Drehen von Schnürchen und in tauſenderlei ſolcher Narrheiten, ohne die ſich die Welt vortrefflich behelfen könnte, und auch wirklich Jahrhunderte hindurch beholfen hat. Aber in der Seele, in den Sitten, im Leben der Menſchheit

gewahre ich keinen Fortſchritt! Ihr ſeid von Hochmuth aufgeblaſen von dem Schreibalge an, der noch an dem Hemdchen lutſcht, bis zum Milchbart, der ſich das Kinn ſchabt, ehe es Noth thut. Das Alles iſt ſchon alt und eingebildet, wenn es nicht die Ruthe hindert. Aber zur Arbeit thun dieſen Maulhelden die Händchen weh und die Köpfchen, welche gewohnt ſind fremde Angelegenheiten durchzuhecheln, denken nicht an ihre eigenen. Das Ende — Null! Alles endet mit Geſchwätz! Was ſich aus dem Allen noch entwickeln wird, weiß wohl nur Gott allein, aber ich würde ſagen: ein Chaos! Und zum Ueberfluſſe widert Euch die ganze Vergangenheit an, denn ihr verſteht ſie nicht. Alles, was war, iſt in Euren Augen ſchlecht. Der Edelmann war Euch nur ein Händelſucher und Adulator der großen Herren, die großen Herren nur käufliche Verräther. Ihr nehmet die Ausnahme für die Regel, das Recht war ungerecht, das Leben einfältig, die Sitten barbariſch und fragt man: weshalb? ſo wird Niemand eingeſtehen, daß er das Zeitalter, über welches er zu Gericht geſeſſen, gar nicht gekannt habe. Eure Urtheile ſind deshalb ungerecht, weil die Vergangenheit für Euch ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Buch iſt. Wie von Allem, was geendet, was ſich überlebt hat, und mit welchem keine lebendige Verbindung mehr vorhanden; iſt nur der todte Buchſtabe „Vergangenheit“ geblieben, den Ihr Euch wie jene herkulaniſchen Antiquitates brockenweiſe aus der Aſche hervorſuchen müßt. In den Büchern iſt für Euch nur das Skelett geblieben; das Fleiſch und Blut und

Leben, das in demſelben wohnte, iſt darin nicht mehr vorhanden, mein Herrchen, ja nicht mehr vorhanden! Das iſt im Himmel, ja im Himmel!"

„Es mußte auch ſo ſein," fügte er hinzu, „wir ſelbſt begannen das Zerſtörungswerk und jetzt ſitzen wir da wie Kinder, die über ihr zerbrochenes Spielzeug weinen. Wir haben die Henne getödtet, die uns goldene Eier legte. Gott Lob! daß ich nicht mehr viel zu erleben habe, denn mir graut vor dieſer Welt. Sind Eure Weiber etwa auch Weiber? oder Eure Kinder wahre Kinder? oder Eure Männer wirklich Männer? Eure Weiber in Hoſen, die Cigarre im Munde, ſo jagen ſie zu Pferde mit Windhunden hinter Haſen und Courmachern her. Das Kind ſagt jetzt ſeine Meinung, noch ehe es ſprechen kann, und im zwanzigſten Jahre publicirt man Werke. Ha, ha! und die Männer, wenn ſie ſich den Wanſt vollgeladen, qualmen ſie dieſe dummen holländiſchen Cigarren, die ihnen die Augen ſchwächen und denken nur daran, woher Geld zu nehmen ſei für den Magen und woher den Magen, um das Geld aufzueſſen! Was kann aus einer ſolchen menſchlichen Geſellſchaft werden? — Ihr ſagt, früher war es ſchlecht, aber ſeht einmal heute um Euch. In dieſer Geſellſchaft, wo findet Ihr lebensfähige und Leben erzeugende Elemente? Ich ſehe wohl einen Haufen Geſchöpfe, aber Menſchen zu finden hält ſchwer."

„Aber, verehrter Bannerherr, von Zabierza aus geſehen, erſcheint die Welt gar zu ſchwarz; es iſt etwas

Galle in dieſem Gemälde. Da müßte ja ſchon die Welt untergehen! — —“

„O, bei der Güte Gottes! untergehen wird ſie nicht! Gott hat in ſeiner Rechten neben den Blitzen auch Wunder; er wird Wunder ſchleudern wie Blitze, und es wird ihm nur geringe Mühe koſten! Aber ſollte die Welt auf dieſem Wege weiter gehen, auf dem ſie gegenwärtig dahinſpaziert, wohin würde man da gelangen? He? Kennt Ihr die Geſchichte Roms? habt Ihr den Tacitus geleſen? Laſet Ihr wohl das Leben der letzten Kaiſer, das Leben jener Menſchheit, die ſolchen Luxus trieb und ſo ausſchweifend war, wie die Eure? Was war das Alles? Das Vorgefühl ihres Unterganges, der Anfang der Fäulniß und Gährung. Auch damals ſprachen ſie ſchon von Fortſchritt und dachten nur an ihn; auch ſie verdammten die Laudatores temporis acti und ſahen auf die Zeit des Romulus von oben herab; denn mein Herr, zur Zeit des Romulus fütterte man noch nicht die Muränen mit Menſchen und die Menſchen mit Muränen; der Menſch ſog damals noch die Milch einer wilden Wölfin.“

„Was für ein Schickſal erwartet denn Europa Ihrer Meinung nach, geehrter Bannerherr?“

„Bah! daſſelbe, welches Aſien erwartete, als es ſich überlebt hatte. Schaut jetzt einmal nach jener Seite hin, wie todt iſt es dort, wie öde! Völker, Länder, ja ganze Hemiſphären haben ihr Leben und ihren Tod.“

„O das iſt ſchwarz, allzuſchwarz, gnädiger Bannerherr!“

„Was? zu ſchwarz? Ihr möchtet wohl, daß ich Euch die Wahrheit aufputzte wie eine Buhlerin, wenn ſie auf Eroberungen ausgeht! O nein! hager, ſchwarz, ſchrecklich anzuſehen iſt Eure Braut! Ihr ſelbſt habt ſie Euch mit den Händen Eurer Großväter zu kneten begonnen und Eure Enkel werden ſie vollenden.“

Wenn der Alte ſo ins Sprechen gerieth, floſſen ihm die Worte wie ein Strom und bitter, ſeltſam begann er der Vergangenheit zu gedenken; die Thränen floſſen ihm ſtromweiſe und die Worte verſiegten.

„Wollt Ihr wiſſen, was ich ſah, was ich durchlebte und werdet Ihr's verſtehen? Es iſt ein Jahrhundert und es ſcheinen 2 ja 300 Jahre! Ich kann es kaum glauben, daß einige Jahrzehnte die Welt ſo umzuzaubern vermochten! Wunderbar, ja wunderbar iſt die Geißel Gottes! Ich lebte ſchon in den Zeiten des Verfalles, aber ich erhaſchte noch etwas von dem Hauche einer Epoche des Lebens. Wie das vom Sturm getrübte Waſſer in entlegenen Buchten noch ſeine Durchſichtigkeit bewahrt, bis allmählich der Schmutz ſich überall hin verbreitet, ſo blieben auch unſere Küſtengewäſſer lange noch rein. Ach, daß ich aus ihnen noch trinken könnte!“

„Doch weßhalb ſchwatzte ich Euch davon? verſteht Ihr's denn? Ihr ſagt: es ſei Alles Unordnung geweſen. Das habt Ihr aus den Schriften gefolgert, und ſchreit nun wie beſeſſen, und doch kennt Ihr nur das, was aufgezeichnet worden. Wie Euch aber nachher erklären, daß die Schriften lügen, denn nur das Extraordinaire wurde

aufgezeichnet. Niemand dachte daran, das gewöhnliche Alltagsleben zu beſchreiben.“

Und der Alte zuckte verächtlich die Achſeln. ———

Sein Tod glich nicht dem Ende gewöhnlicher Menſchen. Er hatte ein Vorgefühl deſſelben, das Gott nur ſeinen Auserwählten gewährt. Dem Anſcheine nach vollkommen geſund, ging er umher, ſprach, ordnete Alles an und rüſtete ſich zur großen Reiſe. Er ließ den Prieſter holen, beichtete, hieß die Kerzen aus dem Alkoven und den Sarg vom Boden herbeitragen, ſo wie auch ſeine Sterbegewänder. Unterdeſſen ſcherzte er freundlich mit Puciatyński, der auf alle dieſe Vorrichtungen mit abergläubigem Auge ſah.

„Du wirſt ſehen,“ ſprach er, „ich komme um Mitternacht in gelben Stiefeln zu Dir, um Mariage zu ſpielen.“ Abends legte er ſich nach dem Gebete nieder, geſund, ruhig und anſcheinend kräftig. Niemand glaubte, daß er ſterben könnte — und am andern Morgen fand man ihn entſchlummert in ſeinem Bette, mit einem Lächeln auf den Lippen und dem Kreuzlein in der Hand. — Und als man nun an das traurige Geſchäft des Beſtattens ging und an Alles, was der Tod Trauriges nach ſich zieht, fand man in jedem Winkel ſolche Ordnung, Alles und Jedes ſo geregelt und vorbedacht, daß man nach Nichts zu ſchicken brauchte, ſelbſt an den Nägeln zum Sarge fehlte es nicht.

Der Alte hatte befohlen, ihn mit der alten Damaſcenerklinge ſeines Vaters zu beſtatten, mit welcher er in der letzten Conföderation gedient hatte, mit dem kleinen

Meſſingkreuz, das er von der Mutter ererbt und mit einem von der Hand ſeiner ſeligen Frau genähten Tuche, das ſie ihm nach der Verlobung geſchenkt hatte. Auch einige Andenken an Kinder und Freunde nahm er mit ſich in die Gruft. Zwei Paar ſchwarze Ochſen fuhren ihn auf einem einfachen Bauerwagen zum Friedhofe hinaus, wo ihn ſchon längſt ein trockenes Grab und ein beſcheidener Grabſtein erwartete, auf dem nur das Datum fehlte.

Der Greis hatte gehofft, daß dieſes Datum wohl von der Hand eines Verwandten hinzugefügt werden würde. Wahrlich, ein kleiner Dienſt! — Jetzt ſind bereits zehn Jahre ſeit ſeinem Tode verfloſſen, aber weder Adolf noch irgend ein anderer Verwandte hat ſich bis jetzt an den Grabhügel begeben und das Datum des Sterbetages hinzuſchreiben laſſen. Ich ſah den Stein, als er ſchon verblichen und bemooſt war, aber noch immer war er ohne Datum.

Gut war's fürwahr, daß der Alte bei Lebzeiten ſich ſelbſt einen Stein beſorgte! Nach dem Tode hätte er denſelben gewiß nicht bekommen, wofern er ſich nämlich auf unſer Andenken verlaſſen.

So viel Arbeit haben wir bei unſerm Nichtsthun.

Priester Marcus.

Vom

Grafen Heinrich Rzewuski.

Was geſchieht nicht Alles in dieſer Welt! Wirklich, die Geduld geht Einem aus, wenn man ſieht, was die Menſchen thun, und hört, wie ſie ſchwatzen!

So groß iſt das Vergeſſen von Gott, ſo groß die Gleichgültigkeit gegen ſeine Geſetze! O ihr Leute des Verſtandes! wahrlich, ſchwer werdet ihr's vor dem Herrn verantworten müſſen, daß ihr ſo herrliche Gaben, mit denen euch ſeine Gnade ausgeſtattet, im Dienſte wieder ihn gebraucht habt, daß ihr noch mehr verrücktet gar manchen Hohlkopf, dem ihr allen ſittlichen Halt raubtet und der häufig aus purer Furcht, für dumm zu gelten, jeder eure leichtfertigen Grundſätze nachbetete, als ſich zu dem halten wollte, was ihn der Glauben gelehrt hatte.

Nach der Meinung ſolcher Leute ſind Wunder nur Ausgeburten finſterer Köpfe. „Nachdem Gott einmal die Weltordnung eingerichtet, wird er ſie ſchon nicht mehr ändern! Bete ſo oft und ſo viel du willſt; was du dir nicht durch den eigenen Verſtand und durch deine Arbeit erringſt, das wirſt du dir auch nicht erbeten! Die Heiligen — das waren rechtſchaffene Menſchen, welche

ſich dem Zeitgeiſte und den damaligen Begriffen anbequemten. Die Menſchen haben ihnen eine ungewöhnliche, übernatürliche Kraft beigelegt, aber ihre Thaten können vor dem Richterſtuhle des Verſtandes nicht Stich halten. Die Ceremonien und Sakramente ſind heilſame Kirchenſatzungen für das gemeine Volk, die ein aufgeklärter Mann achten ſoll, aber weiter nichts!“ So ſchwatzen ſie über die Weltregierung Gottes, als ob ſie fortwährend bei ihm in ſeinem Rathe geſeſſen hätten.

Ich habe dergleichen mehr als einmal gehört, aber das machte weiter keinen Eindruck auf mich. Hätte ich als ehrlicher Mann und noch dazu als Edelmann mich dadurch ſollen ſo ſehr beherrſchen laſſen, um abzufallen von Dem, was durch ſo viele Jahrhunderte, ſo viele Sagen, ſo viele weiſe und wunderthätige Männer, ſo viele ungewöhnliche Tugenden, ſo viel unſchuldiges Blut vor der Welt beglaubigt worden war? Da hätte ich ja verdient, in ein Irrenhaus geſperrt zu werden!

Zur Zeit der Conföderation von Bar lebte Herr Auguſt Sielnicki, der Sohn des Wojewoden von Podlachien. Er war ein Edelmann comme il faut und unſer College. Die Reiſe im Auslande hatte ihm freilich den Kopf verdreht, ſo daß er Alles ohne Noth nur mit dem Verſtande ergründen und es uns ſtets nach ſeiner Art erklären wollte. Oft ſetzte er uns dermaßen damit zu, daß wir uns die Ohren zuhalten mußten. Zuweilen wurde er jedoch auch für ſeine Unarten beſtraft. So z. B. las ihm Se. Excellenz der General-Feldmarſchall Kraſiński für ein derartiges Geſchwätz tüchtig die

Leviten. „Und was für ein Prophet ſind Sie, daß Sie einen neuen Glauben lehren wollen?“ ſagte er einſt zu ihm. „Wir bleiben bei dem unſern und ſchlafen uns für denſelben, und wenn Ihnen das nicht gefällt, ſo gehen Sie nur wieder zum Truchſeß von Lithauen*) zurück; da finden Sie Freimaurer und Convertiten genug, die Ihnen nachbeten werden!“

Bei alledem habe ich mich jedoch davon überzeugt, daß dieſer Herr Sielnicki nur ſo zu ſchwatzen pflegte, um für einen ſtarken Geiſt zu gelten, aber keineswegs aus wahrer innerer Ueberzeugung.

Auch mit dem Prieſter Marcus band er gerne an; dieſer pflegte ihn jedoch mit der größten Geduld zu widerlegen. Aber endlich ging ihm dieſelbe aus, denn er wollte nicht immer und ewig ein und daſſelbe beweiſen; wie es denn überhaupt für Jemand, der auf der Höhe der Erkenntniß ſteht, ſchwer wird, mit Leuten zu disputiren, die von der Sache nur von ferne haben läuten hören.

Einſt forderte Sielnicki nach ſeiner Weiſe den Prieſter Marcus zu einer Disputation heraus und bewies ihm, daß er nur an Gott glaube und an nichts weiter. Marcus ſuchte ihm anfangs auseinander zu ſetzen, daß das nicht genug ſei. Doch da er ſah, daß jener eigenſinnig bei ſeiner Behauptung beharrte, fragte er ihn raſch, ob er ſchon ſeit lange nicht gebeichtet habe. Was ihm der Sohn des Wojewoden antwortete, hatte nicht Hand, nicht Fuß; drum ſagte Prieſter Marcus zuletzt: „Morgen

*) Karl Radziwill, der den Beinamen Panie Kochanku führt.

werden Sie in die Kirche kommen und ich werde Ihre Beichte hören! Jetzt gehen Sie nach Hause und bereiten Sie sich auf morgen vor! Das ist besser, als Leuten, die die Sache gründlicher verstehen als Sie, die Ohren mit Dummheiten vollzutrompeten.“ — Sielnicki wurde verlegen, und wir waren neugierig, was daraus werden würde.

Am andern Morgen gingen wir in die Kirche und trafen ihn wirklich beim Beichtstuhle, wo er dem Priester Marcus beichtete. Er disputirte schon nicht mehr mit ihm, sondern schlug sich reuig an die Brust, wie sehr er auch zuvor die Rolle des Freigeistes gespielt hatte. Nun soll man noch Alles glauben, was Jemand von sich sagt. Gut, daß Sielnicki auf einen heiligen Mann traf, der ihn auf den rechten Weg zurückführte. Aber ist es klug, einzig um des Zungenkitzels willen mit seinem Seelenheil zu scherzen?

Was mich betrifft, so könnte mich, wenn nicht noch viele andere triftige Beweggründe dafür wären, schon der bloße Blick auf das, was Priester Marcus gethan, davon überzeugen, daß es wirklich Menschen giebt, denen Gott eine übernatürliche Macht verliehen.

Was ich hier beschreiben will, ist allen Zeitgenossen bekannt und es leben noch Viele, die dasselbe von ihren Vätern, welche Augenzeugen davon waren, gehört haben.

Schon insofern war Priester Marcus ein wunderthätiger Mann, als er die stolzesten Herren, die hitzigsten Edelleute durch seinen Rath zu bändigen verstand, und sich solches Vertrauen erwarb, daß nur vielleicht da, wo

er perſönlich nicht zugegen war, die Einigkeit unter ihnen geſtört wurde. Und was noch wunderbarer! Er bewirkte, daß Alle bei der Sache ausdauerten, obwohl er ihnen durchaus nicht mit eiteln Hoffnungen ſchmeichelte.

Im Gegentheil, ich habe ſelbſt mehrmals gehört, wie er ſagte: Gott werde uns kein Glück geben, wir würden große Niederlagen erleiden, aber man müſſe nichtsdeſtoweniger thun, was Pflicht ſei. „Das iſt kein großes Verdienſt," fügte er hinzu, „einer glücklichen Sache zu folgen, denn mit dem Winde kann Jeder ſegeln. Aber wer ſich einer heiligen, wenn auch unglücklichen Sache widmet, den hat Gott lieb und deſſen Bemühungen werden nicht verloren gehen, denn Gott wird ſie ſegnen!" — „O Menſch," ſagte er in einer Predigt, da man die Nachricht der Niederlage bei Stwołowice erhalten hatte, und als ſo Viele von den Unſern anfingen kälter zu werden. „O Menſch! ohne Dich hat Gott Dich erſchaffen, aber ohne Dich wird er Dich nicht erlöſen! Ebenſo iſt es auch mit unſerer Sache. Und wie viele Heilige gab es, die ihr Leben unter Büßungen zubrachten, außer Gott nichts weiter kennen wollten und die doch nicht Ruhe zu gewinnen vermochten und deren inneren Durſt Gott doch nicht zu ſtillen geruhte. Aber ſagten ſie dann wohl: es giebt keine Rettung, alle unſere Arbeit iſt vergebens, wir wollen uns lieber mit dem Teufel vertragen? Nein, meine Brüder! Sie übernahmen noch mehr dieſer anſcheinend unfruchtbaren Mühen und Gott hat zu der von ihm beſtimmten Zeit ihnen Alles reichlich vergolten. So iſt es auch mit uns! Laßt uns die Widerwärtigkeiten ertragen,

laßt uns arbeiten und immer wieder arbeiten, ohne zurückzuſchrecken, weil Gott keinen Troſt giebt. Darum wollen wir uns doch nicht mit dem Teufel vertragen. Gott wird für Alles Zeit finden. Und zu ſagen, daß ein reines Opfer bei ihm nichts gelte, das iſt eine eben ſo große Läſterung, wie zu glauben, daß es keinen Gott gäbe." — Mit ſolchen Worten entflammte er die bereits erlöſchenden Hoffnungen auf's Neue.

Einmal ſagte er in einer Predigt (ich erinnere mich nicht mehr bei welcher Gelegenheit): „Ihr Väter," ſagte er, „ſpart Euch faſt den Biſſen vom Munde ab, um für Eure Kinder und Kindeskinder Reichthümer zu ſammeln, und ich wage nicht, Euch deshalb zu tadeln. Denn auch der Reichthum iſt eine Gottesgabe. Nur ſammelt auf ehrlichem Wege für Eure Nachkommen, und jede würdige zu dieſem Zwecke unternommene Mühe wird Gott ſegnen. Doch habt auch dieſelbe Beharrlichkeit und Geduld in wichtigen Dingen. Ihr erfreut Euch der Hoffnung, daß erſt Eure Kinder und Enkel die Früchte Eurer Bemühungen genießen werden, ſo freuet Euch auch jetzt, da Ihr nur Mühen und Niederlagen erleidet, daß Eure Nachkommen glücklich ſein werden, denn wozu ſollten ihnen ſonſt alle die Reichthümer nützen? Denn der iſt ja nicht reich, der Etwas beſitzt, was man ihm bei der erſten beſten Gelegenheit rauben kann."

Wir hatten unſer Lager bei Jędrzyhów, wo Se. Excellenz Herr Ankwicz, der Kaſtellan von Sandézk, ein würdiger und uns wohlwollender Herr, wohnte. Gott ſegnete ihn nicht in ſeinem Sohne, der keineswegs in

die Fußtapfen des Vaters trat. Doch Ruhe den Todten!

Dieſer wohlverdiente Senator hatte unſere Anführer zu einem großen Mittagsmahle auf ſein Schloß eingeladen, und für uns waren Tiſche auf dem Hofe gedeckt, weil es unmöglich war, uns Alle zuſammen unterzubringen. Wir freuten uns in Gott; in dem Saale aber ſaß mit an der Tafel der Prieſter Marcus, von welchem Se. Excellenz der Herr Kaſtellan gar wohl wußte, was für ein Mann das war. Man brachte die Geſundheiten verſchiedener Heerführer aus und nach jedem Toaſte erſchallten Vivats. Zuletzt erhob ſich auch Prieſter Marcus, und den Kelch füllend, ließ er ſich alſo vernehmen:

„Meine Herren Excellenzen, erlauben Sie mir auch eine Geſundheit auszubringen!“ und dabei bat er Alle, ihm in die Thürlaube vor dem Hauſe zu folgen. Dort erhob er die Augen gen Himmel und blieb ſo einige Minuten wie in einer Verzückung ſtehen. Sodann rief er: „Ewige Ehre der heiligen Dreieinigkeit!“ und nachdem er den Kelch geleert, ſegnete er mit demſelben eine Wolke, welche über uns hing. Augenblicklich fing es an zu blitzen und zu donnern. Es folgten ſieben Wetterſchläge, einer hinter dem andern, ſo daß wir uns Alle an den Prieſter Marcus drängten und ihn baten, aufzuhören, indem wir eingeſtanden, ſehr erſchrocken zu ſein. Da ſprach der Prieſter Marcus: „Fürchtet Euch nicht, meine Kinder! Gott ſegnet unſere Freude.“ Und nachdem er die Wolke mit dem hölzernen Kreuze geſegnet, das er nebſt einem Roſenkranze nach Sitte der Karme-

liter an der Seite trug, zerſtreute ſie ſich ſogleich und das ſchönſte Wetter kehrte wieder zurück. Das Alles geſchah vor unſern Augen.

Und bei Rzeſzów gelang es ihm noch beſſer! Unſer Lager grenzte an Rozwadów. Der Feind verſuchte, uns aus demſelben auszuräuchern und darüber entſpann ſich ein Treffen. Aber wir begrüßten ihn ſo nachdrücklich, daß er ſich mit Schimpf und Schande in ſeine Schanzen bei Przeworsk zurückziehen mußte. Wir nahmen mehr als hundert Leute gefangen, nicht zu rechnen die wir todtgeſchlagen hatten.

Prieſter Marcus, zu Pferde, und ſtatt des Säbels das Kreuz in der Hand, befand ſich, ſo lange das Treffen dauerte, überall und war mehr als ein Mal von den Feinden umringt. Er war freilich eine leckere Beute für dieſelben, denn ſie wußten, was er uns werth war und daß er uns mehr galt, als hundert Kanonen. Sie bedrängten ihn daher auch ſo hart, daß wenn er und außer ihm einer von unſern Anführern, ja ſogar Herr Kaſimir Puławski ſelber, vor ihnen entflohen wäre, und zwar nach verſchiedenen Seiten hin, ich nicht weiß, wem ſie am eifrigſten würden nachgeſetzt haben.

Aber ſie wußten nichts von ſeiner Heiligkeit, vielmehr glaubten ſie, daß der Teufel ihm diene und auf ſeinen Befehl alle die großen Wunder verrichtete, die ſie mit eigenen Augen ſahen. Sie alſo umzingelten ihn und wir ſuchten ihn tapfer zu beſchützen. Da ſagte er: „Achtet nicht auf mich, meine Kinder! ſondern thut nur Eure Pflicht; ſie werden mich heute nicht überwältigen.“

Wir gehorchten ihm, und wie hätten wir einem ſolchen Manne nicht gehorchen ſollen? Und das gereichte uns zum Nutzen. Denn viele von den Feinden drängten ſich an ihn wie die Schafe, und wir hieben ſie nieder ohne Widerſtand. Diejenigen aber, welche auf den Prieſter eindrangen, um ihn gefangen zu nehmen und mit dem Bajonette nach ihm ſtießen, trafen an ſeinem Gewande vorbei nur in die leere Luft, und Marcus lachte, daß der Feind vor Zorn faſt den Verſtande verlor. Und zuletzt, da ſie ſahen, daß weder Eiſen noch Blei ihm ſchadete, daß aber auch er ihnen ſelbſt kein Leides that, ſo verachteten ſie, ihn mit den Händen zu packen, zumal da Marcus' Pferd nicht eben raſch und er ſelbſt, nach Art der Prieſter, nur ein lateiniſcher Reiter war. Aber ſo oft ſich ihm einer in dieſer Abſicht näherte, ſegnete er ihn mit dem Kreuze und bauz! fällt jener zu Boden, ſo lang er iſt, und das ledige Pferd geht durch, aber nicht zurück zu den Ihrigen, ſondern zu den Unſeren. Und ſo ſtreckte Marcus mehr als zehn in den Sand, daß Jeder von ihnen, obgleich er ohne Schaden wieder auf die Beine kam, doch ſein Pferd einbüßte.

Da erſt begannen ſie Hals über Kopf zu den Ihrigen zurückzulaufen und wir ihnen nach, ſo daß, wenn nicht ihre verdammten Kanonen geweſen wären, wir gewiß ſogar ihr Lager genommen hätten.

Aber noch nicht genug! Wir kehrten mit Ruhm und Beute zu den Unſeren zurück. Herr Kaſimir Puławski ließ den Zapfenſtreich blaſen, und nun durfte Niemand mehr das Lager verlaſſen. Er ſelbſt aber zog ſich

mit Herrn Górecki, der als Quartiermeister nicht von seiner Seite wich, in sein Zelt zurück. Er schickte sich bereits zum Schlafengehen an, da trat Priester Marcus, nachdem er am Lagerfeuer aus dem Breviarium sein Gebet verrichtet hatte, in das Zelt unsers Anführers. Da er diesen schon auf dem Feldbette fand, sagte er:

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr Starost, daß ich Sie noch so spät belästige, aber ich wollte Sie um eine große Gefälligkeit bitten."

„Sprecht, Priester! Was wir haben und was mein ist, steht Euch zu Diensten."

„Erlauben Sie mir aus dem Lager zu gehen."

„Und wohin wollt Ihr denn?"

„Ich muß auf der Stelle in das feindliche Lager."

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Was habt Ihr dort zu schaffen?"

„Etwas sehr Wichtiges, Herr Starost! denn Gott hat mich geheißen, dorthin zu gehen; aber er erlaubt weder das Kloster ohne Wissen des Priors, noch das Lager ohne Wissen des Feldherrn zu verlassen. Gott hat mir so eben offenbart, daß im gestrigen Treffen einer von ihren Obersten eine tödtliche Wunde empfangen hat und noch vor Tagesanbruch sterben werde. Er ist unseren Glaubens und obgleich er unter ihnen verdorben wurde, so hat ihm doch der gütige Gott vergönnt, nach einem Priester zu verlangen. Ich muß ihn zum Tode vorbereiten."

„Mein Priester! Ihr kennt Eure Pflicht besser als ich; aber erlaubt mir Euch zu sagen, daß es fast

drei Meilen bis zu ihrem Lager ſind. Wenn er noch vor Tage ſterben ſoll, ſo würdet Ihr, auch wenn Ihr noch ſo ſchnell liefet, dort nicht zur Zeit ankommen. Dem Leichnam würdet Ihr nichts mehr helfen können und nur ſelbſt in Hände fallen, die Euch martern werden. Hol' ihn der Teufel und geht lieber ſchlafen!"

„O, ſo darf man nicht ſprechen, Herr Staroſt! Unſer Herr Jeſus hat ſich eben ſo gut für dieſe Sünder, wie für uns martern laſſen! Und da ich wenig Zeit habe, ſo gehaben Sie ſich wohl! Wenn Gott mir befohlen hat, ihm zu folgen, ſo wird er mir auch beiſtehen, daß ich noch zur Zeit komme, und morgen werde ich ſchon wieder die heilige Meſſe in unſerm Lager abhalten."

„Aber werdet Ihr auch wirklich zurückkehren?"

„Um welche Stunde befehlen Sie mir, die heilige Meſſe zu verrichten; ich werde da ſein! Wann wäre ich Ihnen jemals ungehorſam geweſen?"

„Wenn es ſo iſt, ſo mögt Ihr mir morgen um acht Uhr Eure Rückkehr melden. Geht nun mit Gott, wohin er Euch führen wird: aber denkt daran, daß Ihr mich in großer Unruhe zurücklaßt. Nehmt wenigſtens eins von meinen Pferden, denn mit Eurem Klepper werdet Ihr nicht weit kommen."

„Ich werde zu Fuß gehen! Laſſen Sie mich nur durch die Vorpoſten hinausführen, daß mich Niemand aufhalte; denn hier haben Sie nur zu befehlen."

„Herr Johannn (ſo wandte ſich Herr Puławski an Herrn Górecki, der bei dieſer Unterredung anweſend war) laßt den Prieſter Marcus zum Lager hinaus geleiten."

Aber Herr Johann, der gern Alles ſelber that, wollte auch dies ſelber thun, um ſich bei dieſer Gelegenheit auch zu überzeugen, ob die Wachen ihre Schuldigkeit thäten.

Als nun Prieſter Marcus bei der letzten Schildwache angelangt, ſegnete er ſeinen würdigen Führer und dieſer hatte ihn, da es finſter wie in einem Sacke war, bald aus den Augen verloren.

Wie er dorthin kam, das iſt nur ihm und Gott bekannt, genug, daß trotz der Wachen im feindlichen Lager diejenigen, welche gekommen waren, um den ſterbenden Oberſt zu beſuchen, zu ihrem großen Erſtaunen einen Prieſter bei dem Kranken fanden, welchem der letztere mit größter Frömmigkeit und Zerknirſchung zuhörte. Aus unwillkürlicher Achtung blieben ſie am Eingange des Zeltes ſtehen, um die Betenden nicht zu ſtören. So rettete Prieſter Marcus nach dem Willen des Gottes, den er mit ſich gebracht hatte, die Seele des Kranken und verſah denſelben mit den Sakramenten. Nicht eher verließ der Prieſter den Sterbenden, bis dieſer den Geiſt aufgegeben hatte, was freilich bald geſchah. Jetzt erſt traten die, welche das Zelt umringt hatten, an Marcus heran. Man hatte ihn inzwiſchen erkannt, denn unter ihnen befanden ſich auch ſolche, die er, das Kreuz über ſie ſchlagend, vom Pferde geſetzt hatte. Zudem war Prieſter Marcus' Namen bekannt genug unter ihnen.

„Ha, da biſt Du ja, der Du den Teufel auf uns hetzteſt; wir wollen ſehen, ob ſie Dich auch jetzt unſern Händen entreißen können.“ Dabei näherten ſie ſich ihm,

aber mit einer gewiſſen Furcht. Als er jedoch weder vor ihren Augen verſchwand, noch Jemandem ein Leides that, ſo machten ſie ſich an ihn und packten ihn. Da war die Freude groß, daß es ihnen gelungen war.

„Alſo nicht immer dient Dir der Teufel?“ ſagten ſie. Im ganzen Lager war Freude über einen ſolchen Gefangenen. Man wollte ihn ſogleich nach Lemberg ſenden, band ihm deshalb Hände und Füße und ſetzte ihn auf einen Wagen zwiſchen zwei Korporale, die erfahrenſten, die man finden konnte. Fünfzig Reiter umringten den Wagen, auf daß ihn Niemand zu Geſicht bekäme und ihn zu befreien verſuchte. Doch war dieſe Vorſicht überflüſſig, denn zwiſchen Lemberg und Przeworsk befand ſich kein Mann von den Unſrigen. Aber freilich, die Furcht hat große Augen.

Prieſter Marcus hatte keine Luſt, mit ſeinen Begleitern zu ſprechen, aber ſie banden fortwährend mit ihm an, denn es war eine Sage unter ihnen, daß, wenn er in Nachdenken verſinke, er mit dem Teufel ſpreche und ſich in einen Vogel verwandeln könne. So oft er alſo nachdenkend wurde, zerrten die Korporale an ihm herum, damit er ihnen nicht davon fliege und hielten ihn mit den Händen feſt, daß er blaue Flecke davon bekam.

Sie fuhren auf dem Wege nach Lemberg. Doch kaum hatte es ſieben Uhr geſchlagen, ſo traf das Commando und der Wagen wo ein . . .? vielleicht in Lemberg? Ganz und gar nicht! Sie fuhren vielmehr ſchnurſtracks nach unſerm Lager, wo an dieſem Tage gerade die Leute des Herrn Franz Dzierżanowski die Wache

hatten. Die Korporale kamen erſt wieder zu ſich, als ſchon der Oberſt herantrat, um den Prieſter zu begrüßen und auf ſie deutend mit donnernder Stimme ausrief: „Reißt mir augenblicklich dieſe Schurken vom Wagen!“

Die Reiter waren inzwiſchen entflohen, was die Pferde nur laufen konnten. Der Oberſt, welcher ſich von ſeiner Flinte nie zu trennen pflegte, gab Feuer; aber er ſchoß fehl. Jetzt befahl er, ihnen nachzuſetzen, aber ehe ſich die Unſeren ſammelten, waren die Reiter ihnen ſchon aus den Augen verſchwunden. Wohl nur der Wind hätte ſie einholen können, ſo ſchnell jagten ſie von dannen. Die Korporale jedoch ließ der Oberſt vor Herrn Puławski führen, der auf den Lärm des Schuſſes auch ſchon von ſelbſt herbeikam, um ſich zu erkundigen, was das bedeute. Wir hatten ihn dahin begleitet. Dort erkundigten wir uns nach Allem und ſahen, wie die Korporale gebunden und beſchämt daſtanden, und ſich nach allen Seiten mit verwirrten Blicken umſchauten, ſo daß ſie mehr Thieren als Korporalen ähnlich waren.

Da ſprach Prieſter Marcus zu Herrn Puławski: „Ich bitte Sie, Herr Staroſt, laſſen Sie meine Führer losbinden und in Freiheit ſetzen, denn ſie haben gewiſſermaßen ein Recht auf meine Dankbarkeit, weil ſie mich hierher gefahren haben.“ — Und da bei uns Niemand dem Prieſter Marcus widerſprach, ſo befahl der Herr Staroſt ſie frei zu laſſen zum großen Bedauern des Oberſten Dzierżanowski, welcher durchaus beweiſen wollte, daß die Gefangenen ſeine Beute ſeien und daß ſie folglich ihm gehörten. Aber Herr Puławski machte kurzen

Prozeß. Man ließ sie frei, wie es Marcus verlangt hatte. Da fielen sie Allen zu Füßen, erst aber dem Priester Marcus, indem sie ihn um Verzeihung baten, daß sie es gewagt hätten, sich an einem Wunderthäter zu vergreifen. Darauf aber begannen sie mit Thränen in den Augen ihn zu bitten, er möchte ihnen doch seine Mütze schenken. Sie würden dieselbe unter sich theilen und sich so vor der Strafe schützen, die ihrer im Lager für die Nichtausführung des ihnen gegebenen Befehls wartete. Priester Marcus konnte es ihnen nicht abschlagen und gab, was sie verlangten. Aber kaum hatte er sich entfernt, um sich zur Messe vorzubereiten, so befahl Herr Franz Dzierżanowski, ihnen die Mütze wieder wegzunehmen. „Und warum," sagte er, „sollten wir diesen Kerlen Waffen gegen uns selber in die Hand geben?" Er nahm den Korporalen auch den Rapport ab, welchen sie bei sich hatten, aber sie selbst ließ er frei, wie es ihm befohlen war.

Wie wir später erfuhren, hat man das Kommando und die Korporale in ihrem Lager gar übel traktirt, und damit endete die Sache. — Aber was für Albernheiten standen in jenem Rapporte! Man würde es kaum glauben, mit welcher Beschränktheit und Hartnäckigkeit wir zu thun hatten.

Ein solcher Mensch war Priester Marcus, dessen Prophezeihungen noch jetzt unter den Leuten umgehen und dessen Namen mit unserer Konföderation zu Bar so verbunden ist, daß, wer gewissenhaft und gut unterrichtet, über die eine sprechen will, auch des Andern Erwähnung thun muß.

Man wird zwar Leute finden, die, wenn ſie das hören, die Achſeln zucken und uns bedauern werden, daß wir gewagt haben, ſo Etwas zu erzählen. Doch wogegen erheben die Leute keinen Widerſpruch? Daran liegt auch wenig. Schwer hält es, dasjenige nicht zu glauben, was man nicht allein, auch nicht im Traume, auch nicht in der Fieberhitze ſah, ſondern in Gegenwart ſo vieler Zeugen bei hellem Tage, bei guter Geſundheit und bei vollem Bewußtſein. — Ich gebe wenig auf die Meinung jener Weiſen, und unter uns geſagt! ich bemitleide ſie und werde nicht aufhören, den Herrn der Herren zu loben, der durch ſeinen Diener Marcus ſo große Dinge vollführte.

Vorfall, den ich mit eigenen Augen angeſehen der zwar in der That unbedeutend war, aber doch großen Schaden brachte.

Aus den „Schmieralien“ (Ramoty i Ramotki)

von

Auguſt Wilkoński.

traurige Einleitung. Eine gewöhnliche Erzählung. Ein ſehr iatiſches und unbeſtreitbar originelles Ende. Eine kurze Moral als Zugabe.

Einleitung.

ner von den vielen weit verbreiteten Fehlern unſers Lan- iſt der, daß man bei einer ſehr geringen Zahl von Ar- ɜpferden eine im Verhältniſſe allzu große Anzahl Luxus- de hält. Wir ſehen ſehr häufig den Pächter eines ɜigen Gütchens mit einem Viergeſpann, ja ſelbſt mit Rennern daherbrauſen, während er zur Feldwirth- ſt nicht mehr als zwei elende Klepper hat. Freilich t es auch ſo abgemagerte Luxuspferde, daß man n ſchon von Weitem alle Rippen im Leibe zählen ı, aber es ſind doch immer Luxuspferde, d. h. ſie den in ein Riemenzeug geſpannt, das mit Stiefel- ſe geſchwärzt und mit Meſſingſchnallen verziert iſt haben ein krakauer, ſchellenbehangenes Kummetge- r oder werden, wofern ihr Herr ſtolzer iſt, in ein iſches Geſchirr geſpannt.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Wagen.

Eine ordentliche und bequeme Britschke findet man auf vielen Edelhöfen gar nicht mehr. Nach einem ordentlich beschlagenen Getreide- und Leiterwagen frage man nicht erst. Aber statt dessen findet man Kasten auf Federn, sollte man auch ein ganzes Viertheil des seinem Tode nahen Vermögens dazu aufgewendet haben, oder sollten sie sogar für geborgtes Geld gekauft worden sein. Die müssen sein! Denn jede Gutsbesitzerstochter, die aus guter Familie, von guter „Education" und heirathsfähig ist, träumt vor Allem von einer Kutsche. Einem Manne, der keine neue Kutsche, Livréebediente und Luxuspferde besitzt, würde sie niemals ihre Hand reichen, wenn der Betreffende auch sonst alle Eigenschaften eines achtungswerthen Mannes in sich vereinigte.

Ausnahmen von dieser Regel finden nur Statt aus „verzweifelter Liebe," und dann sagt man: „das Fräulein hat ein großes Opfer gebracht."

Von den Gutsbesitzern spreche ich gar nicht, denn wo gäbe es in Polen einen solchen, der, sollte sein Gut auch nur 3000 Gulden*) reinen Ertrag abwerfen, der, sage ich, sich mit einer Britschke verheirathen würde, d. h. so daß die Frau Gutsbesitzerin (von 3000 Gulden Einkünften) auf einer Britschke fahren müßte. Hat das Jemand schon gesehen und gehört?!

Das hat bei uns noch Niemand verlangt, denn es steht so groß und deutlich wie ein Scheunenthor im

*) d. h. 500 Thaler.

Gutsbesitzercodex der Babinischen Republik*) hoc est der Siemandelbrüderschaft: „Alle Gutsbesitzerinnen sollen, weil sie im Allgemeinen an Spasma und Familien-Hämorrhoiden leiden, sich auf Wagenfedern schaukeln lassen und zwar bei Verlust aller Gutsbesitzerinnen-Illusionen."

In Deutschland ist das anders! Ein Gutsbesitzer, der 5000 Thaler reine Einkünfte hat, besinnt sich lange, ob er noch ferner in dem alten mit Glanzleinwand bedeckten Kasten fahren soll, oder nicht. Aber ländlich, sittlich!

Bei uns in Polen ist die Kutsche Sitte! Das Babinische Recht spricht dafür; also durchaus: die Kutsche! und sollte es selbst dahin kommen, daß man im Alter zu Fuße reisen müsse, in der Jugend ist die Kutsche unumgänglich nöthig! und zwar ohne alle Rücksicht auf das Vermögen oder die Ungewißheit der Einkünfte, ohne Rücksicht auf das, was künftig und wie es künftig sein wird. Die Hauptsache ist, daß Gutsbesitzerfrauen und Töchter fahren, wenn nicht in einem Landauer mit Glasfenstern, oder, was noch angenehmer, in einer Karosse,

*) Die Babinische Republik ist keine humoristische Erfindung des Autors, sondern wurde wirklich im Jahre 1560 unter Sigismund August von einem gewissen Pszonka gestiftet. Sie hat ihren Namen von dem Dorfe Babin (Altweiberdorf) im Lublinischen, wo ihr Stifter wohnte. Es war eine Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe machte, durch satyrische Diplome, welche sie in sehr rückhaltloser Weise Personen übersandte, die hervorstehende Fehler hatten, eine öffentliche Sittencensur auszuüben. Daß dagegen der im Text enthaltene Passus natürlich nur Fiktion ist, versteht sich von selbst.

ſo doch wenigſtens in einer Kutſche, ſage deutlich in einer Kutſche.

Erzählung.

Auf den Gütern einer Herrſchaft, die ehemals groß und reich geweſen, diente fünfzehn Jahre hindurch der Oekonom Raphael, genannt Kukawka (Kukuk).

Nach dem bei uns allgemeinen Gebrauche erhielt er dreihundert Gulden Gehalt und außerdem an Ordinarien 15 Korzec (30 Scheffel) Getreide, ferner Futter für ein Reitpferd und zwei Kühe im herrſchaftlichen Stalle. Von dem unbehörnten Viehe und dem Geflügel war im Kontrakt nicht einmal geſprochen worden. Nur mündlich hatte der Herr Kommiſſarius geſagt: „Das Uebrige könnt Ihr nach Proportion aufziehen!“

Als Raphael Kukawka das Amt eines Oekonomen auf den Gütern des großen Herrn übernahm, beſaß er eine mit Bändern beſetzte Kapotte zu hohen Feiertagen, einen mit grauem groben Tuche bezogenen Schafpelz mit Kalbsleder beſetzte Schmutzhoſen, eine Garnitur der gleichen aus ungebleichter Leinwand zum Sommer, ein Paar Juchtenſtiefel, etwas Weißzeug in einer eichenen Kiſte, eine Piquéweſte mit Zinnknöpfen, eine dunkelblaue Mütze mit Schirm, ein Raſirmeſſer nebſt Streichriemen, ein baumwollenes Halstuch (der Taſchentücher, Socken und Handſchuhe bediente er ſich damals noch nicht), einen für 10 Gulden zu theuer gekauften Sattel, eine kurze Peitſche mit Stiel aus Wachholderholz und eine Karbatſche mit einem Rehfußſtiel.

Fünf Jahre ſpäter beſaß unſer Herr Kukawka ſchon mehr als zehn Stück Hornvieh, zwei Wagenpferde und ein Reitpferd, drei gutgefütterte Füllen, eine beträchtliche Heerde ungehörnten Viehes, Geflügel im Ueberfluß, eine zwei- und eine einſpännige Britſchke, einen Hühnerhund, eine Flinte, eine Pfeife, eine Tabacksdoſe, auch etwas Möbel im Hauſe, einige Bilder deutſcher Fürſten, einige Kinder und eine Frau, Namens Magaretha.

Zehn Jähre ſpäter pachtete Herr Kukawka das Gut Skwarki, trieb einen Engros-Handel mit Spiritus und wurde auf allen Jahrmärkten „wohlgeborner Herr Kukaſiński“ titulirt.

Wie ſich Kukawka in Kukaſiński *) verwandelte und ob es mit Erlaubniß des Heroldamtes geſchah oder ohne dieſelbe, kann ich nicht ſagen. Ich weiß nur ſoviel, daß ich im Jahre 1840, ſo gegen den Herbſt, einen dicken Gutsbeſitzer in Kaczanowski's Erkundigungsbüreau auf der krakauer Vorſtadt ſehr eifrig fragen hörte, ob denn die Familiendokumente der Kukaſiński's aus Podolien noch nicht angekommen ſeien.

Im Jahre 1844 im Kreiſe N. N. im Gubernium N. N. auf dem Edelhofe des Gutes N. N. lag am 10. December, um 4 Uhr Nachmittags, der jetzige Pfandpächter, der wohlgeborne Raphael Kukaſiński, im Merinoſchlafrock auf dem Sopha und rauchte eine Miſchung

*) Der Name Kukawka verräth zur Genüge die nichtadliche Abſtammung, während der Name Kukaſiński ſchon durch die Endung alle äußern Zeichen eines adlichen Patronimiums hat.

von Gelb-Virginia und Dreikönig *) aus einer türkiſchen Pfeife und führte mit ſeiner ſehr geehrten Hausfrau nachſtehendes Geſpräch:

„Es geht ja nicht um das Geld, meine Seele! Aber man kennt unſere früheren Verhältniſſe, und ich geſtehe Dir, mein Seelchen! ich würde mich ſchämen, in einer Kutſche zu fahren, beſonders da dieſer Kaczanowski mich noch nicht legitimirt hat.“

„Mir ſcheint, er würde Dich ſchon legitimiren, wenn Du in einer Kutſche bei ihm vorgefahren kämeſt.“

„Du ſprichſt, wie Du's verſtehſt. In Warſchau fahren alle Droſchkenkutſcher mit Kutſchen, und wenn Du einen Gulden zahlſt, ſo kannſt Du Dich von einem Schlagbaum bis zum andern in der Kutſche fahren laſſen.“

„Um ſo mehr! Wenn man in Warſchau für einen Gulden fahren kann, warum ſollten wir hier auf dem Lande nicht in 'ner Kutſche fahren, die wir doch 40,000 Gulden auf Hypothek haben. Aber mit Dir lohnt's ſich nicht vernünftig zu berathen! Dir ſteckt noch immer der Kukawka mit der zweiſpännigen Britſchke im Kopfe. War man unter dem Wagen, ſo kann man jetzt auch auf dem Wagen ſein!“

„Warten wir doch noch, mein Liebchen! Vielleicht ende ich zu Johanni die Geſchäfte mit dem Herrn Grafen wegen des Kaufes von Paździerz, und wenn wir dann in eine andere Gegend ziehen, werde ich gewiß eine

*) Zwei gemeine Rauchtabacke, an denen der Parvenn wohl noch aus alter Gewohnheit den meiſten Geſchmack fand.

Kutſche kaufen. Ich werde unterdeſſen tüchtige Pferde dazu ausſuchen und auch an ein neues Kummetgeſchirr denken, eben ſo wie an einen neuen grauen Tuchmantel für Matthäus. Es wäre dann gleich Alles beiſammen.“

„Du fährſt immer gleich mit Deinen Verſprechungen vor, wenn ich Dich um etwas bitte, und doch willſt Du nie etwas für mich thun. Alle in der ganzen Nachbarſchaft haben Kutſchen, ſogar die Frau jenes bankerotten Kozigłoski paradirt in 'ner Kutſche, und ich, die ich das ganze Leben ſchwer gearbeitet habe, werde wie ein Narr auf der Britſchke fahren! Weißt Du was? Drei Monate lang war ich ſchon mit keinem Fuße in der Kirche, und das einzig und allein wegen unſerer gelben Britſchke, auf die ſchon alle Bettler aus dem ganzen Kirchſpiel mit den Fingern zeigen. Aber ſollte es mir auch paſſiren, ſogar zu Weihnachten nicht in die Kirche zu kommen, das ſage ich: mit unſerer gelben Britſchke fahr' ich nicht!“

„So will ich ſie durch Stephan grün anſtreichen laſſen.“

„Du biſt ein alter Dummkopf und Punktum! Es verlohnte ſich auch der Mühe, daß ich Dir den Namen Kukaſiński ausgefunden habe. Du hätteſt in alle Ewigkeit ein Kukawka bleiben können.“

„Na, na, meine Theure! Das iſt doch des Scherzes zu viel! Ein Dummkopf war und bin ich nicht! Und wenn Du's mit der Kutſche ſo gar eilig haſt, ſo ſoll Dich ein Regiment Teufel holen! Ich kaufe Dir die Kutſche, aber krächze mir nun nicht mehr den Kopf voll,

denn dies Jahr hab' ich ohnedies mein Theil. Das Heu ist verfault, die Gerste ist so rar wie Marzipan und bei alledem hat man nun auch noch die Propination *) gedrückt. Man soll nicht mehr auf Credit ausschenken; das Tanzen nach zehn Uhr ist verboten; der Handel mit Spiritus ist in's Stocken gerathen. Kurz, Alles geht der Quere!"

„Ich habe heut dem Herschel 30 Garniec Spiritus verkauft."

„Zu wieviel?"

„Zu 3 Gulden 5 Groschen."

„Daß Du 5 Jahre im Verscheiden lägest! Alle verkaufen ja schon mit 10 Groschen."

„Aber ich habe zwei Krüge Wasser hineingegossen."

„Und der Jude hat's nicht gemerkt?"

„Wie sollt' ers gemerkt haben? Ich habe die Gefäße mit Alkoran ausgeschmiert und so hat der Spiritus wie immer die 11. Probe gezeigt."

„Nicht Alkoran, sondern Alkohol. So lern' doch einmal reden, wie sich's gehört!"

„Wenn ich eine Kutsche habe, werde ich auch reden lernen."

Mariechen, die achtjährige Tochter, brachte in diesem Augenblick die schreiende Katze beim Schwanze in die Stube geschleift, und das Gespräch der Herrschaft

---

*) Ein Monopol auf den Verkauf von Spirituosen in Schanklokalen, die gezwungen sind, ihren Bedarf aus gewissen Brennereien und nirgend anders woher zu nehmen.

Kukasiński verwandelte sich in lautes Lachen über Ma-
riechens Witz.

Am ersten Weihnachtsfeiertage des Jahres 1844 hatte
Herr Kukasiński gleich allen andern Tagen dem Knechte
n der Brennerei das Fell gegerbt und machte sich nun
n das Messen von 4 Kufen Spiritus, die er noch Abends
ach Grochow bei Warschau schicken wollte. Schon hatte
ich die Sonne ihrer Mittagshöhe genähert, aber Herr
Raphael wirthschaftete noch immer in der Brennerei.
Da kam die dritte Magd gelaufen, um zu fragen, ob
er Herr in die Kirche fahren werde oder nicht.

„Sage der Madame, ich werde nicht fahren. Ich
abe mich in der Rechnung geirrt und muß von Neuem
nfangen zu messen."

„Die Madame bittet, daß der Herr kommen möge,
m zu zeigen, wie die Kutschthür aufgemacht wird, denn
er Meier Valentin hat den goldenen Knopf abgedreht."

„Möge der Kerl die himmlische Klarheit nie erblicken!
Wer hat dem Bären geheißen, mit seinen Tatzen an der
Kutsche herumzutalpschen. Er hat gewiß gedacht, daß
r eine Wagenrunge in den Klauen hat."

Mit diesen Worten malte Herr Kukasiński in sicht-
lichem Aerger den siebenten Strich hinter dem 8. Kreuze
n den Balken, jagte zwei Knechte aus dem Keller, nahm
ine neue eichene Daube von einem noch nicht zusammen-
gesetzten Maischbottig zur Hand, verschloß die Thür,
schob den Schlüssel in seine Unaussprechlichen und ging
mit klafterlangen Schritten auf den Hof hinaus.

Hier stand vor dem Hause eine mit vier Arbeits-

pferden bespannte gelbe Kutsche auf hohen Federn. Sie war mit blauem Tuche ausgeschlagen und hatte einen schmalen Bock ohne Spritzleder, der auf gebogenen Eisenstäben hoch oben in der Luft schwebte. Die Räder hatten das Format, welches Evans an seine Häckselmaschinen giebt. Zwei davon waren gelb, zwei aber rot und alle vier unter sich gleich, hielten unten eine sogenannte sächsische Spur,*) oben aber standen sie vom Kutschkasten an anderthalb Ellen ab. Die abgeschliffenen Radreifen waren durch zwölf bereits auf dem Lande gemachten Ziehbänder verstärkt worden. Das Ganze war eine Scharteke, die für 450 Gulden gekauft und auf Paciejów zu den Feiertagen nach Skwarki geschafft worden war. Als der Herr an die Kutsche trat, war der Meier Valentin eben dabei, mit der Schmiedezange das Stiftchen aus dem abgedrehten Messinggriffe herauszuziehen, und der Pferdeknecht Matthäus suchte mit einem kleinen Beile die eingerostete Thür aus den Angeln zu heben und sie in den Gang zu bringen. Die Dame aber stand, umringt von ihren Mägden, im tiefem Kummer dicht neben den Fabrikanten.

„O Jesus! Jesus!“ schrie Valentin, als ihm der Herr mit der bewußten neuen, eichenen Daube Eins über den Rücken maß.

„Ha, Du Schurke, Du Spitzbube, Du Taugenichts! Da hast's Patent für Deine Wagenbauerkunst!“

Matthäus wartete nicht, bis die Reihe an ihn käme,

*) D. h. eine schmale.

warf das Beil zur Erde und war mit einem Sprunge jenseits des Gartenzaunes.

„Ich werde Dich lehren mit 'nem Beil eine Wagenthür aufmachen!“ ſchrie der Herr ihm nach, und nachdem er Valentin losgelaſſen, wandte er ſich gegen ſeine Frau: „Du haſt alſo nicht warten können, bis ich aus der Brennerei kam?“

„Es hat ſchon 10 geſchlagen und alle gehen ſchon in die Kirche.“

„O ihr Schurken! ſo einen Meſſinggriff abzudrehen! Und wie nun aufmachen ohne denſelben? Daß euch der Schlag rühre mit eurer Meiſterei! Das hat die Beſtie mit ihren Bärenpfoten abgedreht!“ — und auf's Neue begann er dem unglückſeligen Valentin mit der eichenen Daube einen, zwei, drei Hiebe überzureißen.

Als nun Valentin ſah, daß er den Platz nicht länger behaupten könne, gab er Ferſengeld mit der Zange in der Hand und holte den Matthäus auf der Wieſe ein.

„Werde nur nicht böſe, mein Männchen! Ich will mir ein Tiſchchen hinſtellen laſſen und ſo hineinſteigen, ohne daß man die unglückliche Thür aufzumachen braucht.“

„Seht mal an! Sie wird auf 'nem Tiſchchen in die Kutſche ſteigen! Und bei der Kirche wird ſie auch übers Tiſchchen aus der Kutſche herauskrabbeln; wie klug ſie iſt! Aber ſie würde wohl gar auf einer Leiter hineinſteigen, wenn's nur in 'ne Kutſche geht! — Aber da iſt ja noch eine zweite Thür!“

„Ach, das iſt wahr!“

„Jagna, *) lauf doch auf die Wiese. Dort beim H
schober stehen die beiden Meister. Sag' dem Matth
wenn er nicht augenblicklich zurückkommt, so gebe ich
Weihnachten, daß er braun und blau wird."

Jagna lief nach Matthäus. Als dieser zurückgek
men war und dem Herrn die Knie küßte, gab ihm H
Raphael nur Eins mit der Faust ins Genick. Matthä
froh, daß es bei dem Einen verblieb, kletterte eiligst
den Bock hinauf, und als ihm Jewka die Peitsche
die Leine reichte, ergriff er sie nicht ohne neue Angst,
r wohl von so hohem Stand- oder vielmehr Sitzpu
aus die Kutsche glücklich zur Kirche fahren werde.

„Hör' nur, Mathäus!" sagte der durch den Anl
der Equipage erfreute Hausherr. „Bei der Kirche m
Du links lenken und um das Glockenhaus fahren, da
Du vor der Kirchthür mit der Seite zu stehen kom
wo der Thürgriff nicht abgedreht ist."

„Sehr wohl, gnädiger Herr! Weiß schon, gleich
der Priesterscheune lenk' ich links ab."

„Nur gieb Acht bei der Scheune, denn dort s
Löcher von den Kartoffelgruben."

„Aber Männchen! wer macht mir die Thüre
wenn ich bei der Kirche vorfahre?"

„Kannst Du nicht selbst aufmachen?"

„Aber wie kann ich mich von der hohen Kutsc
niederbeugen? Und am Ende bekomme ich nicht a
Könnte denn nicht Jürge hinten aufsteigen?"

---

*) Agnes.

„Worin soll er denn fahren? Er ist ja so abgerissen wie ein Lumpensammler und so schmutzig wie ein Schornsteinfeger.“

„Ich habe ihn waschen lassen, und er könnte die Kleider anziehen, welche die Schankwirthin dem betrunkenen Herumtreiber abgenommen hat.“

„Mach' was Du willst!“

Fünf Minuten später stand, nachdem die Dame eingestiegen, der fünfzehnjährige Jürge, der im Sommer die jungen Hengste hütete und im Winter Ofenheizer war, hinten auf der Kutsche, angethan mit einem dickbäuchigen Fracke, mit geräumigen Beinkleidern und einem etwas zu weiten Hute auf dem Kopfe, faßte die Riemen und rief mit großer Genugthuung: Vorwärts, Matthäus!

Der nach der Brennerei zurückkehrende Herr sah mit zufriedenem Schmunzeln den Davonfahrenden nach. Die zurückbleibenden Mägde gafften ebenfalls verwundert. Auch der Meier Valentin sah dem Wagen nach. Im Dorfe gaffte Alles, was Augen im Kopfe hatte, nach Matthäus auf dem hohen Bocke, nach dem gelben Kasten auf Federn, nach der Dame, die feuerfarben aufgedonnert im Kasten saß, oder endlich nach dem verkleideten Jürge, den nur Wenige wieder zu erkennen vermochten.

Der Weg durch das Dorf und durch das Gut bis zur Kirche im nächsten Dorfe war sandig. Jürge hielt sich tüchtig an den Riemen fest, und wenn ihm der Hut auf die Nase fiel, so schob er ihn mit den Ellenbogen wieder auf die Stirn; und so weit war alles gut. Im

Herzen der Frau Kukaſińska, welcher die zur Kirche gehenden Bauern die tiefſten Verbeugungen machten, herrſchte eine über allen Ausdruck erhabene Glückſeligkeit. Und die Gedanken an das Staunen der Nachbarn beim Ankommen vor und beim Abfahren von der Kirche wuchſen zu einer Pyramide von Stolz, die zum mindeſten ſo hoch war, wie die Gipfel unſeres galiciſchen Tatragebirges.

Schluß.

Ein Jeder, der den Ritus der römiſch-katholiſchen Kirche kennt, weiß, daß ein Geiſtlicher am erſten Weihnachtstage dreimal die heilige Meſſe lieſt.

Der Geiſtliche des Kirchſpiels N. N. verließ nach Beendigung der zweiten Meſſe die Kirche, um in das Pfarrhaus zurückzukehren, und das Volk drängte ſich auf dem Kirchhofe, um ſich mit denen zu begrüßen, die zur dritten Meſſe kamen. Einige Damen mit Töchtern und einige Damen ohne Töchter, einige ehrwürdige alte Gutsbeſitzer, die erwachſenen Jünglinge und die aus der Schule zum Beſuch herbeigeeilte Jugend, mit einem Worte: die ganze ehrenwerthe Einwohnerſchaft der in Rede ſtehenden Parochie, Alles ſtand auf dem Kirchhof und die Glückwünſche zum kommenden Neujahr kreuzten ſich auf's Beſte, als plötzlich hinter der Scheune der Pfarrei Jemand tüchtig mit der Peitſche knallte. Alles ſah nach der Scheune hin. Auch ich hatte Augen zum Schauen, ich ſchaute alſo und ſehe: vier elende Arbeitspferde, dann einen himmelhohen Kutſchbock und auf demſelben den meinen Leſern ſchon bekannten Matthäus; ich

he einen gelben Kutſchkaſten auf hohen Federn und rin eine Edelfrau in einem mit Fuchspelz gefütterten uchmantel und einer Haube mit ungeheuren ſafranrbigen Kokarden. — Das Alles ſehe ich. Zugleich ber höre ich auf dem Kirchhofe ein plötzlich ſich überll verbreitendes Gelächter, einen großen Lärm und von llen Seiten die Ausrufe: ſchaut mal! ſchaut Gevatterin! chaut Baſe! Seht ihr, ſeht ihr! Als nun auch noch ie Damen ein heftiges Fi donc! und Pfui! ausſtießen, raten mir die Augen faſt aus dem Kopfe vor purer Neugierde, worüber denn das ehrliche Volk ſo lache und ie Damen ihr Fi donc! und Pfui rufen.

Nun bin ich aber in der That in Verlegenheit, wie as beſchreiben, was ich endlich gewahrte. Aber ich muß ier einen Augenblick in der Erzählung zurückgehen.

Als man den Jürge zum Lakaiendienſte ankleidete, hatte man ihm eine Weſte und einen Frack angezogen nd ein Kleidungsſtück, zu welchem der Schneider zwei Ellen Tuch zu verlangen pflegt. Man gab ihm ſogar ein Halstuch; wie bekannt, hatte er auch einen ſehr bequemen Hut und dazu eine anſtändige Fußbekleidung.

Nun aber bitte ich zu errathen, was vergeſſen worden war?

Nun — Jürge hatte keine Hoſenträger, und als Matthäus beim Wenden um das Glockenhaus heftig an einen Stein anfuhr, ſo fiel ihm der weite Hut über die Naſe bis an das Kinn hinab und zwei Ellen Tuch, in Freiheit geſetzt im unglücklichſten Augenblicke von der Welt, rutſchten dem Jürgen bis

über die Ferſe hinunter. Da nun aber Jürge unter
zwei Ellen Tuch keine vier Ellen Leinwand hatte, ſo
das Original der ganzen Kehrſeite Jürgens für Je
mann vollkommen ſichtbar, und die ganze Geſtalt
alle Bewegungen des armen Jungen und die im Wi
flatternden Frackſchöße vervollſtändigten einen Anblick,
welchem man ſelbſt noch in der Todesſtunde lachen kön

Kurze Moral.

Das Contrefei jener berühmten „Equipage," die
oben geſchildert habe, möge nicht nur für die Kukaſins
ſondern überhaupt für Alle, welche zu parabiren wünſc
ein neuer Beweis ſein dafür, daß die Sucht, es
Reichen gleich zu thun, früher oder ſpäter traurige,
oft die bitterſten Demüthigungen nach ſich zieht. M
dieſe Geſchichte ihrer Thorheit als Spiegel dienen.

Aus dem Leben meines Großvaters.

Eine zu drei Vierteln wahre Begebenheit.

Aus den „Schmieralien“

von

August Wilkonski.

Mein seliger Großvater war ein rechtschaffener, gottesfürchtiger, wirthschaftlicher Mann, der stets Wort hielt, mitleidig war beim Unglücke und Elende seines Nächsten und vom Herzen gastfreundlich, dem es aber auch an anderen Tugenden nicht gebrach. In der Posener Pallästra *) übte er sich im Rechtswesen, auf den Wahlversammlungen zu den Landtagen erwarb er sich Beredtsamkeit und in den Nöthen des Vaterlandes anno millesimo (ich erinnere mich schon nicht mehr genau wann?) bekam er hinterm linken Ohr eine so tüchtige Schmarre, daß er nur der heilkräftigen, ungarischen Salbe die Rettung dieses Ehrengliedes (ich meine des Ohres) verdankte. Aber es giebt nichts so Böses, das nicht auch sein Gutes mit sich brächte.

Als die Thermometer und Barometer allgemein zu werden begannen und unsere stets neuerungssüchtigen Herren solche in Masse kauften, sagte einst mein Großvater zu einem Deutschen, der ihm seine Waare auf-

*) Im Posener Tribunale.

bringen wollte: „Laßt mich doch in Ruh' mit Euren
malebeiten Gläsern; kann sein, daß ich mich besser
Ihr auf den Witterungswechsel verstehe.“ Und in
That pflegte mein Großvater mehr als einmal zu sa
„Der Tartar juckt mich, der Tartar reißt mich, der T
tar macht mir zu schaffen!“ Wenn er sich sein li
Ohr kratzte, war es gerade, als hätte er Regen, Sch
Thauwetter, Frost oder was eben kommen sollte, ex
verschrieben. Der Köperwuchs meines Großvaters z
nete sich nicht eben durch eine allzugroße Höhe aus,
dern er gehörte im Gegentheil zur Klasse der Unter
ten, Breitschultrigen. An Feiertagen trug er einen bl
Kontuß und einen ziegelfarbenen Żupan, an Wochent
dagegen eine papageigrüne Kapotte. Er schnupfte T
und hatte eine Redensart: „Folglich da der Schafs
mit Pfeffer und Ingwer, mein Wertheſter!“ Ich
nicht, warum gerade „mit Pfeffer und Ingwer“,
ich bemerkte stets, daß er Schafsköpfe gern mit M
rettig aß. Aber um noch andere Nebensachen zu ü
gehen, will ich lieber sagen, daß, als ich von mei
Vater zu ihm geschickt wurde, mein würdiger Groß
bereits ein Greis war von mehr als 80 Jahren.

Mich höflich vor ihm verneigend, küßte ich
Hand und gab den Brief ab. Ohne Brille las er
Schreiben durch, trocknete sich die feuchtgewordenen Au
blickte mich gütig an und berührte zuletzt mit zittern
Lippen meine Stirn.

„Herr Franz schickt Dich mir zu Hülfe in mei
Geschäftssorgen.“

„Ich würde mich glücklich nennen, wenn ich dem lieben Großvater nützlich sein könnte.“

„Was soll das heißen „Dich nennen?“ Du hast ja schon einen Namen, bist ja getrauter Eheleute Sohn und mein rechter Enkel, „folglich da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer, mein Wertheſter!“

Durch dieſes Argument und ſeine Lieblingsredensart brachte er mich ſo in Verwirrung, daß ich gänzlich die Anrede vergaß, die ich mir unterwegs einſtudirt hatte, und ich ſtand wirklich da, wie ein Schafskopf, denn ich vermochte kein Wort der Erwiderung vorzubringen.

„Ein gutes Zeichen, daß Du kein großer Redner biſt. — Mariechen, Deine Mutter, iſt ſie geſund?“

„Ich habe eben Auftrag, Ihre Hand zu küſſen . . .“

„Gut, gut, mein Söhnchen! Herr Franz ſchreibt mir, daß Du nicht umſonſt Grütze gegeſſen habeſt, und daß Du „folglich da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer, mein Wertheſter“ ein tüchtiger Lateiner ſeiſt. Na, wir werden ja ſehen!“

Am andern Morgen um 5 Uhr ſchrieb ich ſchon als Grenzſcheider die Zeugenausſagen und den Vergleich mit den Cyſtercienſermönchen vom Jahre 1684 ab, betreffend ein ſtreitiges Weidefeld am Fluſſe (flurium) Noſek, anfangend von zwei Steinen, die jenſeits des Birnbaumes liegen, ſich weiter erſtreckend längs dem Zaune des Tadeuſz bis zum Brunnen des Jan Kasper Bzdrega, des Organiſten von Kobyla Wola.“ Dies ſollte der natürliche Verlauf der Grenzen ſein.

„Nun, haſt Du verſtanden?“

„Wenn ich den Fluß Rosek, die beiden Steine, den Birnbaum, den Zaun des Tadeusz und Kaspar Bzdręgas' Brunnen gesehen hätte, so würde ich es vielleicht verstehen."

„Folglich da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer!" Wozu das erst ansehen, Junge? Das Dokument ist ja sonnenklar."

„Gewiß, lieber Großvater, das Dokument ist gut; es würde aber doch nicht schaden, wenn ich mich an Ort und Stelle überzeugen könnte."

„Sprichst gerade wie die Deutschen — „folglich da der Schafskopf mit Peffer und Ingwer, mein Werthester!" Na, trinke ein Danziger Schnäpschen, denn es wird ein etwas nasser Spaziergang werden, der Dir auf nüchtern Magen schaden könnte. Aber da Du den locum quaestionis durchaus in Augenschein nehmen willst, so laß uns gehen. Es gefällt mir an Dir, daß Du Alles gründlich angreifst."

Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als mein ehrlicher Großvater, anstatt mir den Fluß Rosek, die Steine, den Birnbaum, den Zaun und Brunnen zu zeigen, mich über Berge, durch Schluchten, durch einen halbenmeilenlangen Wald, den seit hundert Jahren noch keine Menschenhand berührt hatte, an einem See vorbeiführte, und als er, nachdem wir schon 20 Hufen gepflügtes Land, ebenso viel Wiesen und Weidefeld durchschritten hatten, zuletzt mit seinem Stocke zur Rechten und Linken in der Luft umherfuhr und sagte:

„Also bis dorthin ist Alles unser!"

„Wem gehört's, lieber Großvater?"

„Vor Allem dem lieben Gott, dann mir, nach meinem Tode Deinem Vater und nach dessen längsten Leben ..."

„Aber lieber Großvater, ich bitte um Entschuldigung, wo sind denn da die Grenzzeichen? Und außerdem ist im Dokument doch blos von 6 Hufen die Rede und wir haben bereits 60 und darüber umschritten."

„Ha, zum Henker! haben sie Dir das „folglich da der Schafskopf, mein Wertheſter" auch gelehrt? — Aber ich habe Dir doch gesagt, daß es leichter sei, Marken und Grenzhügel aufzufinden, wenn der Controvers in einer geziemenden unbestimmten Ausdehnung bezeichnet wird."

* * *

Gerade beim Schlusse des Tischgebetes, das der Großvater mit himmelwärts gerichtetem Blicke zu sprechen pflegte, fuhr durch die Thür Jacek, der Waldhüter, kenchend herein und mit ihm sein erhitztes, geschwollenes Maul, mehr einem Schmiedebalge, als dem Munde eines Menschen ähnlich. Im Nu war auch mein Großvater im Alkoven und wieder zurück mit der Serpentyna *) an der Seite und der Karbatsche in der Hand.

„Mateusz! die braune Stute! und ruf' mir den Ponikwa. Jan, Du rasch nach den Bauern! Alle Hofleute sollen aufsitzen! Für Herrn August sattelt den Fuchs; nur schnell, schnell! Beim gekreuzten Heiland, diese Hallunken lassen mich nicht einmal ruhig essen! — Na, Du stehst

*) Serpentyna, ein krummer Säbel, ähnlich dem türkischen.

ja da wie ein Stück Holz! Nimm doch die Flinte, auch ein Säbel könnte nicht ſchaden.“

„Was ſoll das Alles bedeuten, lieber Großvater?“

„Sieh 'mal an! „Folglich da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer,“ wollte ich ſagen, „mein Wertheſter!“ Noch zu fragen: „was ſoll das bedeuten?“ Was wird's bedeuten? Die Hallunken des Kammerherrn hauen mir meinen eigenen Wald nieder, den ich ſelbſt, bei Gott! ſchone, als wär's Marzipan.“

„Bei Pokułno am großen arianiſchen Kirchhofe haben ſie ſchon 20 Fichten abgehauen und es ſind ihrer ſo viele wie Ameiſen und der Kammerherr mit ſeinem Sohne ſieht ſelber mit zu,“ ſtotterte Jacek heraus.

„Unter Deinen Schutz“ *) murmelte der Großvater, als wir den Hof verließen.

Wir waren 13 Mann zu Pferde, und die Infanterie, verſehen mit Heugabeln, Aexten und anderem Handgeräth, ſtand unter dem Kommando des Oekonomen Ponikwa. Sie zog aus, um ſich in den Hinterhalt zu legen auf dem Wege von Smolęcin, dem Gute des Kammerherrn.

„Hier, folglich da der Schafskopf, ging, mein Wertheſter, mit Peffer und Ingwer, der Fluß Noſek,“ ſagte mein Großvater, als wir im ſtarken Trabe an einem kleinen Bächlein vorbeiritten.

Beim Hirſchberge ſetzte mein Großvater ſeine Braune auf die Hinterfüße, und was mich betrifft, ſo fehlte wenig, daß ich nicht über den Hals meines Fuchſes

*) Anfang eines alten Kirchenliedes.

erunterflog. Zu meinem Glücke hatte das Pferd eine Nähne.

„Alſo ſo hat man Dich gelehrt, ein Reitpferd führen? Dein Vater, Herr Franz, diente doch 30 Jahre beim Militair — ja, mein Wertheſter, die Oſtrowęże dienten niemals bei der Infanterie. — Man muß warten, bis ich Ponikwa hören läßt.“

Es verging kaum ſo viel Zeit, um fünf Vaterunſer zu ſprechen; noch ſchnauften die Pferde dicke Hauchwolken aus den Nüſtern, da fiel von Norden her in der Ferne ein Schuß und nach einer Weile ein zweiter.

Die von hundertjährigen Eichen beſchatteten düſtern Ufer des Fluſſes empfingen eben den Widerhall der Schüſſe, als auch ſchon mein Großvater ſeine Piſtole abfeuerte.

„Wer mir dieſen Schurken fäßt, dem gebe ich bis an ſein Ende Gnadenbrod!“ rief mein Großvater, und in einem Nu brachen wir hinter dem Berge hervor auf die Schaar des Kammerherrn ein.

Dubium Celli eventus! vielleicht hätte man uns tüchtig das Fell ausklopfen können, denn die Leute des Kammerherrn waren wohl an hundert. Aber als dem Kammerherrn ein kleines Schwefelwölkchen dicht an der Naſe vorüberglitt, ſo ließ er ſich kaum Zeit, um auszurufen: „Joséph prenez garde, der Racker ſchießt ja auf Menſchen!“ ſpornte mit ſilbernem Sporn ſeinen Engländer und ſprengte mit Herrn Joſeph um die Wette mit Windeseile von dannen.

Dreißig Wagen mit den Geſpannen, ein alterum

tantum von Aexten, Mützen und Bauerröcken krönten den Sieg; und als Ponikwa mit dem Fußvolke herbeizog, war das Schlachtfeld schon von den Feinden gesäubert.

„Hast Du ihm tüchtig aufgezählt?“

„Er wird dran denken, lieber Großvater! Das ist aber auch eine derbe Karbatsche, und zudem trug der junge Kammerherr nur einen Nankinganzug.“

„Ja, sogar mein Pulver trieb ihn in's Bockshorn; und Gott ist Zeuge, es war auch kein Schroot Blei dabei.“

Eben als wir uns zur Heimkehr anschickten, brach Jacek aus dem Dickicht hervor. Alle, sogar mein Großvater nicht ausgenommen, erschraken wir über sein Aussehen aufs heftigste. Sein Mund stand offen, seine Lippen waren blau, seine Wangen kreideweiß, sein Haar emporgesträubt, seine Augen rollten wild umher, seine Zunge lag kraftlos auf den Unterzähnen und seine Beine schlotterten; endlich fiel er vor dem Großvater auf die Knie und stieß einen schrecklichen Seufzer aus.

„Jacek! was ist denn geschehen? sprich nur, mein Lieber, ich weiß ganz wohl, daß Du ein ehrlicher, um mein Hab und Gut besorgter Diener bist. . . . Es hat ihn was erschreckt . . . Vielleicht hat sich ihm gar der Gottseibeiuns gezeigt . . . Jacek, mein Lieber, schlage das Kreuz!“

„Gnädiger Herr! Gnädiger Herr! Straf' mich Gott... ich hab' keine Schuld!“

„Was hast Du denn gethan?“

„Gnädiger Herr! Mit keinem Finger hab' ich ihn

ngerührt; vielleicht hat ihn Gott gestraft, weil ihn nach remdem Gute gelüstet."

„Jacek! Da der Schafskopf mit Pfeffer und Ingwer, ürchte Dich nicht — wen hat der liebe Gott bestraft?"

„Nun doch den Kammerherrn."

„Wir wissen ja aber, daß er ausriß, und was könnte ihn da noch begegnet sein?"

„Es ist zwar wahr, gnädiger Herr, daß er stets in unsere Grenzen brach, aber daß ihn Gott so schnell strafen würde, das hab' ich mir doch nicht denken können."

„Folglich da der Schafskopf — sage doch, Jacek, auf welche Weise ihn der Herrgott gestraft hat!"

„Gnädiger Herr, bitt' um Verzeihung, es war so: als wir mit dem Herrn Oekonomen den Weg nach Smolęcin verrannten, da schickt der Herr Ponikwa mich und den Grzelo und den Stach aus, daß wir sollten an der Wąchocker Gruben Lärm machen, denn wenn's dort auch im Gebüsche etwas enge ist, so hatt' ich doch da den nächsten Weg zum Weglaufen in die Wąchocker Grube.

„Wir waren noch nicht bis zur „struppigen Eiche" gekommen und Herr Ponikwa hatte schon losgebrannt, und da der gnädige Herr sich ebenfalls beim Hirschberg hören ließ, so fingen auch wir, nach dem Befehle des Herrn Oekonoms, an zu schreien: „Halt auf! packt ihn! laßt ihn nicht durch!" und dann machten wir uns auf die Socken nach dem Hirschberge zu. Da, Gott verzeih' mir meine Sünd'! jagt' auch der Kammerherr und sein Sohn, hast du nicht gesehen, durch die Schonung.

„Und wie ich sie seh'n that, schrie ich aus vollem Hals: „halt auf! halt auf!" denn ich merkte nicht, daß es mit den Leuten des Kammerherrn nicht zum Besten stand. Da lenkt' der Alte sein Pferd seitwärts und stieß sich den Schädel an eine Fichte so stark, daß wir glaubten, er werde gleich in Granatstücke gehen. Aber Gott bestimmt' ihm einen andern Tod; er griff sich nur an's Kreuz und wollte weiter. Wir aber schrien wieder wie toll: „packt ihn, packt ihn!"

„Er, wie ein blinder Mazur, *) sah nicht mehr wohin, fegte vorwärts, daß dem Pferd nur der Schweiß so lief, und der Sohn hinter ihm. Grzelo wollte ihm von der Wąchocker Grub' her den Weg verstellen, da, o du mein Herrgott! Da fiel der Kammerherr unter einen Tannenast, der ihm den Kopf abschnitt, justement wie mit einem Messer."

„In nominae Patris!" rief mein Großvater.

„O, Gott, o Gott!" plärrten die Bauern.

„Und wo liegt er?" fragte mein Großvater erbleichend.

„Der Kopf liegt bei der Wąchocker Grube, aber er selbst ritt wie ein Gespenst nach Smolęcin, nur sein Hals war zu sehen und das Blut spritzte daraus hervor wie ein Bach."

„Wahrscheinlich hat das Pferd, einmal im Laufe, die Leiche mit davon getragen," sprach sich segnend mein Großvater. „Vorwärts, an die Stelle! Führe uns."

*) In derselben Bedeutung wie man im Deutschen sagt: ein blinder Hesse.

Auf dem Wege seufzte mein Großvater gar häufig nd sprach Gebete; ich war still und die Leute flüsterten ur unter einander. — Jenseits des Grzędzinsker Fließes ießen wir auf den entsetzten Stach und Grzela, die Wort für Wort dasselbe wiederholten, was schon Jacek zählt hatte.

Uns Allen lief ein kalter Schauer durch die Glieder. ls wir uns der Wąchocker Grube näherten, lief Jacek nige Schritte voraus, kniete vor einer hohen Tanne ieder und schlug das Kreuz.

Mit aufrichtiger Bestürzung begiebt sich mein Groß- ater hin zu der Stelle, wo der Kopf liegen sollte, wir lle folgten ihm nach. Wir sehen — da liegt neben acek — eine zerzauste, hochgelbe — Perrücke.

Allgemeines Gelächter trat an die Stelle des Schreckens nd da das gerade am 1. April war, sagte mein Groß- ater, vom Herzen froh: „Folglich da der Schafskopf olens volens, mein Wertheſter, hat er uns einen rima Aprilis gespielt."

or etwa zehn Jahren noch unterſchied ſich der Land-
n aus der Umgegend von Gneſen und Poſen, oder
ehr aus dem ganzen Landſtriche von der ſchleſiſchen
ze bis hinter Liſſa in ſeinem angeborenen Cha-
r durchaus nicht von dem Maſuren und Krakauer.
unterſchied ſich von ihnen vielleicht nur durch die
ichende Ausſprache einiger Wörter und durch wenige
ortretende Provinzialismen. Der Grund des Herzens
und iſt ein und derſelbe.

Ein genauer Beobachter könnte jedoch entdecken, daß
großpolniſche Volk mehr Zutrauen zum Adel hatte,
das kleinpolniſche. Das kam wahrſcheinlich daher,
die Großpolen ſeit den älteſten Zeiten niemals, auch
einmal vorübergehend, die Unterthanſchaft gekannt
n, d. h. daß ſie niemals das Eigenthum, die Leib-
en der Adeligen geweſen waren.

Heute hat in Folge der Aufhebung der Herrendienſte
mit Grundzins belaſtete Landmann aufgehört, jener
nals ſo biedere Bauer zu ſein. Wie durch einen

elektrischen Schlag haben seine Gefühle einen vollkommenen Umschwung genommen. Die Vergnügungen der Schenke und die Freuden des Branntweins sind diesen glücklichen Leuten schon mehr oder weniger fremd geworden. — Aber ich spreche von ältern Zeiten und führe einen Beweis für jene ehemalige Zutraulichkeit der Großpolen.

Fräulein Aspasia oder Hortensia (ich habe vergessen, welche von den Gnädigen) hatte geruht, auf mittelbare, aber sehr deutliche Weise von mir zu verlangen, daß ich am letzten Dienstag des Carnevals unfehlbar auf der Maskerade in Szamotuły sein möchte. Leichtsinnig genug hatte ich zugesagt, aber dabei ganz vergessen, daß ich auf den Sonntag vorher zwanzig Meilen von Szamotuły zu einem Piknik versprochen war, wo eine wunderschöne, schwarzwimprige Jungfrau meine Krakowianka *) sein sollte.

Nun gehörte es sich doch, daß ich sowohl der Blondine als auch der Brünetten Wort hielt; folglich mußte ich auf dem Piknik und auf der Maskerade erscheinen.

Ich vertraute auf die Schnelligkeit meiner vier Jungesellenpferde und rechnete keineswegs auf ein etwaiges Hinderniß.

Die letzten drei Tage des Carnevals rückten heran.

---

*) Man sieht: der Autor wollte zu diesem Maskenballe im kleidsamen krakauer Nationalcostüm erscheinen, um an der Quadrille von Krakowiaken theilzunehmen, die auf keinem polnischen Carnevalsballe fehlen darf. Seine Tänzerin war also auch im krakauer Costüm.

ich dem Sonnabende erſchien der Sonntag vor Aſcher-
ttwoch, jener Tag, der beſtimmt war, den Strudel
: Tanzfreuden zu eröffnen.

Der Sonntag war vergangen und mit ihm das
knik, und mein armes Herz war bei der ſchwarz-
mprigen Jungfrau zurückgeblieben, aber nichtsdeſto-
niger vergaß ich auch Szamotuły nicht.

Montags ſetzte ich mich, ſpät Nachmittags, in meine
ıtſche, und der wackere Johann verſicherte mich, wir
ırden morgen noch vor Abend in Szamotuły ſein.

Ich gebe mich alſo den ſüßen Träumereien über die
rfloſſenen Stunden hin, laſſe meine Gedanken ſchweifen
d rufe mir jedes Wort meiner Krakowianka ins Ge-
chtniß zurück. Ich verwünſche Szamotuły, aber doch
hre ich und fahre und bemerke kaum, daß wir bereits
Meilen zurückgelegt haben.

Johann hielt die Pferde an, Edwin öffnete den
chlag. „Gnädiger Herr! hier müſſen wir füttern!“
gte Johann.

„Gut!“ ſag' ich, „nur nicht lange!“

„Herr! wir werden ſchon zur rechten Zeit in Sza-
otuły ſein!“

Die ungeheure Dorfſchenke erdröhnte vom Geſchrei
trunkener Knechte. Ein Obertas *) erklang von einer
hierfiedel ſo dumpf und geiſterhaft, als käme er
ıter der Erde hervor, und Lieder und lautes Lachen
achten die Freude und das Amüſement vollſtändig.

*) Beliebter Bauerntanz.

In meinen weiten Mantel gehüllt drängte ich mich in die Wirthsſtube hinein. Einige bejahrte Bauern verneigten ſich vor mir, die jungen blickten mir keck in die Augen und ſchrien und tobten wie toll.

Es dauerte nicht lange, ſo kam auch ſchon der Bräutigam mit ſeiner Neuvermählten und den Brautführern herbei und baten, daß ich ihre „Aufwartung" nicht verſchmähen möchte, und dann präſentirte ſie mir ein Glas mit Honig gemiſchten Branntweins und einen Biſſen Weißbrod. Ich leerte das mir gaſtfreundlich dargebotene Glas mit einem „Auf Euer Wohl!"

Hierauf folgten Verbeugungen, man küßte mir die Kniee und kam zuletzt mit der Bitte vor, ich möchte mit der Braut vortanzen. Nicht weil ich ein großer Verehrer des Obertas bin, ſondern weil ich das Landvolk von ganzer Seele liebe, legte ich den Mantel ab, und trat ohne Zögern in den Kreis. Drei oder vier Mal flogen wir am Kamin vorüber, dann dankte ich meiner muntern Tänzerin, die friſcher war als eine Waldbeere und ſchöner als eine Feldblume.

Schon glaubte ich mich aller Verbindlichkeiten gegen meine Wirthe entledigt zu haben und ging, um meinen Mantel wieder umzunehmen, aber ſiehe da! Die Brautjungfern vertraten mir den Weg und verlangten auch mit mir zu tanzen.

Ich ſehe ein, daß ich mich ſchön verrannt habe. Doch was war zu machen? Ich konnte mir doch unmöglich hier in der Schenke die Füße zu Schanden tanzen! Lachend bitte ich um Zeit zum Ausruhen, aber die Braut-

jungfern wollen von ihrer Bitte nicht abſtehen, vereinigen ſich und bitten nach ihrer Art auf's verbindlichſte. Schon wollte ich auf's Neue zum Tanze antreten, als mir zum Glück, oder wie man ſpäter einſehen wird, zum Unglück der betrunkene Spielmann vom Tiſche fiel und mit dem Kopfe das einzige Lichtchen umwarf und auslöſchte.

Plötzlich hörte der Tanz auf; ein neues Licht ward zwar bald wieder aufgeſteckt, aber der Spielmann, — ja der war nicht mehr zu ſich zu bringen. Der Bräutigam und die Brautführer geriethen in Desperation, die Braut und die Brautjunfern wurden tief betübt, ſo betrübt, daß ein Wilder davon gerührt worden wäre.

Sie thaten mir herzlich leid; ich hob alſo die mit zwei Saiten und einem Bindfaden bezogene Geige vom Boden auf, ſchüttelte den Sand aus dem ungeſchickteſten Fiedelbogen von der Welt und begann nach dem Gehör denſelben Obertas zu kratzen.

Gnädiger Herr! ertönte es nun von allen Seiten, wir wollen Euch die Händchen vergolden!" Das iſt Gott, der uns dieſen Edelmann zugeſandt hat. Die Burſchen faßten die Mädchen um den Leib und auf's Neue tanzte ein großer Kreis am Kamin, an der Kammer und am Fenſter vorbei, ganz wie vorher; nur lebhafter ging's, denn ich war nüchtern und arbeitete tüchtig mit dem Fiedelbogen darauf los. Ich ſpielte mit Vergnügen eine halbe Stunde lang den bereits begonnenen Obertas; aber als mir Arm und Hand den weitern Dienſt verſagten, endete ich mit einigen langgezogenen

mächtigen Bogenſtrichen mein freiwilliges Debüt. Unzählige Dankbezeugungen und ſtürmiſche Bitten begannen mir läſtig zu fallen. Ich wollte deshalb hinaus in den Stall, um meinem Johann zu ſagen, daß er ſofort anſpannen möge; aber da packt mich der Bräutigam an den Füßen und bittet um Gottes Barmherzigkeit, ich ſolle weiter ſpielen. Was anfangen? Nicht gewohnt herzliche Bitten abzuſchlagen, nehme ich die Fiedel, ſtimme ſie ſo hoch als möglich und reiße nach einer Weile eine Ociebka*) herunter und das dauert etwa wieder eine halbe Stunde.

Edwin brachte die Nachricht, Johann habe angeſpannt; ich höre alſo auf zu ſpielen und auch nicht im Entfernteſten an ein Hinderniß denkend, ſchicke ich mich zur Abfahrt an. Auf einmal packte mich etwa ein Dutzend eiſerner Fäuſte beim Kragen und ſetzten mich wie ein kleines, ungehorſames Kind auf den Tiſch. Da erkannte ich erſt, in welche Klemme ich gerathen.

„Spiele, Du Grindkopf!**) ſpiel', wir bezahlen!" ſchrie mir der Bräutigam aus Leibeskräften in die Ohren. „Wenn nicht, ſo werden wir Dich lehren!" Und dabei hielt er mir die Fauſt ſo dicht unter die Naſe, daß der Schweißgeruch ſeiner breiten Tatze meinem Geruchsorgane nicht verborgen blieb.

Edwin, der ſah, welch' himmelſchreiendes Unrecht

---

*) Eine Art Walzer linksum.

**) Der erboſte Bauer aus dem Poſenſchen nennt einen Edelmann nie anders als mit dieſem ſüßen Namen. Anmerk d. Autors.

nan ſeinem Herrn anthat, lief eilig in den Stall und ehrte augenblicklich mit Johann zurück. Beide waren nit Ortſcheiten bewaffnet und drängten ſich durch den Haufen zu mir vor, und ſchon hatten wir drei uns nach er Thür hindurchgearbeitet, als der ganze Haufe von nehr denn 30 Bauern, jeder baumſtark, vor uns ſtand. Der frömmſte Menſch hätte nicht Zeit gehabt ſich zu ekreuzen, ſo ſchnell lagen Johann und Edwin unter em Kamin und ich ſaß wieder auf dem Tiſche. Das Dorf war königlich, hatte alſo weder Gutsherrn noch Verwalter, und der Gemeindewójt (Schulze) wohnte eine Meile von da; aber wäre es auch nur 500 Schritte geweſen, wen hätte man nach Hülfe ſchicken können?

Mich in mein unabänderliches Schickſal fügend, begann ich auf's Neue die Fiedel zu kratzen. Meine Nachgiebigkeit beſänftigte die entmentſchten Gemüther.

Durch die geöffnete Thür ſah ich, wie die Bauern meine Pferde ausſpannten, ihnen die Krippe voll Hafer ſchütteten, meine Sachen in die Kammer trugen und dem überwundenen Edwin und Johann ein Stück Gänſebraten und Schnaps dazu im Ueberfluſſe gaben. Die Redlichen erhielten von mir ein Zeichen der Erlaubniß u eſſen und zu trinken, und zuletzt fingen ſie gar auch n zu tanzen; ich aber ſpielte wie für's liebe Geld.

Es war bereits 9 Uhr Morgens. Die Adern an der Stirne waren mir angeſchwollen, daß ſie wie Schlangen ausſahen, die entzündeten Augen fielen mir vor Müdigkeit faſt zu, aber ich ſpielte noch immer tüchtig zum Walzer auf. Endlich aber brach ich zuſammen; die

Geige entfiel meiner Hand. Da erſt, und zwar auf die Bitten der ältern Bauern und weil der eigentliche Spielmann inzwiſchen wieder zu ſich gekommen war und ſich wieder eingefunden hatte, wurde ich von der entſetzlichen Marter erlöſt.

Ehe ich abfuhr, baten mich die Bauern ſo herzlich um Vergebung, daß ich allen Groll vergaß. Gott dankend für meine Befreiung fuhr ich mit dem feſten Entſchluſſe davon, in meinem ganzen Leben an jedem Feiertage und zu jeder Zeit, wo die Bauern ſchwärmen und Hochzeit machen, die Dorfſchenken zu meiden, ſollte ich auch in Schnee und Regen unter freiem Himmel füttern müſſen.

In Szamotuły kam ich natürlich erſt Mittwoch früh an und entſchuldigte mich bei Fräulein Hortenſia auf's Eifrigſte. Ja, ich entdeckte die ganze Geſchichte, aber die ungnädige Schönheit erwiderte:

„Mein Herr! Ihre Worte ſind überflüſſig.“ Wir haben uns auch ohne Sie ganz gut amüſirt. Dabei reichte ſie einem Herrn Edmund die Hand zum Mazur und fügte lachend hinzu: „Sie pflegen immer die Wahrheit zu umgehen!

Daß Fräulein Hortenſia mir ihre Ungnade ſo deutlich zu erkennen gab, wunderte mich nicht mehr, als ich einige Herren des Pikniks auf der Maskerade ſah. Ich konnte mir denken, daß die hundertzüngige Fama ihr ſchon von meinen Aufmerkſamkeiten gegen die ſchöne, ſchwarzwimprige Jungfrau berichtet haben mochte. Aber daß Fräulein Hortenſia mich in Bezug auf mein trau-

riges Abenteuer der Unwahrheit beſchuldigte, ſchmerzte und erzürnte mich in dem Maße, daß ich mich das Jahr darauf nicht mit ihr, ſondern mit meiner ſchwarzäugigen Jungfrau — vermählte.

Es bleibt mir nur noch übrig, die Leſer zu bitten, daß ſie nicht in die Fußtapfen der Fräulein Hortenſia treten, ſondern mir auf mein Wort glauben möchten, wenn ich ſage, daß ich in der That gezwungen war, zwölf Stunden lang Obertas auf einer elenden Fiedel zu ſpielen, und daß wirklich die großpolniſchen Bauern viel dreiſter als die Maſuren ſind.

Aber nichts deſtoweniger ſind ſie ein wackeres, braves Volk und auf dem ganzen Erdball mir das liebſte.

Rückerinnerung.

Aus den „Schmieralien“

von

August Wilkoński.

In Großpolen an der Grenze Schlesiens zwischen Lissa und Fraustadt, in dem schönen und großen Dorfe Kąkolewo erblickte ich im Jahre 1803 am 28. August um 2 Uhr Nachmittags das Licht der Welt.

„Als ich den jungen Herrn (dies sind die Worte der alten Margarethe) in Regenwasser gebadet hatte*) und auf die andere Seite des Hofes zum Herrn trug, fragte mich derselbe schnell:

„Ein Sohn oder eine Tochter?"

„Ein Knabe! gnädiger Herr," sagt' ich mit einem Knicks.

Der Herr nahm sein Söhnchen in beide Arme, küßt' ihm's Gesichtchen und rief: „Also schon der dritte! Gott sei Dank!" und gab ihn an den Doktor aus Lissa ab, der neben ihm stand.

„Nun, ist er gesund?"

---

*) Anmerkung des Autors: Es ist also nicht wahr, was man mir häufig wiederholt hat, „daß ich in heißem Wasser gebadet" sei. (Sprichwörtliche Redensart zur Bezeichnung eines leicht erregbaren Temperaments.)

Herr Konz, denn so nannten sie den Doktor, maß das junge Herrlein mit seinen großen Augen, betrachtete ihn eine Weile und sagte dann zu dem französischen Geistlichen, Sie wissen, den unsere Herrschaft Labus*) nannte:

„Man muß dieses Kind taufen, denn es kann nicht 24 Stunden leben; es hat sehr viel Wasser im Kopfe.“

Ueber diese Worte ward ich ganz starr vor Schrecken. Der alte Herr erboste sich auch nicht wenig und fuhr den Doktor barsch an:

„Wo zum Teufel habt Ihr das Wasser denn so schnell entdeckt? Das Wasser in Eurem eigenen Kopf hat Euch wohl die Augen so trübe gemacht? Ich sage Euch: das Kind ist gesund! Es lacht ja frisch und hell aus den Augen!“

Darauf erwiderte der Doktor:

„Betrachten der Herr nur seinen ungeheuren Kopf!“

Hierauf begann auch der Priester Labus französisch zu sprechen und der Herr, dem das Weinen näher war, als das Lachen, nahm ihm das Kind ab, küßte es noch ein paar Mal, gab es mir dann wieder zurück und befahl mir, vor der gnädigen Frau bei Leibe nichts zu plaudern von Allem, was ich da gehört hatte. Und ich wickelte das Kind gut in die Tragkissen und ging meiner Wege.

Was sie dort noch weiter gesprochen haben, das ist mir nicht bewußt, aber nach einer kleinen Weile kam der

---

*) Offenbar eine Verdrehung des Wortes Abbé. Das polnische Wort Labus ist auch zugleich ein Schimpfname, etwa so viel wie Vagabund.

Herr und, die gnädige Frau herzend und ſtreichelnd, fragte er ſie, ob der Doktor ſie ſehen dürfte. Als er die Erlaubniß dazu bekommen, rief er Herrn Konz, und während der Doktor, leiſe mit der gnädigen Frau ſpricht, winkt mir der Herr und zeigt auf's Kind in der Wiege. Na, ich verſtand gleich, um was es ging, legte den Junker auf's Kiſſen und trug ihn dem Herrn nach auf die andere Seite, und da, im blauen Zimmer, wartete ſchon der Herr Pfarrer und der Schulze Matthäus. Spricht der gnädige Herr zu mir: „Margarethe," ſpricht er ſo recht traurig, „ich bitt' Euch, daß Ihr zuſammen mit dem Matthäus meinen Sohn zur Taufe haltet."

Und ich darauf: „Aber was wird die gnädige Frau ſagen, da doch der Herr Gen'ral und die Frau Gen'ralin ſollten Gevatter ſtehen?"

Da ſagt' der Herr: „Wenn die Frau geſund ſein wird, werde ich es ihr ſchon ſelbſt auseinanderſetzen."

Freilich beim Herrn war kein langes Reden. Ich legte alſo unterdeſſen das Kind dem Matthäus auf die Arme und ſprang eilig davon, um mir ſchnell mein Sonntagskleid anzuthun. Und als ich zurückkam, waren ſchon Alle auf dem Wege zur Kirche. Denn obgleich es beide Geiſtlichen erlaubt hatten, ſo wollte doch der alte Herr partout keine Taufe im Hauſe. Ich holte ſie bei Andreas' Grundſtück ein; wir gingen in die friſch geweißte Kirche, und kaum waren wir da, ſo fing auch ſchon die heil'ge Taufe an.

Der Pfarrer frug: „Wie ſoll das Kind heißen?" und unſer Herr, ſchnell beſonnen, ſagt: „Der Schutz-

patron, der ihn auf die Welt geführt, der heilige Auguſtin, behüt' ihn, ob kurze, ob lange Lebenstage hindurch!" — Und da fing ich an zu weinen, und erſt als der Pfarrer das Kind in's Ohr frug: „Was willſt Du von der heiligen Kirche Gottes?" rief ich dem Matthäus nach: „Glauben!" Da machte das Junkerlein die Augen auf und es war, als ob's ſo fröhlich lächelte. Und dann folgte die heilige Taufe bis an's Ende.

Bald hätt' ich's vergeſſen! Ja, der Herr verlangte, daß der Pfarrer dem Junker noch einen Namen gäbe, nämlich Tadeuſz, aber der Prieſter Labuś ſagte in ſeinem Kauderwelſch ein Wort, das gewiß bedeuten ſollte: „zu ſpät!" und fügte hinzu: „Ein Schutzpatron wird ihn ſchon genug behüten!" Und ſo endete die heilige Taufe. Der Herr warf auf das ſilberne Kirchenbecken drei funkelnde Dukaten; und als ſie zur Kirche hinausgingen, zählt' er aus ſeiner grünſeidenen Börſe 12 ſächſiſche Thaler, ſolche, für die man 8 Gulden gab, in die eine und in die andere Hand 12 und, ſie dem Matthäus und mir reichend, ſagt' er: „Kauft Euch Montag auf dem Jahrmarkt zu Oſieczna jeder eine junge Kuh zum Andenken daran, daß Ihr meinen Sohn zur Taufe gehalten."

Ich wollte ſchon zugreifen, aber Matthäus beſchämte mich, denn er verneigte ſich tief und ſagte: „Für ein chriſtliches Werk," ſagt' er, „ziemt es ſich nicht, Lohn zu nehmen. Möge der allmächtige Gott den Junker geſund erhalten, und wenn der junge Herr dann heranwächſt, mög' er für uns rechtſchaffen und mitleidig ſein!" Und

ıls ich das Alles beinahe wörtlich wiederholt hatte, ver-
vahrte der Herr das Geld in die Tasche, reichte dem
Matthäus die Hand hin, that dasselbe auch mir und
agte: „Ich bitte Euch ab," sagt' er, „daß ich das mit
Geld lohnen wollte, was man blos mit dem Herzen loh-
ıen kann!" Nach diesen Worten bat er sehr artig den
Matthäus zum Taufschmause auf den Hof; mich braucht'
r nicht erst einzuladen, denn ich diente ja auf dem Hofe
ınd trug den Junker in's Zimmer." — —

Margarethens weitere Erzählungen citire ich hier
ıicht, denn sie sind in der That sehr langathmig. Ich
eeile mich vielmehr, auf den Punkt zu kommen, von dem
ch gleich anfangs die vorliegende Erzählung hätte begin-
ıen sollen.

Im Jahre 1824 saß ich auf einem mit kurzem Rasen
ewachsenen Hügel bei dem Dorfe Czerlina mit der
Flinte auf der Schulter und einem Buche in der Hand
ınd blickte ringsumher auf den weiten Gesichtskreis, in
velchem die Städtchen Kchnia, Gołańz, Wągrowiec und
Lekno, außerdem neun näher oder ferner gelegene Dörf-
hen, grünende Wälder, gemähte Wiesen, Strecken mit
Korn, Weizen, Hafer und Haidegrütze — — — Ach,
aß ich auch Nichts romantisch zu beschreiben verstehe!
Haidegrütze! woher ist mir die Haidegrütze in die Feder
erathen? Nun ich will anders anfangen!

Es war am 2. August des Jahres 1824. Die Sonne
chwankte auf goldenem Triumphwagen langsam hinter
Kchnia herauf und leuchtete sehr hübsch. Ich setzte mich
uf einen Stein und begann zum zehnten Male die Werke

Godebski's zu lesen, denn der Unterförster Strzałkowski war mit den Hunden noch nicht aus Olesza zurück. Vertieft in die patriotischen Gefühle dieses Dichter-Soldaten, versetzte ich mich mit ganzer Seele auf das Feld des Sieges und der Ehre. Plötzlich tönt mir Hufschlag zu den Ohren, ich wende mich um und sehe, wahrhaftig! den Gärtner Matthias aus Łągniszewo auf seinem grauen Wallachen.

„Was giebt's denn so Eiliges, daß man sogar Dich auf's Pferd gesetzt hat?"

„Die gnädige Frau schickt mich und bittet, Sie möchten heute nicht auf die Jagd gehen, sondern mit der Herrschaft zur Kirche fahren."

„Heute in die Kirche?"

„Es ist Ablaß in Gołańcz, Porcyun kuli. *)"

Ich sah auf meine Flinte und auf den Wald; es that mir leid, mein Vorhaben aufzugeben, denn Strałkowski hatte gestern Rehe gesehen, — aber ich war gewohnt die Wünsche meiner Eltern als Befehle zu betrachten. Deshalb schnallte ich die Steigbügelriemen länger (Matthias hatte kürzere Beine als ich), bestieg den Grauen und fort ging's im beliebten Trabe nach Łęgniszewo. Den Matthias ließ ich zurück, um Strzałkowski zu benachrichtigen.

Mein lieber Vater in gepuderter Perücke und fest-

*) Der Ausdruck Porcyun kuli ist zweideutig. Denn einmal bezeichnet er im Bauernpolnisch den Festtag Matki Boskiej Anielskiej, d. h. den 2. August, und ist jedenfalls eine Verdrehung des lateinischen Wortes Portiunculae. Andererseits kann jenes porcyun kuli auch „eine Portion Kugeln" bedeuten.

lichem Anzuge wartete schon eine halbe Stunde auf die gnädige Frau, das will sagen auf meine theuerste Mutter, die der Wirthschafterin noch häusliche Aufträge gab.

Die grüne Kutsche per modum bombac, die schon 30jährige rühmliche Verdienste hatte, stand, mit rothem Safftan ausgeschlagen, vor der Thür, mit vier Kastanienbraunen eigener Zucht bespannt. Die Pferde prangten im Sonntagsgeschirre, spitzten die kleinen Ohren und scharrten in jugendlichem Uebermuthe, den ihnen der alte Jan gütigst nachsah, mit ihren unbeschlagenen Hufen den glatten Kiessand.

Als ich in's Zimmer trat, begrüßte mich mein Vater mit den Worten: „Wer am Feiertage jagt, dient dem Teufel! Mach', zieh' Dich an, damit ich nicht noch auch auf Dich warten muß!" Ich küßte dem Vater die Hand und sprang in meine Kammer, und ehe noch fünf Minuten verflossen waren, fuhr ich schon mit den Eltern nach Gołańcz.

Gleich hinter dem Dorfe begann meine fromme Mutter die Stundengebete; ich und der Vater, wir sprachen die Responsen. Dabei empfand ich eine reine Wollust, denn ein dem lieben Gott im Vereine mit den Eltern dargebrachtes Lob hat einen doppelten religiösen Reiz und erfüllt mit einer unbeschreiblichen Wonne, die tausendmal größer ist, als alle Freuden der Welt, und uns die süßesten Erinnerungen zurückläßt. Zwanzig Jahre liegen zwischen heute und jenem Tage, aber noch heute klingt jeder Laut, jedes Wort dieser Stundengebete mir segensreich im Herzen wider und diese Klänge

werden mich bis ins Grab begleiten, denn sie gingen aus der Seele der Eltern in die des Sohnes über.

Ein Buchenwald war gewöhnlich die Grenze, wo, wenn nicht eine unerwartete Unterbrechung eintrat, diese Gebete beendet waren. Auch diesmal geschah es so.

Mein Vater nahm eine Prise und fragte mich, ob ich nicht bemerkt habe, daß die Czerliner Leute, denen wir begegnet, mit einer gewissen verwegenen Miene vorbeigegangen seien und fügte noch hinzu: Gott gebe, daß ich mich irre, aber mir scheint, daß sie heute etwas Besonderes vorhaben. Denn selbst die Mittelknechte gingen mit frisch abgeschnittenen Stöcken.

„Unsere Czerliner haben immer verwegene Mienen," entgegnete ich mit Genugthuung.

„Wer weiß, ob sie sich nicht mit den Leuten von Morakow gegen die Chawlodniaken verabredet haben, denn schon seit mehr als zehn Jahren lebt Morakow mit Chawlidno in Feindschaft. Wenn wir in Golancz ankommen, so sage doch ja dem Czajka, daß er unsern Leuten befiehlt, sie möchten sich in keine Schlägerei einlassen. Denn diese Feindschaft wird noch in Koronowa enden. *)

Das weitere Gespräch hierüber wurde durch das Geraffel einer Briczka und Peitschenknall unterbrochen. Es war Herr Gromadziński, ein Kavalier auf Freiersfüßen, der mit vier Pferden vorüberfuhr. Sein Kutscher war ein perfekter Feuerwerker mit der Peitsche, denn er wußte

*) D. h. in dem Gerichtsgefängniß zu Koronowa.

recht gut, daß ſein Herr ihm deshalb gewogen war und für lautes Knallen ihm mehr als ein Vergehen nachſah. Je mehr wir uns Gołańcz näherten, deſto verſchiedenere Fuhrwerke, große und kleine Briczken, zeigten ſich von allen Seiten.

Von Oleſzno kam der 80jährige Łakiński in einem gelben Phaeton auf Federn, mit vier braunen Stuten beſpannt, denen vier Füllen im langſamen Schritte nachfolgten. Hinter ihm der Oeconom und deſſen Frau in einer zweiſpännigen Briczka. Aus Moraków kam Herr Bredkraicz in einer Kariole, ein Wittwer, mit 5 Pferden in krakauer Geſchirr. Aus Jaktorowo kam der Proviantſchreiber auf einem Rappenhengſte dahergeſprengt. Der Herr Bürgermeiſter aus Kchnia brauſte vorbei mit einem Dreiſpänner; denn auf der Briczka fuhr er ſeine Frau, zwei ledige Schweſtern und noch einige Kinder. Mit einem Worte, wohin man ſah, eilten die Leute nach Gołańcz, und alle geputzt und munter, denn der Tag Porcyun kuli war auf zwei Meilen in der Runde berühmt.

Fürchtete ich nicht den Vorwurf der Weitſchweifigkeit, ſo würde ich die Stadt Gołańcz mit ihrem weißen, wie ein Schuſterpfriem zugeſpitzten Pfarrthurm, mit den rothen Mauern des Bernhardinerkloſters, mit ihren ſechs Gäßchen, mit dem viereckigen Marktplatze, mit ihrer braven, größtentheils katholiſchen, kleineren Theils jüdiſchen und noch kleineren Theils evangeliſchen Einwohnerſchaft beſchreiben. Ich würde beſchreiben alle mir vom Kinde bis zum Greiſe bekannten Städter, die Handwerker, Ellenwaarenverkäufer und Pfefferkrämer, ferner die

Lammfellhändler und Gartenpächter. Ich würde beſchreiben den Wagenfabrikanten Herrn Hoffmann und deſſen Familie, den Stellmacher Bryſczyński in der polniſchen Kapotte und Herrn Abraham Kaufmann, der ein beſonderes Zimmer für den Adel und eine Schankſtube für die Bauern hatte, dabei alle Waaren vom Salz bis zum Zucker, Pulver und Blei nicht ausgenommen, für das ich jährlich 20 bis 30 Thaler zahlte. Ich würde auch jene Mauern im Obſtgarten des Edelhofes beſchreiben, welche Ueberbleibſel jenes Schloſſes ſind, in dem 1656 eine Handvoll Tapferer im Kampfe gegen die Schweden ein blutiges Ende gefunden.

Ich würde weiter beſchreiben den ſehr ehrenwerthen Pfarrer und ſpätern Dekan Celler, von dem ich ſtets verhätſchelt wurde und bei dem ich nicht wenig Aepfel und Birnen vertilgt habe. Ich würde den gaſtfreien Guardian und die ganze Brüderſchaft der Bernhardiner beſchreiben, nicht zu vergeſſen den Prieſter Majkowski, der ehedem als Sergeant im Heere gedient und jetzt im Alter Prediger im Kloſter geworden war und alle Sonntage um einen andächtigen Seufzer „für die Seelen der im Schlachtgewühl gefallenen Brüder“ bat; ja, ich ließe ſelbſt nicht einmal den Organiſten der Pfarrkirche aus, welcher privatiſſime den Teufel aus Beſeſſenen auszutreiben verſtand und dafür Grütze, Talg, ein Gebund Garn und zuweilen auch ein Ferkel empfing, je nach dem Vermögen der Zeugen bei dieſem Exorcismus. Aber zu alledem iſt jetzt nicht Zeit; denn heute iſt Dienſtag und ich habe zu morgen, Mittwoch, der Druckerei eine

Schmieralie (Ramotka) zugesagt. Ich kann also keine ganzen Bände voll schreiben, noch mich über 30erlei verschiedene Leute auslassen, wenn ich darüber mit meiner Erzählung nicht zu Ende käme; denn es ist auch wieder nicht möglich, am Ende des Jahres eine Erzählung ohne Ende drucken zu lassen; ich gehe also lieber gleich auf mein Hauptziel los.

Nach dem feierlichen Gottesdienste lud der Guardian „alle Wohlthäter und Gönner des Klosters" ein zu einem bescheidenen klösterlichen Mittagsmahl. Er fuhr dann vor mit einem Mahle, bestehend aus zwei Suppen, nämlich einer Krebs- und einer Einbrennsuppe, aus Pastetchen und Stufade nach Benediktinerart, aus Flaki*) mit Ueberguß, aus einem Hühnerfricasse mit Stachelbeeren, aus einer Mehlspeise mit Himbeersaft, aus Kalbsbraten und Wild mit Aepfelcompot, an welchem weder Zimmet noch Nelken gespart waren, und aus Kuchen, die der Koch des Herrn Ulatowski ausgezeichnet gebacken hatte. Der Wein war natürlich dem Mahle angemessen, und nicht etwa der Garniec**) zu 8, auch nicht zu 10 Gulden, nein, zu 2 Thalern und zwar von Zapałocki aus Wągrowiec, worüber der Gołańczer Weinhändler Abraham Kaufmann noch lange einen heftigen Groll gegen das Kloster hegte.

Nach Tische, während die Damen im Klostergarten die schönen Schafe bewunderten und die Herren beim

*) Kaldaunen.

**) = 4 poln. Quart.

ſchwarzen Kaffee über die begonnene Ernte und über Politik verhandelten, wurde gemeldet, daß in der Schenke, die zum Edelhofe gehörte, ſich zwiſchen den Bauern eine blutige, mörderiſche Schlägerei entſponnen habe. Auf dieſe Nachricht eilten mehrere Edelleute, unter ihnen mein Vater, dem auch ich mich angeſchloſſen hatte, ſchnellen Schrittes nach dem Kampfplatze.

Auf die Straße tretend, hörten wir Trommelwirbel und entſetzlichen Lärm. Die Trommel ſchlug der Sattler Hoffmann und neben ihm, dicht an der Mauer des Kloſters, ſtand die ganze bewaffnete Macht, d. h. der Sekretair des Bürgermeiſters und zwei Polizeidiener. Den Lärm aber verurſachten die um Hilfe rufenden Frauen, deren Männer an der Schlacht theilnahmen.

Schon 500 Schritte vom Kampfplatze drang ein dumpfer Schall an unſer Ohr, ähnlich dem Schlagen der Dreſchflegel auf die Tenne. Das waren die Stockſchläge auf die harten Schädel der ſich raufenden Ritter. Als ich, den Andern voraneilend, auf den Ring kam, ſchlug gerade Wojciech Trzpiel, ein unverheiratheter Bauernwirth aus Czerlina, mit der abgebrochenen Deichſel einer Fuhrmannsbriczka auf einen Hieb 5 bis 6 Chawłodniaken zu Boden. Dagegen zerſchmetterte der Knecht Smoła aus dem Dorfe Tomczyc mit einer Stange Stabeiſen, die er aus Abrahams Laden genommen, die Knechte aus Moraków. Seitwärts ſchlug man ſich mit eiſenbeſchlagenen Stöcken à la moûlinet, d. h. paarweiſe Freund und Freund, Rücken an Rücken. Vor der Bude am Rathhauſe zog Walek den Sobek und Sobek den Walek mit

beiden Händen an den langen Haaren zur Erde nieder und ein muthiges Weib bearbeitete Sobeck's Rücken tüchtig mit Steinen. Ueberall floß Blut und ſchweres Stöhnen rang ſich aus der Bruſt der Kämpfenden.

Nachdem ich den Trzpiel entwaffnet, entriß ich auch dem Smola ſeinen Eiſenſtab und trennte den Sobek vom Walek. Die Anweſenheit der Geiſtlichen und der benachbarten Gutsherrn beſchwichtigte die Uebrigen. — In einem Augenblicke hörte der Mordkampf auf, und als der Sattler mit lautem Trommeln und der vor Furcht zitternden bewaffneten Macht auf dem Marktplatz erſchien, hatte ſchon jeder Herr ſeine Leute mit ſtrengem Befehl nach Hauſe geſchickt. Jetzt folgten die Erzählungen der Städter von dem gehabten Schrecken; die Redſeligkeit der Stadtfrauen erwachte auf's Neue; das Geſchnatter der aus den Verſtecken hervorkommenden Juden, von denen jeder dem ihm am meiſten bekannten Herrn zu Munde redete mit ſeinem parteiiſchen Zeugniſſe, das Lamento der Jüdinnen, die ihre Käſe, Heringe, Birnen und Brezel im Sande ſuchten; das Alles dauerte, ich weiß nicht wie lange, denn nach dem Befehl meines Vaters begab ich mich auf dem Klepper des Oekonomen an den Kreuzweg hinter dem Kloſter (wo die Leute von Morakow in ſtarken Haufen auf die Chawłodniaken warteten), um dort eine Erneuerung der Schlägerei zu verhindern.

Den 6. Auguſt deſſelben Jahres, Morgens 8 Uhr, nahmen Platz hinter dem Seſſionstiſch im Gerichtszimmer des Bürgermeiſters von Gołańcz: der ehemalige

Oberſt Chlapowski, ein Mann von unſchätzbarer Redlichkeit, und zu jener Zeit Friedensrichter in Wągrowiec, ferner der würdige Landrath Dembiński und Herr Stieglitz, der etwas ſchielende Gerichtsprotokoliſt. An der Thür ſtanden zwei Gensdarmen in grüner Uniform. Ich ſetzte mich an's Fenſter und blickte mit tiefem Mitleid auf die weinenden Frauen und auf 30 Bauern, die, von preußiſcher Infanterie bewacht, daſtanden. Der Friedensrichter, zu deſſen Funktionen nach preußiſcher Einrichtung auch die Zuchtpolizei gehörte, diktirte dem Herrn Stieglitz: „Geſchehen zu Golańcz den und den u. ſ. w.“ Dann befahl er den Juden Herſchel, den Pächter der herrſchaftlichen Schenke, hereinzurufen, der bereits vor der Thür gewartet hatte.

Herſchel war ein langer, magerer Iſraelit mit fuchsrothen Haaren und grauen Augen, aus denen die höchſte Durchtriebenheit und Schlauheit mit ungewöhnlichem Feuer leuchtete. Außerdem jedoch malte ſich auf ſeinem Geſichte auch Angſt und Schrecken; denn obgleich er wußte, daß er bei dieſer Sache unſchuldig war, ſo fürchtete er doch durch ſeine Ausſage die alle Sonntage bei ihm zechenden Bauern zu verrathen und dadurch Verrath an ihrer ihm ſo einträglichen Freundſchaft zu begehen oder gar ihre Rache gegen ſich hervorzurufen. Er beſchloß daher ſo zu antworten, daß er Niemanden bloßſtellte.

„Wie heißt Du?“

„Herſchel Zunker.“

„Wie alt?“

„Bald 40 Jahre.“

„Religion?“

„Jude.“

„Bist Du der Pächter der herrschaftlichen Schenke?“

„Wenn ich hab' den auf 3 Jahre vom Herrn Prieter Ryterski gefertigten Contrakt, muß ich wohl sein er Pächter.“

„Warst Du am 2. August d. J. zu Hause anwesend, während des Ablasses Portiunculae?“

„Wenn ich hab' die Pacht vorausgezahlt, warum sollte ch denn gewesen sein abwesend?“

„Ich frage nicht, ob Du die Pacht bezahlt oder nicht ezahlt hast, sondern ich verlange zu wissen, ob Du am esagten Tage in der Schenke zugegen warst oder nicht?“

„Warum hätte ich nicht sein sollen zugegen?“

„Du warst also zu Hause?“

„Meine Frau war zu Hause, meine Kinder waren u Hause und ich war zu Hause.“

„Wie begann denn eigentlich bei Dir der Streit wischen den Bauern von Chawłodno und Moraków.“

„Welcher Streit? Hab' ich doch keinen Streit gehört.“

„Du weißt also von gar keinem Streit?“

„Ich weiß auch nicht von dem allerkleinsten Streit.“

„Und Du kannst darauf in der Synagoge und im Todtenhemde schwören?“

Herschel erbleichte, blickte zu mir herüber und erwiederte dem Richter mit ganz veränderter Stimme:

„Erleuchteter Richter! Wenn ich soll schwören, werde ich sagen die reine Wahrheit. Hab' ich gesessen hinterm

Schenktiſch und hab' geſprochen mit einem Menſchen, was vorüberging, was ſich hat bei mir erkundigt nach einem Dienſt bei einer benachbarten Herrſchaft. Und als ich ihm hab' geſagt, daß er könnt' vielleicht geh'n als Meier zu Herrn Bredkrajcz in Moraków, weil ſie dort einen fortgeſchickt haben; richtig! da kommt zu gehen herein der ſchwarze Kube aus Chawłodno und hinter ihm drängten ſich die Bauern ins Zimmer, denn im Kloſter läutete es ſchon zum Gottesdienſt. Da ruft der ſchwarze Kube ganz luſtig: „Herſchel, gieb uns Chawłodniaken ein Stof Schnaps!“ Und da hörte ich auf zu reden mit dem Menſchen, was vorbeiging und bück' mich wieder zum Faß, zapft' ein Stof Branntwein und gab's meiner Tochter, daß ſie's ſoll hintragen den Leuten von Chawłodno auf den Tiſch. Und da ſtand auch ſchon beim Schenktiſch der Schulze von Moraków und rief: „Herſchel, zwei Stof für uns!“ Wußt' ich doch, daß bezahlt der Schulze und hab' ihm gemeſſen ein die zwei Stof und ſie gegeben in zwei Krügen, und dazu blecherne Stampen und hab' gefragt, ob er wird nicht brauchen Semmel oder weizenes Gepäck zum Anbieten?“

„Und was gab es weiter?“

„Erleuchteter Richter! noch Nichts hat's gegeben; denn es iſt ja eben erſt im Anfang der Ernte, alſo muß ich borgen den bekannten Knechten bis zum Herbſt.“

„Du biſt dumm! ich frage, was nachher geſchah?“

„Was hätt' ſollen geſchehen? Die Bauern haben getrunken den Schnaps.“

„Aber wer hat den Streit angefangen?“

„Ist doch gewesen gar kein Streit.“

„Du sagst also aus, daß Du gar keinen Streit gehört hast?“

„Das heißt: der schwarze Kube hat gesprochen sehr laut mit dem Schulzen; das hab' ich gehört.“

„Wer hat den Andern zuerst geschlagen?“

„Keiner hat geschlagen; warum sollt' er schlagen? Ich hab' Nichts davon gehört, Nichts weiß ich!“

„Hör' Jude! ich wiederhole: Alles, was Du hier zu Protokoll giebst, wirst Du noch heute in der Synagoge durch einen Schwur erhärten.“

„Erleuchteter Richter! auch ohne Schwur kann ich nichts Falsches diktiren. Als der schwarze Kube hat gesprochen sehr laut mit dem Schulzen, da hat der schwarze Kube gehabt einen Stock in der Hand und hat ihn aufgelegt auf den Schulzen, aber er hat ihn gleich wieder genommen fort.“

„Wer hat aufgelegt?“

„Der schwarze Kube aus Chawlodno.“

„Aber was hat er aufgelegt?“

„Seinen Stock.“

„Also hat der Kube den Schulzen geschlagen?“

„Gott behüt'! Wer hat denn so Eppes gesagt?“

„Du hast gesagt, er habe den Stock aufgelegt.“

„Aber er hat ihn doch gleich wieder genommen weg.“

„Hat der Schulze seinen Stock auch auf den Walek gelegt?“

„Der Schulze hat ihn auch gelegt auf den Walek.“

„Haben sie sich oft die Stöcke aufgelegt?“

„Nü, mag ſein zehnmal.“

„Welcher hat den Andern zuerſt verwundet?“

„Was? verwundet?“

„Ja wohl, es gab Blut, denn bis heute ſind noch rothe Flecke auf dem Fußboden.“

„Ja, es hat gegeben Blut, ganz recht, katholiſches Blut; aber daß hat Einer den Andern verwundet, das hab' ich doch nicht geſehen.“

„Woher denkſt Du denn, daß das Blut gekommen ſei?“

„Erleuchteter Richter! vielleicht iſt es geweſen von Kube ſeinem Stock oder aus dem Walek von Tomczyk ſeinem Kopf, denn der iſt auch da vorbeigekommen, aber ich hab' doch nichts geſehen; ich hab' gemacht die Augen zu und hab' geſchrien: Ai wai!“

Nachdem der Richter noch einige Fragen geſtellt und die ſonderbaren Ausdrücke und Redewendungen in den Antworten Herſchels lächelnd und gütig angehört hatte, wurden nach der Reihe die Schuldigen ſelber vorgeführt. Doch von irgend Jemand darüber unterrichtet, daß ſie als Complices facti nicht zum Schwur zugelaſſen werden könnten, logen ſich die Bauern durch, ſo gut es gehen wollte. Als Zeugen traten diejenigen Städter auf, die nur wenig geſehen. Der Gensd'arm veränderte ſeinen erſten Bericht, und ſo erſchien das ganze Vergehen der Schuldigen bei Weitem geringer, als man anfangs gedacht hatte, beſonders da auch der Kreisphyſikus auf Pflicht und Gewiſſen berichtete, daß von 17 Verwundeten keiner ſterben werde.

Wir brachten den Rest des Tages in der Pfarrei beim Priester Celler zu, wo der Richter Chlebowski an 34 Silbergroschen im Whist verspielt und der Landrath mit einem blauen Auge davon kam, d. h. weder gewann, noch verlor.

Den 28. August, also 3 Wochen später, an meinem Namenstage, gleich bei Sonnenaufgang, wurde ich durch das Knurren meines Thras, der neben meinem Bette lag, und durch ein Geräusch auf der Hausflur geweckt. Indem öffnete sich die Thür und hereintraten zwei Mädchen im Festanzuge und sechs Knechte. Das war eine Gesandtschaft der Nachbardörfer, die abgeordnet war, mir für meine Vermittelung am 2. und 6. August zu danken, eine Gesandtschaft der redlichen Bauern mit Glückwünschen zu meinem Namenstage nebst einem Geschenke von Nüssen und frisch ausgeschnittenem Honig in Waben.

„Meine Schwesterchen und Ihr, meine Brüder," sagte ich zu den Deputirten, „was ich gethan habe, entsprang aus reiner Liebe zu Euch. Ich nehme Eure Geschenke an, um Eure dankbaren Herzen nicht zu kränken; aber ich bitte Euch zugleich, daß Ihr Euch in Zukunft in jeder Verlegenheit vertrauensvoll an mich wendet ohne alle Geschenke, denn mein Taufvater Matthäus hat mich gelehrt, daß es sich nicht gezieme, für ein christliches Werk Belohnung anzunehmen."

Biographiſche Notizen

über

die Verfaſſer der in dieſer Sammlung enthaltenen Erzählungen und Skizzen.

I.

Ignaz Chodźko.

Ignaz Chodźko, der jetzt, 65 Jahre alt, auf seinem noch vom Vater und Großvater ererbten Gute bei Wilna in Lithauen lebt, zählt zu den beliebtesten Erzählern, welche die polnische Literatur aufzuweisen hat.

Zu welcher Kunstgattung seine Erzählungen gehören, ob sie Romane oder Novellen sind, ist schwer zu bestimmen; er selbst nennt sie „Bilder und Sagen". Wenn fast alle seine Erzählungen sich auch nicht zur Höhe des eine Cultur-Epoche in ihrer Totalität abspiegelnden Sitten- oder historischen Romans erheben, so sind sie doch trefflich gezeichnete, gut gruppirte und warm colorirte Genrebilder. Alles, was er schreibt, zeugt von Tiefe des Gefühls, von sittlichem Ernste, von Liebe zu seinem Lande und Volke, von der Gabe, anschaulich zu schildern und die Scenerien spannend vorzuführen und von jenem liebenswürdigen, gutmüthigen Humor, welcher den meistens der nähern oder fernern Vergangenheit angehörenden Stoff vergeistigt und der Gegenwart näher rückt.

Wenn ein unlängst über Chodźko in der Warschauer illustrirten Wochenschrift (Nr. 29) erschienener Artikel meint, daß ihn ein gewisser „retrospectiver" Zug kennzeichne, und daß seine Schreibart „dem alten noch von seinen Ahnen erbauten und eingerichteten Lamus *) gleiche," der im Innern mit den Bildnissen der Vorfahren geschmückt ist und in welchem Chodźko selbst seine „Bilder" entwarf und niederschrieb, so ist das wahr, doch kann es unmöglich so verstanden werden, als hätte Chodźko einen der Gegenwart und ihren Interessen feindlich abgewendeten Geist.

Freilich auch Chodźko wurde von der Bewegung ergriffen, die das Auftreten des großen Dichters Adam Mickiewicz in der polnischen Literatur veranlaßte und welche in Polen gewöhnlich als romantische Schule bezeichnet wird, worunter man aber, ganz anders als in Deutschland, im Grunde nichts Anderes, als ein Zurückkehren aus den kalten Regeln und von der steifen Composition der französirenden Pseudoklassik zu der Natur, zur wahren Begeisterung und zu nationalen Stoffen verstand. Auch Chodźko wurde in diesem Sinne Romantiker, obgleich erst nach langem Sträuben, wie er denn seine damalige Apologie jener Klassicität, unter deren Einflusse er aufgewachsen war, sehr anmuthig in einem Werkchen geschildert hat, welches uns unter dem Titel „Zwei Gespräche aus der Vergangenheit" Bilder aus drei auf einander folgenden Generationen und besonders aus deren socialen und literarischen Anschauungen vorführt.

Chodźko gehört der alten lithauischen Familie der Borejsz-Chodźko an und wurde im Jahre 1795 auf dem Gute seines

*) Lamus ist ein feuerfestes Gewölbe, welches zur Aufbewahrung von Familienschätzen und Vorräthen dient.

Großvaters von Mutterſeite geboren. Im Jahre 1811 bezog er die Univerſität zu Wilna, wo er im folgenden Jahre den Durchzug des napoleoniſchen Heeres erlebte, der ihm Stoff zu ſeinen „Denkwürdigkeiten eines Kloſterquäſtors“ gab. Unter den Univerſitätslehrern hatte beſonders der Profeſſor der Literatur Euſebius Słowacki Einfluß auf ſeine äſthetiſche Ausbildung. Schon in ſeinem 19. Jahre (1814) kehrte Chodźko von der Univerſität mit dem Grade eines Magiſters der Philoſophie nach Hauſe zurück. Dort ſtarben ihm ſchnell hinter einander Vater und Mutter. Dafür fand er aber an ſeinem würdigen Oheim, Johann Chodźko, einen väterlichen Freund, der dem Leben des Jünglings dadurch, daß er dem jungen Manne zu Bekanntſchaften mit Literaten verhalf, eine idealere Richtung gab. Wenn Chodźko dann von dieſen Beſuchen beim Oheim in Wilna nach Hauſe zurückkehrte, fand er am eigenen Heerde einen liebenswürdigen und intereſſanten Geſellſchafter in einem ſogenannten Reſidenten ſeiner Familie. — Hier iſt der Ort, von einer ſchönen polniſchen Sitte zu ſprechen. Vermögende adlige Familien gaben andern Edelleuten, die an und für ſich achtungswürdige und angenehme Geſellſchafter waren, denen es aber im Leben nicht hatte glücken wollen, als Freunden vom Hauſe Zuflucht an ihrem Heerde, und ſie dagegen pflegten ihrerſeits Freud' und Leid der Familie mit dankbarem und mitfühlendem Herzen zu theilen. Sie waren Geſellſchafter und Erzähler beim Becher, Rathgeber in wichtigen Angelegenheiten, Helfer mit Kopf und Arm in Zeiten der Gefahr. Solch' einen Reſidenten hatte auch der junge Chodźko noch vom Großvater gewiſſermaßen als Erbſtück überkommen. Es war Herr Michael Ławrynowicz, ein ehemaliger Hofbeamter des Fürſten Radziwill und anderer

lithauischer Magnaten. Das treue Gedächtniß dieses wackern und erfahrenen Greises war eine unerschöpfliche Fundgrube von merkwürdigen historischen und socialen Erinnerungen aus dem 18. Jahrhunderte und ein immer lebendiger Quell von Volkssagen. — Vieles von Dem, was heute das lesende polnische Publikum in den Schriften Chodźko's so erfreut, was ihm so zu Herzen spricht, hat Chodźko selbst, wie der Verfasser jenes oben erwähnten Artikels sagt, als „Fideicommiß" überkommen, um es später zum Nutzen seiner Landsleute zu verwalten und auszubeuten. — Die eigentliche literarische Anregung empfing aber Chodźko erst durch seine genauere Bekanntschaft mit Anton Eduard Odyniec und Julian Korsak, die, wenig jünger als er, seine Freunde wurden und ihm für sein ganzes Leben treu gesellt blieben. Ja, nachdem er sich in seinem dreißigsten Jahre verheirathet hatte, traten ihm diese beiden namhaften Literaten, von denen der erstere zu den bedeutendsten dramatischen Dichtern seines Landes zählt, und der zweite die bis jetzt beste polnische Uebersetzung der Divina comoedia geschrieben hat, auch als Verwandte näher, indem sie zwei Schwestern seiner Gemahlin heiratheten.

Seidem sich Chodźko häuslich niedergelassen, widmete er sich neben den Berufsgeschäften, die ihm als Gutsherr oblagen, mit großer Vorliebe gelehrten und schönwissenschaftlichen Studien. Die ersteren hatten seine Aufnahme in die Krakauer „wissenschaftliche Gesellschaft" und in die archäologische Commission zu Wilna, so wie sein Amt als Ehrenkurator seines Kreises zur Folge. Seinen schönwissenschaftlichen Studien aber verdankt die polnische Literatur eine Reihe von Schriften, die im besten Sinne des Wortes populär wurden. Außer mehreren kleineren Schriften, die in lithau-

schen Journalen zerstreut sind, hat er fünf Serien „lithauischer Bilder" und drei Serien „lithauischer Sagen" geschrieben, und zwar enthalten die „Bilder" folgende Erzählungen: Das Häuschen meines Großvaters (1847) — Die Ufer der Wilia (3 Bände, 1851) — Denkwürdigkeiten eines Klosterquästors (3 Bände, 1851) — Der Jubilar. Der Schutzgeist. Der Autor als Freiwerber. Das Ehrenfräulein. (2 Bände, 1851) — Die Edelsitze auf dem Antokol (der Vorstadt von Wilna) (2 Bände, 1854). Dagegen enthielten die lithauischen (als romantische Erzählungen behandelten) „Sagen" in der ersten Serie verschiedene kleinere Sagen, die mit dem Bilde des Autors (1852) erschienen, in der zweiten: Zegota Milanowski von Milanow (1854), in der dritten: Der Einsiedler in Proniung (1858). — Seine oben erwähnten Zwei Gespräche aus der Vergangenheit, die wir vielleicht in einer Fortsetzung dieser Sammlung übersetzen werden, sind 1857 erschienen. Durch den Verlust seines einzigen Kindes, einer zärtlich geliebten Tochter, die vor etwa zwei Jahren starb und ihm mehrere Enkel zur Erziehung hinterließ, wurde der greise Dichter schwer niedergebeugt, und schien vorläufig keine Muße zu neuen Productionen zu finden. Doch gegenwärtig bringt wieder der Wilnaer Kurier eine Fortsetzung seiner lithauischen Sagen, die sehr gelungen sein soll.

II.

Joſeph Korzeniowski.

Zu dieſer kurzen Notiz über Joſeph Korzeniowski habe ich keine andere Quelle, als einen Artikel von Kaſimir Wladislaw Wojcicki, den dieſer freilich ſchon vor zehn Jahren in den „Lebensbeſchreibungen berühmter Männer“ herausgab. Dieſen Aufſatz habe ich, was die letzten Werke des Schriftſtellers betrifft, ſo gut ich konnte, aus eigenen Erinnerungen ergänzt.

Joſef Korzeniowski wurde am 19. Mai 1797 in Galizien, eine halbe Meile von Brody, geboren, wo ſein Vater ein kleines, aber ſchön gelegenes Gütchen beſaß. Nachdem Korzeniowski in den erſten Elementen der Schulwiſſenſchaften zu Hauſe vorbereitet worden, ward er, 8 Jahre alt, auf die Normalſchule in Brody geſchickt. Später beſuchte er das öſterreichiſche Gymnaſium zu Zbaraż, wo er jedoch nur die Infima durchmachte. Ein kinderloſer und reicher Neffe ſeiner Mutter, welcher in der Bukowina angeſeſſen war, bewog Korzeniowski's Eltern, ihm den Sohn zur Erziehung zu

überlaſſen. Bei der Durchreiſe durch Lemberg ſah der Knabe das erſte Theater, und der Eindruck, welchen dieſe wenigen Vorſtellungen auf die lebhafte Phantaſie des empfänglichen Kindes machten, war ſo nachhaltig, daß man ſagen könnte, von dieſem Augenblicke an datire ſich ſeine Vorliebe für das Drama. Im Gymnaſium zu Czerniowiec, wo Korzeniowski's Verwandter wohnte, blieb der Knabe jedoch nur ein Jahr, weil ſein Vater, ein alter Edelmann von ächt polniſchem Schrot und Korn, es ſehr ungnädig aufnahm, daß ſein Söhnchen zum Namenstage der Mutter einen deutſch geſchriebenen Glückwunſch einſandte und weil er befürchtete, der Knabe möchte ſich auf der dortigen Schule und unter der Aufſicht einer deutſchen Couſine völlig germaniſiren. — Um dieſe Zeit begann das im Jahre 1805 eröffnete Gymnaſium zu Krzemieniec in Ruf zu kommen. Im Jahre 1808 wurde auch Korzeniowski auf dieſe Schule gethan, wiewohl das ſeinem Vater Unkoſten verurſachte, die demſelben in ſeinen keineswegs glänzenden Umſtänden ſehr ſchwer fielen. Bald zeichnete ſich Korzeniowski durch Fleiß, Fähigkeit und Betragen aus und ſchon von ſeinem 15. Jahre an erwarb er als Correpetitor und Aufſeher jüngerer Schüler ſo viel, daß er nicht nur ſelbſt ſeinen Unterhalt beſtritt, ſondern auch noch einen jüngeren Bruder und ärmere Kollegen zu unterſtützen vermochte. Als Korzeniowski der Beendigung des Schulcurſus nahe war, wurde (1818) das Gymnaſium durch den damaligen Curator des Wilnaer Lehrbezirks auf's Genaueſte inſpizirt und die Leiſtungen der Schüler einer langen und tief eingehenden Prüfung unterworfen. Bei dieſer Gelegenheit that ſich Korzeniowski in jeder Beziehung ſo ſehr hervor, daß der Curator ihm als Beweis der Anerkennung und des Wohlwollens zweierlei vorſchlug: entweder auf Koſten der Regie-

rung die Universität Wilna zu beziehen und dort Philologie zu studiren, oder nach Warschau zu gehen und dort in einem der angesehensten Häuser die Stelle eines Lehrers und Erziehers bei einem sehr hoffnungsvollen Knaben zu übernehmen. Korzeniowski zog das letztere Anerbieten vor, weil er hoffte, in Warschau leichter in Verbindung mit Literaten zu kommen, denn jenes Haus war eben durch Gesellschaften bekannt, zu denen sich fast alle damals in Polens Hauptstadt lebende Schriftsteller von Ruf versammelten. Zudem mußte er auch daran denken, so bald als möglich Etwas zu erwerben, um Eltern und Bruder unterstützen zu können. Im Jahre 1819 kam Korzeniowski also nach Warschau und trat die erwähnte Stelle an; doch entsprach dieselbe seinen Wünschen nicht vollständig, so daß er bald eine andere Stelle als Bibliothekar beim Grafen Zamoyski vorzog, in welcher er bis 1823 verblieb. Im letztgenannten Jahre verheirathete er sich mit der Tochter eines seiner Zeit berühmten Zeichners, des Professors Sigismund Vogl.

Inzwischen hatte er sich um das Katheder der polnischen Literatur am Gymnasium zu Krzemieniec beworben, das seit dem Tode Feliński's vacant war. Nachdem Korzeniowski's Inauguralschrift vom Senat der Wilnaer Universität für gut befunden, erhielt er die Ernennung zu seinem öffentlichen Lehramte am 1. September 1823. An der berühmten Bildungsanstalt, die ihn selbst erzogen und mit ihm noch manchen andern Literaten, der sich einen Namen gemacht hat, an diesem polnischen Schulpforta wirkte Korzeniowski zehn Jahre hindurch als Lehrer, welche Zeit er den ernstesten Studien seines Faches und fremder Sprachen und Literaturen widmete, zum Theile jedoch auch schon belletristischen Arbeiten. Im Jahre 1833 wurde das Gymnasium zu Krzemieniec auf-

gehoben und ſtatt deſſen und theilweiſe auch mit deſſen Lehrkräften die Univerſität zu Kiew errichtet. Bei dieſer aber war kein Lehrſtuhl der polniſchen Literatur. Korzeniowski wurde alſo zum Adjunkten des Profeſſors der lateiniſchen Sprache und der römiſchen Alterthümer ernannt. Fünf Jahre ſpäter wurde er Direktor des Gouvernements-Gymnaſiums zu Charkow, welches Amt er bis 1846 bekleidete. Von da ab wohnte Korzeniowski in Warſchau und war nach einander zuerſt Direktor des Gouvernements-Gymnaſiums dieſer Stadt, ſpäter Schulviſitator, und gegenwärtig iſt er außerdem noch auch Mitglied des Rathes der öffentlichen Erziehung.

Nach manchen wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Vorarbeiten und nach einem ſorgfältigen Studium der größten engliſchen und deutſchen Dramatiker, beſonders Shakeſpeare's und Schiller's, *) trat Korzeniowski auch ſelbſtſchöpferiſch mit dramatiſchen Dichtungen hervor, die ihm bald einen großen Ruhm erwarben. Er hat dieſen Ruhm verdient durch treffliche Charakterzeichnung und wahrhaft künſtleriſchen ſceniſchen Ausbau ſeiner Dramen, ebenſo wie auch durch eine würdige, ſittliche Richtung, durch die ſchwunghafte Kraft, welche den Styl ſeiner Tragödien und Schauſpiele, und durch die feine,

---

*) Korzeniowski hat Kabale und Liebe, Maria Stuart und Wilhelm Tell überſetzt; jedoch nur das erſte dieſer Werke wurde auf der Warſchauer Bühne dargeſtellt, die beiden andern Ueberſetzungen ſind nie herausgegeben worden und wahrſcheinlich verloren gegangen. Es iſt dies um ſo mehr zu bedauern, da das, was Korzeniowski aus Shakeſpeare überſetzt und herausgegeben hat, nämlich König Johann und Richard II., ein Meiſterwerk der Ueberſetzungskunſt iſt und in der polniſchen Literatur denſelben Rang einnimmt, wie die Schlegel-Tieck'ſche Ueberſetzung in der deutſchen.

ſchalkhafte Grazie, welche den Styl ſeiner Komödien kennzeichnen. Neben ihm können von den jetzt lebenden polniſchen Dichtern für das Drama oder vielmehr nur für das dramatiſche Gedicht — denn im bühnengerechten Drama hat Korzeniowski keinen Nebenbuhler — nur Odyniec und Slowacki, für die Komödie nur der Graf Alexander Fredor und Friedrich Skarbek genannt werden.

Von den mehr als 40 größeren und kleineren dramatiſchen Werken Korzeniowski's nennen wir nur die vorzüglichſten, die ſich verdientermaßen ſtets auf dem Repertoir erhalten haben. Es ſind folgende Schauſpiele: Das Bergvolk der Karpaten — Die Frau Kaſtellanin — Die Schriftſtellerin, dann die hiſtoriſchen Tragödien: Andreas Batory und Demetrius und Maria, endlich viele Komödien, unter anderen: Der alte Mann — Die Juden — Die Fabrikanten — Ein verheirathetes Fräulein — Die junge Wittwe — Die Verlobung der Schauſpielerin — Das Fenſter auf dem erſten Stocke — Die Vermittlerin — Die Poſtſtation zu Hulczy — Meiſter und Geſelle — Die alte Kokette — Ein Qui pro quo — Freier und Edelmann — und das noch im vorigen Jahre gekrönte Preisluſtſpiel: Vermögen und Namen und das neueſte: Der Klätſcher.

Wenn Korzeniowski als dramatiſcher Dichter das hiſtoriſche Verdienſt hat, einer der Erſten geweſen zu ſein, die ſich auf dem Gebiete der Tragik und Komik von der Pſeudoklaſſik emanzipirten und ſtatt der bis dahin üblichen gereimten Verſe, den von ihm meiſterhaft behandelten ungereimten fünffüßigen Jambus zur Geltung gebracht zu haben, ſo nimmt er auch als Erzähler einen namhaften Rang ein.

bildet als gewandter Darsteller einer mehr realistischen ıffassung des Menschenlebens eine erfreuliche Ergänzung Kraszewski's idealer, mehr dem Seelenleben Rechnung ıgender Richtung.

Von Korzeniowski's Erzählungen nennen wir hier als beliebtesten die Novellen: Dienstag und Freitag — er Dank — Eine Ballscene — zwei Bände klei= rer Erzählungen, unter denen besonders die Genre= der: Das Kreuz auf der Steppe — Nach dreißig ıhren — Der Guardian — sich auszeichnen, ferner Romane: Der Spekulant — Wanderungen eines riginals — Der Emeritus — Der Bucklichte — ie Verwandten, welche zum großen Theil glänzende hilderungen der aristokratischen Gesellschaft und des Salon= ens sind.

III.

Joseph Ignaz Kraszewski.

Wohl keiner von den jetzt lebenden polnischen Schriftstellern erfreut sich eines solchen literarischen Einflusses und gelangte zu einer so großen Popularität wie Joseph Ignaz Kraszewski. Er gehört zu den Epoche machenden Schriftstellern.

Eine Reihe von Umständen haben mitgewirkt, ihn zu dieser Bedeutung zu erheben. Zuvörderst die geistige Höhe dieses Dichters, die Energie des Ideals, welche seine Werke durchhaucht und den Leser willenlos zu stets neuen und kühnen Flügen mit fortreißt. Aber dieses Ideal würde nicht mit solcher Macht wirken, wenn es nicht aus einer Weltanschauung hervorgegangen wäre, welche die theuersten Interessen der Gegenwart umfaßt und sie auf edle, die Zukunft vorbildende Ziele lenkt. Der Ruhm Kraszewski's kann auch dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß ihm freilich ein wesentlicher Faktor der Entwickelung der Gegenwart, nämlich die Industrie, als ein Zweig der National-Oekonomie lange nicht recht verständlich zu sein schien. Er wurde in dieser

Beziehung noch von traditionellen Vorurtheilen ſeines Volkes beherrſcht, deſſen Neigung vorzugsweiſe auf den Ackerbau und auf die Ausbildung aller mit demſelben zuſammenhängenden geſellſchaftlichen Verhältniſſe gerichtet iſt, eine Neigung, der durch den natürlichen Reichthum des Landes nur noch Vorſchub gethan wird. Zudem blickt Kraſzewski auf die Welt nicht blos von dem Standpunkte eines Poeten im engern Sinne, d. h. eines in Worten geſtaltenden Dichters, ſondern auch mit dem Auge eines zeichnenden Künſtlers, denn auch ein ſolcher iſt er; und ſo mag ihm der Blick auf rauchende Eſſen, auf Fabriken mit klappernden Webſtühlen und ſchnurrenden Rädern, auf die ängſtliche Ordnung im Leben und Wirken, auf die kaufmänniſche Spekulation mit ihrer oft engherzigen Berechnung, nicht eben allzuſehr behagen. Vor allen andern ſpiegelt namentlich ein Werk Kraſzewski's dieſe Einſeitigkeit ſeiner Anſchauung wider; ich meine die Erzählung unter dem Titel: Die Krankheiten des Jahrhunderts. Aber auch dieſen Standpunkt ſtrebt Kraſzewski zu überwinden und in der Art und Weiſe, wie er gegenwärtig die Gazeta Codzienna (die tägliche Zeitung) redigirt, ſind ſchon ſo gut wie gar keine Spuren deſſelben übrig.

Außer jener Idealität, von welcher Kraſzewski durchdrungen iſt, und die ihm auch die fehlerhaften Richtungen des jetzigen Jahrhunderts, namentlich die Gefahren des überhand nehmenden Materialismus klar aufdeckt, iſt es ein in ſich feſter und einſichtsvoller, aber nicht geräuſchvoller Patriotismus, der uns überall in ſeinen Werken begegnet, wenn ſchon derſelbe von gewiſſen Parteien ſeiner eigenen Landsleute zum Theil noch nicht hinreichend gewürdigt worden.

Ein Deutſcher freilich, der Kraſzewski's Werke durchlieſt, wird an mehr als einer Stelle chokirt werden durch Urtheile

über den deutſchen Nationalcharakter, die vor dem Richterſtuhle einer unparteiſchen Kritik nicht Stich halten können. Aber der Zuſammenhang, in welchem ſolche Aeußerungen vorkommen, wird zugleich eine Erklärung ſein, wie Kraſzewski mit einem ſo aufgeklärten Kopfe und einem ſo edel fühlenden Herzen zu derartigen Anſichten gekommen iſt. Sie werden ſich indeß zuletzt ſtets als der ganzen Nation gemeinſam ausweiſen, und ihr Entſtehen iſt aus den Schickſalen des Landes und Volkes und aus deſſen oft feindlicher politiſcher Berührung mit den Deutſchen erklärlich. Kraſzewski kann irren und hin und wieder von Vorurtheilen beherrſcht werden, aber der Grundzug ſeines Weſens iſt Aufrichtigkeit und daher ſtrebt er wenigſtens ſtets darnach, jedem Volke, dem eigenen wie jedem fremden, Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen. So iſt er denn auch ein unverholener Bewunderer der deutſchen Literatur, die ihm bis zum Ende der Schiller-Göthe'ſchen Zeit ſehr gut bekannt iſt.

In einem Augenblicke, wo das Prinzip der Nationalität bereits zur Tagesphraſe geworden, trat er am hundertjährigen Todestage Schillers bei der Feier, welche zu Warſchau, den Umſtänden nach ſehr würdig, begangen wurde, im Namen der Polen als Redner auf mit einer Rede, welche in Schillers Apotheoſe die der Poeſie feierte und wahre und herzliche Sympathie für die Deutſchen ausſprach, denen er „Liebe und Frieden" zurief. Die rabiate Partei unter ſeinen eigenen Landsleuten hat ihm einen Vorwurf aus der Betheiligung an dieſem Feſte gemacht und er hat Manches in Folge deſſen zu leiden gehabt, aber ich hörte es aus ſeinem eigenen Munde, „daß er darauf gefaßt war und dennoch gethan habe, was zu thun er für ſeine Pflicht gehalten." — Diejenigen Kreiſe des Publikums, welche mehr nach dem Im-

pulſe des Augenblicks, als nach feſten Grundſätzen handeln, haben zwar in letzterer Zeit Kraſzewski angefeindet, und Mißgünſtige haben beſonders ſeine Uebernahme der Gazeta Codzienna in ein unvortheilhaftas Licht zu ſetzen verſucht, aber alle Verleumdungen gegen ihn ſind aus der Luft gegriffen, wie beſonders ein ſchätzenswerther Aufſatz vom Hiſtoriker Michael Gliſzczynski (im Februarheft der Beilage zum Czas) durch Dokumente nachgewieſen hat. Uebrigens wer ſtets ſo freimüthig, ſo offen und loyal gehandelt hat, wie Kraſzewski, wer in ſeinen Werken die eigenen Meinungen ſo ohne Rückhalt und ohne Schmeichelei gegen die Leidenſchaften des Tages ausgeſprochen, wie er, wahrlich an deſſen Charakter kann auch nicht der leiſeſte Hauch der Verdächtigung haften bleiben. Im Gegentheil hat er öfter den Grundſatz ausgeſprochen und durch ſein eigenes Leben und durch den humanen Geiſt ſeiner Schriften bewährt, daß ein Dichter, ein Autor überhaupt nicht wahrhaft groß ſein kann, ohne ein großer Menſch zu ſein. Dieſes höchſte Lob vindicirt Kraſzewski unſerm Schiller, „dem Dichter des Ideals und dem Ideale von einem Dichter.“

Daß Kraſzewski ein Epoche machender Schriftſteller wurde, verdankt er ferner zum Theil auch der Fruchtbarkeit, vermöge welcher er ſchon 30 Jahre lang das leſende Publikum mit Schriften aller Art beſchenkt hat, mit Erzählungen des verſchiedenſten Inhaltes, mit hiſtoriſchen und ſocialen Romanen, mit lyriſchen Poeſien, mit Epopöen, mit Komödien, mit geſchichtlichen, philologiſchen, populair-philoſophiſchen, archäologiſchen, kunſtgeſchichtlichen und äſthetiſchen Abhandlungen, mit zahlreichen Journal-Artikeln über eine Menge intereſſanter Probleme der Kunſt, der Wiſſenſchaft und des Lebens. Einen Begriff von der ungeheuren Fruchtbarkeit dieſes großen

Talentes bekommt man, wenn man hört, daß er etwa 220 (freilich meistens etwas weitläufig gedruckte, mitunter aber starke) Bände geschrieben hat, ungerechnet die in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze und eine Menge von ihm selbst zurückgehaltener literarischer Arbeiten, die wahrscheinlich nie in den Druck gegeben werden sollen.

Ein so fruchtbarer Schriftsteller, wenn er dabei noch Verständniß seiner Zeit, historischen Sinn für die Vergangenheit, Tiefe des Geistes, lebhaftes Gefühl und eine plastisch gestaltende Darstellungsgabe besitzt, wenn er außerdem noch von einem gewissen künstlerischen Instinkte geleitet wird und meistens glücklich ist in der Wahl seines Stoffes — ein solcher Schriftsteller mußte wohl die Aufmerksamkeit des Publikums dauernd beschäftigen und zuerst die größte persönliche Theilnahme erregen, dann aber einen nachhaltigen Einfluß auf die humane Ausbildung seiner Stammes- und Zeitgenossen gewinnen und der literarischen Epoche, in welcher er lebte, mehr oder weniger sein eigenes Gepräge aufdrücken.

Es ist wahr! nicht in allen Fächern ist Kraszewski's Schriftstellertalent gleich sehr hervorragend. — Seinen philosophischen Arbeiten sagt man nach, daß sie das System des Neuhegelianers Trentowski zwar nicht völlig ergründet, aber doch dem großen Publikum den ersten Begriff von Hegel'scher Philosophie und von deren Weiterausbau beigebracht haben. Seine in gereimten Versen geschriebenen lyrischen Gedichte sollen etwas Aengstliches und Mattes an sich haben und den Eindruck machen, als ob Vers und Reim seinem in Prosa so kühnen Gedankenfluge schwere Fesseln wären, welche ihn niederziehen. — Seine Lustspiele schilderte man oft als wenig effektvoll, wiewohl in neuerer Zeit alle seine auf der Bühne erschienenen Arbeiten im Allgemeinen gefallen haben; — so

viel ist gewiß, daß er auf diesem Gebiete von Joseph Korzeniowski und dem Grafen Fredro bei weitem übertroffen wird. — Sein lithauischer Epencyklus „Anafielos“ (aus dessen zweiten Abtheilung „Mindows“ ich Auszüge übersetzt habe) wird auch nicht unbedingt gerühmt. — Aber meisterhaft bleiben seine Erzählungen und Romane und seine Aufsätze über Gegenstände aus dem Gebiete der Kunst (besonders der Malerei und Kupferstichkunst), der polnischen Literatur und Alterthumswissenschaft und der Sittengeschichte der Gegenwart. Wenn diese Aufsätze auch nur meistens in den gleichen Spalten mit Zeitungscorrespondenzen und Feuilletons erschienen sind, so haben sie doch einen mehr als ephemeren Werth und werden einst dem Geschichtsschreiber der heutigen Kulturgeschichte Polens ein treffliches Material liefern.

Es versteht sich von selbst, daß Kraszewski's Kunst auf dem Gebiete jener Kunstgattung, die wir Romane, Kraszewski aber und nach seinem Vorgange die meisten polnischen Schriftsteller sehr passend nur Erzählung zu nennen pflegen,*) nicht gleich wie eine gewaffnete Minerva aus dem Haupte des Jupiter hervorsprang, aber selbst seine Erstlingswerke sind nicht ohne Spuren der späteren Vollendung.**)

---

*) Unser Ausdruck Novelle ist im Polnischen ganz unbekannt, und wenn man unter Novelle eine Erzählung von geringerem Umfange und mit größerer mehr dramatischen Beweglichkeit, als der Roman hat, mit skizzenhafter, nicht so durchgeführten Charakterzeichnung und mit einfacherer Verwickelung versteht, so sind im Polnischen die Ausdrücke Powiastka, Opowiadanie, Obraz (d. h. kleine Erzählung, Erzählung, Bild) gebräuchlich.

**) Sehr streng und unparteiisch kritisirt Kraszewski seine ersten Erzählungen in einer Art von Autobiographie, welche jedoch nicht

Ich sage Vollendung, weil mir das Urtheil, welches ein sonst einsichtsvoller Kritiker in Nr. 17 der Illustrirten Wochenschrift von diesem Jahre ausgesprochen hat, wenn er sagt:

„Durch Mangel an Fleiß und Sorgfalt der Aus„führung ist es gekommen, daß Kraszewski trotz seines „ungeheuren Talentes, bis heute noch kein Werk geschaf„fen hat, dessen Titel mit seinem Namen zusammengewachsen „wäre und diesen auf die Nachwelt bringen würde. Wenn „Kraszewski heute aufhörte zu schreiben, so würde ihn die „Nachwelt wohl den Schöpfer einer Epoche, aber nicht den „Schöpfer eines Werkes nennen, vielleicht seine Erzählung: „Die Hütte hinter dem Dorfe ausgenommen."

Ich leugne nicht, daß die ungestüme Eile, mit der Kraszewski schreibt, von nachtheiligem Einflusse auf die künstlerische Durchführung mehrerer seiner Werke gewesen ist. Dennoch ist er durchaus kein Vielschreiber im gewöhnlichen Sinne des Wortes, denn ein solcher würde sich in 220 Bänden mehr als einmal wiederholt haben, matt oder übertrieben, nach Effekt haschend und unnatürlich schreiben, was Alles auf Kraszewski keine Anwendung findet. Vielmehr zeigte jedes neue Werk Kraszewski's zwar im Ganzen und Großen eine Unveränderlichkeit der Hauptgrundsätze und der Weltanschauung des Autors, doch in stets neuer Motivirung und Gestaltung, und auch über der flüchtigsten Arbeit auf diesem Gebiete

---

weiter reicht, als bis zum Anfang seiner Studentenzeit in Wilna. Diese gemüthlichen, durch die Rührung und Herzlichkeit, mit welcher der Dichter seiner Jugend, seiner Verwandten und ersten Freunde gedenkt, wahrhaft anheimelnde Selbstbekenntnisse finden sich in der Schrift: Bilder aus dem Leben und von der Reise. (1843.)

schwebt ein echt dichterischer Hauch, der sie durch eine große Kluft von der verstandesmäßigen Prosa trennt. Die meiste künstlerische Abrundung und Vollendung, d. h. die eigentlichen Vorzüge des Romans, als: Verständniß der zu schildernden Kultur-Epoche, glückliche Wahl des Stoffes, Spannung und sorgfältige Charakterzeichnung, sowohl durch Erfindung und Anordnung der Begebenheiten, als auch durch Tiefe des Seelengemäldes, und wenn eine bestimmt ausgeprägte Tendenz vorhanden, Verkörperung derselben in Gestalt und Bilder — alle diese Vorzüge scheinen mir in folgenden Erzählungen vereinigt, die auch trotz jenes Kritikers den Namen Kraszewski als den „eines Autors von Werken" auf die Nachwelt bringen werden:

Welt und Dichter (1841). — Ulana (1843). — Die Sphinx (ein Kunstroman 1847). — Ostap Bundarczuk (1847) und dessen Fortsetzung: Jarina (1850). Diese beiden Erzählungen, welche auch J. N. Fritze übersetzt hat, schildern zwei aus dem Volke hervorgegangene originelle und poetische Gestalten und deren spätern Standpunkt im Leben. — Familien-Angelegenheiten (1853). — Die Hütte hinter dem Dorfe (1855, schildert die Poesie des Zigeunerlebens und die Verhältnisse der Zigeuner zu dem Volke). — Zwei Welten (1856. Fortwährende Contraste zwischen zwei Welten, als Aristokratie und Demokratie, Poesie und Prosa, Kunst und Wissenschaft u. s. w.) — Eine Erzählung ohne Titel (1856. Leben eines Dichters). — Metamorphosen (1858. Ehemalige Universitätsfreunde kommen zusammen und erzählen ihr Leben). —

Unter allen den genannten Erzählungen befindet sich keine,

der man den Namen eines hiſtoriſchen Romanes beilegen könnte. In dieſem Genre, obgleich es auch von Kraſzewski angebaut wurde, wie die 1846, 52, 57 erſchienenen Werke: Die Zeiten der Sigismunde, Erzählung aus dem Jahre 1574 — Der Letzte der Siekierzynscy — Der Teufel (aus dem Zeitalter Stanislaus Auguſt's) — und Die Staroſtin von Belzk, hiſtoriſche Erzählung aus den Jahren 1770—74, beweiſen, iſt er nicht der beſte Autor und wird von dem Grafen Heinrich Rzewuski, Michael Grabowski und Sigismund Kaczkowski übertroffen.

Kraſzewski's bedeutendſte Werke ſind ſociale Zeitromane und zwar aus den verſchiedenſten Sphären der menſchlichen Geſellſchaft, denn ſowohl das Volk im freien und unfreien Bauernſtande, wie die Vagabunden und Proletarier, wie die bürgerlichen Familien, wie die Welt der Künſtler und Gelehrten, wie die eximirte Adelsklaſſe, wie die Geldariſtokratie, wie die Magnaten, wie die Welt- und Kloſtergeiſtlichen werden in ihnen äußerſt prägnant geſchildert und in ihren fortſchrittsfähigen Ideen vertreten.

Es bleibt mir nur noch übrig, ein paar Worte über Kraſzewski's äußere Lebensſchickſale hinzuzufügen.

Er wurde am 26. Juli 1812 zu Warſchau von adligen Eltern geboren. Nach ſeinen eigenen Aeußerungen wuchs er in Romanow (Podlachien) ſo fröhlich auf, war ſo geliebt und verhätſchelt, als ob ihn nach dem Austritte aus dem Vaterhauſe und bei ſeinem Eintritte in die Welt nur eitel Glück erwarten würde. „Schon von Jugend auf" — das ſind Kraſzewski's eigene Worte — „war mein Kopf von „einer gewiſſen Raſerei ergriffen. Ihr werdet es mir nicht „glauben, wenn ich ſage, daß ich früher zu ſchreiben begann, „als ich ſchreiben konnte. Aber doch iſt es wahr, daß ich

„ſchon mit gedruckten Buchſtaben Erzählungen und Verſe „zuſammenſetzte. Deutlich offenbarte ſich mir meine Zukunft, „doch mit Ausnahme meiner beiden guten Großmütter ſpotte„ten alle Uebrigen in der Familie unbarmherzig über meine „Beſtrebungen. Ebenſo ſehr intereſſirte mich damals die „Zeichnenkunſt, die auch noch bis heutigen Tages meine Paſ„ſion geblieben iſt.“

Hier ſei bemerkt, daß Kraſzewski ſpäter, wie er ſchon als Autor aufgetreten war, hin und wieder ſelbſt Illuſtrationen zu ſeinen Werken zeichnete und auch jetzt noch für einen glücklichen Zeichner, namentlich Landſchaftszeichner, gilt. Er iſt aber nicht nur ausübender Künſtler, ſondern auch Sammler. Seine Collection von Stichen und Zeichnungen der verſchiedenen Kunſt-Epochen beträgt an 30,000 Nummern, außerdem hat er auch noch eine Menge von Gemälden, Alterthümern und merkwürdigen Drucken geſammelt.

Den erſten Schulunterricht empfing Kraſzewski auf den Schulen zu Biala, Lublin und Swislocz. Im Ganzen war ſeine auf der Schule zugebrachte Jugend eine ſehr glückliche; beſonders ſchuf er ſich ſehr liebe und fördernde Genüſſe durch Privatlektüre und ſelbſtaufgegebene Arbeiten. „In Biala,“ ſagt er, „amüſirten wir uns mehr mit Phyſik und Chemie, „als daß wir ſie ſtudirt hätten; in Lublin quälte ich mich „mit der Mathematik ab; in Swislocz machte ich mich mit „Eifer an das Studium der Sprache und Literatur.“

Mit dem Zeugniß der Reife bezog Kraſzewski, 18 Jahre alt, die Univerſität Wilna. Bei ſeiner Einfahrt in die Stadt überfiel ihn ein furchtbares Gewitter. „War das,“ ruft er aus, „eine Vorherverkündigung desjenigen Gewitters, in wel„chem ich ſo viele Schickſalsſchläge erfahren, ſo viele Leiden „ſchmecken ſollte?“

In Wilna begann er sein eigentliches Literaturleben und das Motto aller seiner Thätigkeit wurde: „Nulla dies sine linea.“ In seinen „literarischen, phantastischen und historischen Wanderungen“, welche 1835 geschrieben, aber erst 38 herausgegeben wurden, giebt er selbst in dem Kapitel, welches den Titel führt: „Unser vertrauliches Gespräch in der Dämmerstunde“ eine anziehende Skizze von seinem damaligen studentischen Treiben. Er erzählt etwa wie folgt:

„Wir pflegten unsere Abende nach deutscher Art mit Pfeife, „ohne Halstuch, ohne allen Zwang der Etiquette zu voll„bringen. Wir pflegten Komödien zu improvisiren, über die „Leute und über uns selbst zu lachen, über allerhand Kleinig„keiten zu schwatzen und zu plaudern über große und hohe „Dinge, die wir nicht verstanden. Ich gestehe, daß jene „Träume Hoffmanns, in dessen berühmten Kaffeehause „(Kraszewski meint die Luther'sche Weinhandlung) bei Pfeife „und Bowle dem großen deutschen Träumer gewiß nicht süßer „waren, als uns diese Abende bei Pfeife, Piano und Porter, „zuweilen auch bei dem rothen Scheine des Ofens, welcher „das einzige Licht jedes dieser phantastischen Bilder sein „dürfte.

„O süße Stunden, in denen wir die ganze Welt ver„gaßen! Was ging es mich damals an, ob Jemand über „mich lachte! Was kümmerten mich die seichten Kritiker ge„mietheter Journalisten, die dummen Klatschereien der Müßi„gen, die spöttischen Blicke der Söldlinge des Buchhändlers? „Was gingen mich alle Welthändel an, wenn ich, weit in „eine andere Welt entrückt, träumte, sprach und dachte, als „ob es weder ein Gestern noch Morgen, weder Menschen „noch eine Welt gäbe.

„Auf dem Tiſche hatte ich ein Buch, in der Hand meine „einzige Freundin, die mich nie verließ — meine Pfeife; *) „um mich Menſchen, welche, auch wenn ſie ſpäter fortgingen, „um über mich zu ſpotten, mich doch in dieſen Augenblicken „verſtanden und gemeinſchaftlich mit mir und mir ähnlich „dachten. Was ſcheerte mich alles Uebrige?

„Es giebt Nichts, was dem Reize eines freundſchaftlichen, „vertraulichen Geſpräches der Herzen und Seelen gleich käme. „In ſolchen Augenblicken verſchwinden die Menſchen, die von „Thoren für Thoren geſchaffenen Rückſichten hören auf, „Alles geräth an einander, verbindet, ergießt ſich, und die zu „einem Kranze verflochtenen Gedanken fliegen hoch empor, „höher als ſie vereinzelt hinaufdringen könnten.

„O Jugendzeit! Das ſind Deine theuerſten Genüſſe, die- „ſes Vergeſſen ſeiner ſelbſt und der Zukunft, dieſe Vertrau- „lichkeit, welche die mißtrauiſchen Greiſe nicht mehr kennen, „denn ſie fürchten ſich vor Allem, weil Alles ſie verrathen „hat, weil ſie ihre Illuſionen überlebt haben.“ — —

Kraſzewski beſchließt dieſes Kapitel mit dem Abſchiede von ſeinen Kollegen um 11 Uhr Nachts.

„Und was wirſt Du da machen?“ fragte einer von den „Gäſten.

„Natürlich ſchlafen — was ich Euch Allen wünſche.“

„Und ich ſetze mich erſt noch an die Arbeit,“ antwortete „ich. „In der Nacht bin ich allein. Alles iſt ſtill, Alles „ſchläft. Es liegt eine geheimnißvolle Wolluſt in ſolcher Ar- „beit, und vielleicht keiner von Euch kann ſich vorſtellen, wel- „chen Eindruck auf mich der Klang der Bernhardiner Glocke

*) Eine Freundin, der, wie ich während eines Beſuches bei Kraſzewski bemerkte, er auch jetzt noch leidenſchaftlich zugethan iſt.

„macht, die mir um 4 Uhr das Zeichen zum Schlafengehen „giebt."

„Auf dieſe Art wirſt Du nie geſund ſein," ſagte ein „Student der Medizin. „Der Schlaf vor Mitternacht iſt der „geſundeſte."

„Das habe ich ſchon lange gehört — und doch . . ."

Und dennoch hat Kraſzewski in ſeiner Lebensweiſe bis jetzt, wo er 48 Jahre alt iſt, wenig geändert. Auch noch jetzt iſt der größte Theil der Nacht ſeinen literariſchen Arbeiten gewidmet.

Im Jahre 1834 erhielt er in Folge einer Abhandlung über die polniſche Sprache den Ruf als Lektor derſelben an die Univerſität Kiew. Doch konnte er dieſem Rufe nicht Folge leiſten, da er inzwiſchen in Wolhynien die Nichte des Primas Woronicz kennen gelernt und ſich mit ihr vermählt hatte. Dieſe Heirath bewog ihn, ſich als Gutsbeſitzer häuslich niederzulaſſen. Nachdem er abwechſelnd verſchiedene Güter beſeſſen, auch mehrmals, aber ohne großen Erfolg, verſucht hatte, nur Landwirth zu ſein und ſeine ganze Wirthſchaft nur allein zu leiten, ſchuf er in ländlicher Muße einige ſeiner beſten Werke, beſonders in Grodek und Hubin, welches letztere Gut er noch heute beſitzt. — Um jedoch die Erziehung ſeiner heranwachſenden Kinder ſelbſt beaufſichtigen zu können, ſiedelte er nach Zytomierz, der Hauptſtadt Wolhyniens, über, wo er ein eigenes Haus hatte. Auch hier konnte er ſich nicht ungetheilt ſeinen belletriſtiſchen Arbeiten hingeben. Nachdem er ſchon 1843 Mitglied der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthümer in Odeſſa geworden war, ward er jetzt auch zum Ehrencurator des Zytomierz'ſchen Gymnaſiums erwählt und hat außerdem viel gethan zur Hebung der Schauſpielkunſt, als Gönner und Dramaturg des dortigen Theaters. — Im

Jahre 1858 machte Kraszewski eine längere Reise in's Ausland, auf welcher er Deutschland, Italien und Frankreich besuchte.

Nachdem sein Sohn zur Universität Kiew abgegangen, zog Kraszewski nach Warschau nnd übernahm die Redaction der „täglichen Zeitung" und zwar nicht aus Spekulation oder aus irgend einer andern Rücksicht, die einen Schatten auf seinen Charakter als Mensch und Schriftsteller werfen könnte. Nichtsdestoweniger hat es nicht an gedankenlosen oder exaltirten Köpfen, oder auch an Mißgünstigen gefehlt, welche die Opfer, die Kraszewski durch die Uebernahme dieser Zeitung dem allgemeinen Besten brachte, nicht nur nicht zu würdigen wußte, sondern den hochverdienten Schriftsteller auch noch durch Verleumdungen verdächtigen wollten. Wenngleich der Dichter unter diesem Undanke schwer litt, so scheint es doch, als habe der Muth und die Ausdauer bei dem ihm sauer gemachten Amte, so wie die Größe seines Talentes, das sich auch auf dem Felde der Journalistik glänzend bewährt, die für einen Augenblick schwankende und zweifelnde Masse des großen Publikums wieder gänzlich auf seine Seite gelenkt. Schon erkennt man allgemein an, was jener oben erwähnte Herr Gliszczynski ausgesprochen hat, daß Kraszewski auch dem polnischen Journalismus neue Bahnen gezeigt habe. Welche erhabene Begriffe Kraszewski selbst über die Bedeutung der Journalistik hat und wie sehr er sittliche Tüchtigkeit für den Redacteur einer Zeitschrift unerläßlich erachtet, beweist ein schön geschriebener Aufsatz von ihm: „Ueber den Verfall der Journalistik unserer Zeit, welcher in einer Uebersetzung auch im Magazin für Literatur des Auslandes erschienen ist.

In jüngster Zeit erschien neben Kraszewski's Redactions-

Artikeln noch eine höchst werthvolle historische Studie unter dem Titel Caprea und Roma, ein Werk, in welchem er dreist mit Bulwers letzten Tage Pompeji's wetteifern kann.

Für diese Sammlung konnte ich, um dem ursprünglichen Plan nicht ungetreu zu werden, diesmal nur kurze Skizzen aus Kraszewski's Feder aussuchen. Aber so kurz und knapp zugeschnitten sie sein mögen, man wird doch schon aus ihnen einen Schluß auf das Talent des Autors zu ziehen und ex ungue leonem zu erkennen vermögen.

IV.

Graf Heinrich Rzewuski.

Da es, skizzenhafte Abrisse nicht gerechnet, keine polnische Literaturgeschichte giebt, die über das Jahr 1830 hinausreichte*) und in der man biographische Details fände, da ferner die „Allgemeine Encyklopädie", welche man seit einigen Monaten herausgiebt, erst bis zum Ende des Buchstaben B gediehen, so ist es mir unmöglich, über des

*) Die besten polnischen Literaturgeschichten sind von Waclaw Alexander Macinjowski (3 Bände bis zum Jahre 1830), von Majorkiewicz (Literatura; Krytyka), von Michael Wiszniewski (etwa bis zum Zeitalter des Königs Sigismund August in 7 Bänden, also noch nicht vollendet), von Kasimir Wladyslaw Wojcicki (in 4 Bänden bis zum Jahre 1830 unter dem Titel Historya Literatury Polskiéj w zarysach. Neueste Ausgabe 1860, besonders wichtig durch geschmackvolle Excerpte und Beispiele) und von Wladyslaw Syrokomla (in 2 Bänden, ausgezeichnet im Abschnitte über die lateinisch-polnischen Dichter, zu welchem treffliche Uebersetzungen gegeben sind).

Grafen Heinrich Rzewuski's Lebensumſtände etwas einigermaßen Vollſtändiges zu berichten. So viel ſteht feſt, daß er jetzt, obgleich faſt verſchollen, lebt und daß er etwa ein Decennium älter iſt, als Mickiewicz. Er mag alſo um das Jahr 1790 geboren ſein. Er ſtammt aus einer berühmten Familie, hat Reiſen im Auslande gemacht und eine lange Zeit hindurch als Privatmann auf ſeinen Gütern in Wolhynien gelebt. Es iſt auch bekannt, daß er vor etwa 15 Jahren als Beamter in die nächſte Umgebung des Fürſten Statthalters von Polen trat, ich weiß jedoch nicht, ob er eine wirkliche Anſtellung in der Kanzlei deſſelben hatte. Jedenfalls bekleidete er den Rang eines Wirklichen Geheimrathes und nahm vor ungefähr einem Jahre Entlaſſung aus dieſen Dienſtverhältniſſen.

Von jeher hat ſich Rzewuski durch ſein Erzählungstalent ausgezeichnet und fiel dadurch in Geſellſchaften auf, noch ehe er als Literat hervorgetreten war. Im Winter von 1830 auf 31 lebte er in vertrautem Umgange mit Adam Mickiewicz zu Rom, und dieſer große Dichter war es eben, der dem Grafen anrieth, die Vorräthe ſeiner Manuſcriptenmappe zu veröffentlichen.

Die Werke, welche er ſeitdem herausgegeben, kann man ihrer Form nach füglich in zwei Klaſſen theilen, in hiſtoriſche Romane, Erzählungen und Skizzen und in ſociale und religionsphiloſophiſche Pamphlete. In allen jedoch ſind mehr oder weniger deutliche Spuren eines und deſſelben Geiſtes, nämlich einer romantiſch-mittelalterlichen Lebensanſchauung, die eine weſentlich doctrinaire Richtung hat.

Wie Graf Rzewuski zu derſelben gekommen iſt, können erſt diejenigen erklären, welche die Verhältniſſe ſeiner Jugend und Bildungsgeſchichte näher kennen. Mir ſcheint, daß ſein

Geist sich unter dem Einflusse der krassesten Richtungen der ausländischen Romantik entwickelte.

Zwar ist man gewohnt, Rzewuski als Gründer einer neuen Schule in der polnischen Romanschreibung zu betrachten und nennt ihn unter den Koryphäen der historischen Romanliteratur. Doch wenn auch Rzewuski hinsichtlich seines Talentes, sich in die geschilderte Vergangenheit zu versenken, und in Betreff der glänzenden Darstellungsgabe mit Walter Scott und ähnlichen Größen verglichen werden kann, wenngleich er auch viele Nachahmer gefunden hat, so ist schon seit geraumer Zeit seine Stellung in der polnischen Literatur eine fast ganz vereinzelte. Schuld daran ist, daß er gewisse Theorien, die er sich aus der mit schwärmerischer Liebe von ihm studirten „guten alten Zeit" abstrahirte, auch in's moderne Leben einführen, in succum et sanguinem der Gegenwart verwandeln wollte. Aus diesem Grunde machte er Anmerkungen, Excurse u. dergl. zu seinen historischen Romanen und trug in denselben als Romantiker à la Friedrich Schlegel und Zacharias Werner einen großen Abscheu gegen Alles, was modern und Zeitgeist ist, zur Schau. Er konnte durchaus nicht, Manche sagen sogar, er wollte nicht verstehen, daß das 19. Jahrhundert auch seine Berechtigung hat, daß man für andere Ideen leben könne, als für die schwärmerischen, mystischen, feudalistischen Phantasien der Hyper-Romantik.

Irgend ein polnischer Literat hat über Rzewuski gesagt, was mir den Nagel auf den Kopf zu treffen scheint: „Graf Rzewuski ist zu spät für sich und vielleicht zu früh für uns auf die Welt gekommen." Derselbe Kritiker, wenn ich nicht irre, Waclaw Szymanowski, sagt weiter: „Graf Rzewuski war der Erste, welcher uns erkennen ließ, daß wir nicht um

ein, ſondern einige Jahrhunderte von unſern Vätern entfernt ſind; er zuerſt weihte uns in die Geheimniſſe ihres häuslichen Lebens ein, vergrößerte ihre Geſtalten bis in's Rieſenhafte und deckte uns ihre Vorzüge und Mängel auf, indem er ſie in das paſſende Licht ſetzte. — — Durch den harten Kryſtall alter Erinnerungen ſchloß er ſich wie durch eine Mauer ab gegen die Jetztzeit, die er als eine kleine und jämmerlich gewordene verachtete. Aber durch dieſen Kryſtall ſah er doch dieſe neue Zeit, ſah ihre Vergehungen und Mängel, aber ihre Eigenſchaften und ihr Leben verſchwammen für ihn als ein unklares Bild, denn er bedurfte nicht ſolches Lebens und ſolcher Eigenſchaften. Er hatte in ſeinem Herzen nicht Kraft genug, denen zu verzeihen, welche das ſchöne Bild befleckten, welches in der Wirklichkeit zwar ſchon nicht mehr exiſtirte, das aber doch noch in ſeinem Geiſte lebte. Er ſah nicht, daß neue Bedürfniſſe entſtanden waren, ſich neue Vorſtellungen gebildet hatten, daß ein neuer Geiſt in die Menſchen gefahren."

Man citirt Rzewuski gewöhnlich, wie er es ſelbſt gethan, als Autor des „Novembers". Das iſt der Titel eines hiſtoriſchen Romans, durch welchen er ſich allgemeine Sympathie erwarb, deſſen Darſtellung auch bis in ſehr minutiöſe Details ſchön und echt epiſch gehalten iſt, in welchem jedoch ſchon eine der unglücklichſten romantiſchen Ideen ſpukt, die Schickſalsidee in der Art, wie ſie Müller in ſeinem „29. Februar" und in „der Schuld", Houwald im „Leuchtthurm" und im „Bilde" und Grillparzer in der „Ahnfrau" auffaßten. Denn der Monat November iſt es eben, der im Leben des Helden jenes Romans eine fatale Wichtigkeit hat. Außer dem November nenne ich hier noch „Das Schloß von Krakau." Dieſer Roman ſpielt zur Zeit

Stephan Batory's und enthält die Geſchichte des berühmten Banditen (d. h. Exilirten) Samuel Zborowski, an welchem das erſte Beiſpiel der Hinrichtung eines Edelmannes gegeben wurde. Ferner eine Sammlung kleiner, aber voll des tollſten Aberglaubens wimmelnder Erzählungen unter dem Titel: Nie-Bajki (Kleine Fabeln), an deren phantaſtiſchen Inhalt der Verfaſſer ſelbſt wie an Fakta glaubt und auch Andere glauben machen möchte.

In allen dieſen Erzählungen finden ſich polemiſche Seitenblicke auf den argen Unglauben der Gegenwart.

Rzewuski's verdienſtvollſtes Werk ſind jedenfalls die beiden Bände ſeiner „Denkwürdigkeiten eines alten lithauiſchen Edelmannes.“ Man kann ſich überzeugt halten, daß er in dieſem Werke nur relata refert, und ſoviel ihm das überhaupt bei ſeiner doctrinairen Richtung möglich iſt, ohne weiteres romantiſches Medium. Es ſind edelmänniſche Erinnerungen an die „gute alte Zeit“, aus welchen beſonders die Geſtalten des „Radziwill Panie Kochanku“ und ſeiner Albaner*) hervorragen. Lucian Siemienski, der die Darſtellungsweiſe dieſer Denkwürdigkeiten lobt, nennt Rzewuski einen „edelmänniſchen Homer“. Hören wir, in welchem Sinne! Siemienski ſagt: „Ich betrachte dieſe Denkwürdigkeiten nicht als ein Erzeugniß literariſcher Kunſt, ſondern wie man ein Volkslied (Epos) anſehen muß, als Material, aus welchem irgend ein genialer Meiſter unſterb-

*) Der Fürſt Karl Radziwill führt den Beinamen „Panie Kochanku“ von ſeiner Eigenthümlichkeit, Jedermann „mein liebſter Herr“ anzureden. Die Albaner waren eine von ihm zu Alba, auf einem ſeiner Landgüter geſtiftete Genoſſenſchaft von Edelleuten, welche ein gewiſſes ritterliches Weſen und den esprit du corps unter ſeinen Beamten und Anhängern aufrecht erhalten ſollten.

liche Typen und Charaktere ſchaffen kann. Diejenigen, welche dieſe Geſchichten ſchufen, das waren nicht Künſtler und Literaten von Fach. Das Volk erzählte ſie ſich, oder eine Hand hat ſie aufgezeichnet, die gewohnt war, die Streitaxt und Huſarenlanze zu tragen. Barden gab es da nicht, wo ein Jeder ſelbſt der erzählende Homer ſeiner eigenen Abenteuer und Thaten ſein konnte.“ Aus dieſen Denkwürdigkeiten theilen wir die jedenfalls intereſſante und originelle Geſchichte vom Prieſter Marcus mit.

Alle die genannten Werke wurden im Ganzen mit Sympathie aufgenommen, eifrig geleſen und dem Talente des Autors wurde die verdiente Anerkennung nicht vorenthalten. Aber eine zweite Gattung von Schriften, jene oben erwähnten Pamphlete, deren Raiſonnement ſich über alle Richtungen der Gegenwart verneinend erſtreckte, ſie haben dem Grafen jene Sympathie des Publikums wieder geraubt, und ſo iſt nach dem Erſcheinen der Schriften: „Miscellen“ — „Die Stimme in der Wüſte“ — „Der polniſche Theophraſt“ — „Civiliſation und Religion“ — „Gnade und Vorſehung“ der Schriftſteller im Grafen Rzewuski zwar hinſichtlich ſeines Talentes immer noch anerkannt, aber gegen ſeine Perſon iſt man gleichgültig geworden. Erſt wenn Rzewuski's ganze Erſcheinung und ſein perſönliches wie literariſches Wirken einen unparteiiſchen Hiſtoriker gefunden haben wird, wird es ſich auch herausſtellen, wie viel er von dieſer Gleichgültigkeit hinſichtlich ſeines Charakters und wie viel er davon für ſeine Geiſtesrichtung verdient und ob er wirklich Reactionair war aus Ueberzeugung.

V.

August Wilkoński.

Obgleich die polniſche Literatur, wie der Charakter des Volkes, das durch ſie repräſentirt wird, im Ganzen und Großen eine mehr ernſte, zum Pathos und zur Elegie hinneigende Grundſtimmung hat, ſo fehlt es ihr doch auch nicht an humoriſtiſchen Schriftſtellern.

Unter den neuern dieſer Gattung ſcheint mir Auguſt Wilkoński einer der bedeutendſten.

Schon die originelle Art und Weiſe, wie er ſich auf den Titeln ſeiner Schriften zu zeichnen pflegte, Auguſt Wilkoński, Chirurgus (nicht Dr.) der Philoſophie, deutet darauf hin, daß ſeine Lebensanſchauung eine weſentlich ſatyriſche iſt, daß ſein Blick ſcharf iſt in der Erkenntniß der Gebrechen und Abnormitäten der menſchlichen Geſellſchaft und daß ſeine Feder bald die Sonde iſt, mit welcher er Wunden und faule Stellen unterſucht, bald die Lancette, mit der er eine Ader ungeſunden Blutes öffnet, bald das Meſſer und die Säge, mit denen er einen Auswuchs abſchneidet oder ein vom Brande

ergriffenes Bein amputirt Aber er thut ſich ſelber Unrecht, wenn er ſich nur einen Chirurgen nennt, denn er handelt nicht ſo kalt, ſo theilnahmlos, wie ein ſolcher Zögling des anatomiſchen Theaters. In ſeiner Bruſt regt ſich eine innige Theilnahme mit den Leiden derer, die unter ſeinem Meſſer zucken. Er lacht und ſpottet über Andere und ſich, über Zuſtände, Ereigniſſe und ganze geſchichtliche Epochen; aber er lacht nicht frivol, er ſpottet nicht unbarmherzig. Er tadelt und entſchuldigt auch zugleich wenn es möglich iſt und beſonders wenn er in der eigenen Natur einen Spiegel der Nationalſchwächen ſieht. Und dabei hat er ein feinbeſaitetes Gemüth, das, oft lyriſch geſtimmt, ſonderbare herzbewegende Weiſen ertönen läßt. Er hat auch Ideale, die über dem hin- und herkreuzenden Schifflein ſeiner Gedanken als hell leuchtende Sterne ſchweben, nach denen er den Cours berechnet. Ein warmer, voller Herzſchlag belebt ſeinen Witz; und wenn er die Pritſche ſchwingt auch an andern Tagen, als in der Faſchingszeit, ſo trägt die Schuld daran die Thorheit der Welt, die in zu reichem Quantum vorhanden iſt, als daß man in wenigen Tagen damit fertig werden könnte, Allen die Wahrheit zu ſagen, welche ſie noch anhören mögen, wofern man ſie nur lächelnd ſagt.

Daß Wilkoński, um ein praktiſcher Humoriſt zu werden, eine lange und ſchwere Schule der Erfahrung durchlaufen mußte, läßt ſich leicht denken, auch wenn er ſich mit einem andern Witzworte häufig k. k. n., d. h. kawaler krzyża naturalnego — Ritter des natürlichen Kreuzes — unterſchrieben hätte. Er war wohlhabend und iſt durch eigene und fremde Schuld arm geworden. Er war keine jener rangirten Naturen, denen es gut in der Welt geht. Er war kein ſogenannter guter Hausvater. Unbeſorgt um das

„Morgen“ lebte er in den Tag hinein und war daher in steter Geldverlegenheit. In Folge dessen mußte er neben der Last großer innerer Leiden, die er mit Andern gemeinsam trug, auch die der kleinen äußeren Leiden und Widerwärtigkeiten tragen. Aber sein glücklicher Leichtsinn half ihm über Vieles hinweg. Oft von dem Nöthigsten entblößt, verlor er doch nicht den Muth, über seine Noth zu scherzen. So erzählte mir eine glaubwürdige Person, daß er einst an einen Freund, der trotz eines nur mäßigen Einkommens doch immer bei Kasse war, ein Billet etwa in folgenden Ausdrücken schrieb: „Troja, die hohe Stadt des Priamus, war und — ist nicht mehr! Roma's stolze, weltbeherrschende Macht war — und ist nicht mehr! Mein Mantel, der stattliche, lieblich wärmende war und — ist nicht mehr!“ Und nun folgt eine Bitte um ein Darlehn von einigen Thalern, damit der geliebte treue Freund aus den schmutzigen Händen des Pfandleihers losgekauft werden könne. Ein anderes Mal soll Wilkoński — ich erzähle auf Autorität derselben Person — bei bekannten Gutsbesitzern und wohlhabenden Freunden eine Liste umhergeschickt haben, in welcher er zur Subscription auf eine neue humoristische Zeitschrift „die literarischen Nesseln“ einlud. Sein Name, der in Sachen des Witzes und der pikanten Schreibart einen guten Klang hatte, verschaffte ziemlich zahlreiche Unterschriften und baare Vorausbezahlung, aber das angekündigte Journal ließ lange auf sich warten. Endlich erschien die erste Nummer und gab eine Titelerklärung mit der Pointe: „Die literarischen Nesseln wollten ihren Namen durch die That rechtfertigen. Sie hießen deshalb Nesseln, weil sich das Publikum noch an keiner andern Zeitschrift so verbrannt hätte, wie an dieser, denn — diese erste Nummer werde zugleich auch die letzte sein.“ Scherze der

Art nahm man dem beliebten Schriftſteller nicht lange übel. Er mußte es ſtets ſo einzurichten, daß er die Lacher auf ſeiner Seite hatte.

Was ſeine ſonſtigen Lebensverhältniſſe betrifft, ſo iſt mir noch bekannt, daß Wilkoński mit unſerm Göthe denſelben Geburtstag hatte, nur mit dem Unterſchiede, daß er ganz ein Kind des 19. Jahrhunderts und zwar am 28. Auguſt, aber nicht 1749, ſondern 1803 im Großherzogthum Poſen geboren wurde. Er vermählte ſich mit einer weitläufigen Verwandten Paulina Wilkońska, die noch jetzt lebt und zu den beſten polniſchen Erzählerinnen gehört. Sein Literatenleben begann er erſt in Warſchau, wo er eine Menge Ramoty i Ramotki literackie, d. h. größere und kleinere literariſche Schmieralien zum Theil in der Zeitſchrift Przegląd naukowy (Wiſſenſchaftliche Revue) und in dem von ihm ſelbſt redigirten Journale Dzwon literacki (Die literariſche Glocke), zum Theil aber auch in einer beſonderen, mehrere Bände ſtarken Sammlung herausgab.

Im Jahre 1851 oder 52 wurde er, nachdem er zuvor auf der Citadelle gefangen geſeſſen, aus Warſchau ausgewieſen und ſtarb kurz nach ſeiner Rückkehr im Großherzogthum.

Der dritte Theil von Wilkoński's Ramoty i Ramotki, dem ich für die gegenwärtige Sammlung 3 Stücke entlehnt habe, die, wie ich hoffe, dem deutſchen Publikum nicht mißfallen werden, trägt an ſeiner Spitze eine ſeltſame, wenn auch vielleicht nur fingirte Dedikation. Der Originalität wegen möge ſie hier nebſt den zwei auf ſie bezüglichen Schreiben Platz finden.

Die Dedikation ſelber lautet:

Dem ſehr dienſtfertigen
Jankel Magenfiſch,
dem Unterſtützer einheimiſcher Literatur,
widmet
dieſe zweite Abtheilung
der größern und kleinern literariſchen Schmieralien
als einen Beweis
beſonderer Dankbarkeit
Aug. Wil.
Chirurg der Philoſophie, Ritter des natürlichen Kreuzes.

Die beiden dieſer Dedikation vorangehenden Briefe aber lauten folgendermaßen:

„Hebräer Jankel Magenfiſch!

In Folge allgemeinen Mißwachſes und Viehſterbens hat die von mir angekündigte Subſcription auf die zweite Abtheilung meiner Schmieralien auf dem Lande nicht den gewünſchten Erfolg gehabt. Die Bürger und Beamten Warſchau's, mit dem ewigen Juden beſchäftigt, haben meine Schmieralien vergeſſen. Diejenigen großen Herren aber, deren noble Paſſion es ehedem war, ihre ſchriftſtellernden Landsleute aufzumuntern, haben ſich gegenwärtig überzeugt, daß es ſich nicht der Mühe verlohnt, einheimiſche Schmierer zu unterſtützen und daß ſie eine viel angenehmere Zerſtreuung in der Verſchönerung ihrer Wände und in der ausſchließlichen Lectüre franzöſiſcher Romane finden werden. Aus dieſen Gründen alſo würde ich unvermögend ſein, die Fortſetzung meiner Schriften drucken zu laſſen, wenn Ihr, Jankel, mir nicht mit 2000 Gulden zu mäßigen Zinſen, nämlich nur zu fünf Prozent — monatlich — unter die Arme gegriffen hättet. Genehmigt alſo, daß ich dieſe zweite Abtheilung meiner

Schmieralien nicht mit dem Namen großer Herren, sondern mit Eurem Namen bezeichne und schmücke.

Der Euch sehr verpflichtete Autor
Aug. Wilkoński,
Chir. d. Phil., Ritter d. natürl. Kreuzes.

P. S. Was ich Euch schuldig bin, bezahle ich zum Termin.

Warschau, am 1. Oktober 1845."

Antwort:

„Wohlgeborner Herr Autor der größern und kleinern Schmieralien!

Wenn es wahr ist, daß Sie nicht haben Jemand, wo Sie könnten dediciren Ihre Schmieralien, so erlaube ich, daß Sie sie dürfen dediciren mir; nur werde ich mir ausbedingen, daß mir erwachsen keinerlei Unkosten aus diesem Verfahren und daß selbiges nicht Veranlassung wäre zur Aussetzung irgend einer Rate bei den in unserm Geschäftchen anberaumten Zahlungen.

Ew. Wohlgeborner
ganz unterthäniger Diener
Jankel Magenfisch.

Warschau u. s. w."

Druck von E. Steinthal in Berlin.

In demſelben Verlage ſind ferner erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gruner, Dr., Geſchichte Polens nach Chodzko's Vorgange frei bearbeitet. 1 Thlr. 20 Sgr.

Grunenberg, Leitfaden zum Studium der Geſchichte der polniſchen Literatur. 1 Thlr.

Woycke, Proben polniſcher Lyrik. 1 Thlr. 10 Sgr.

Lenartowicz, Die Entzückung. 10 Sgr.

Schmeling, Wallenſtein und der Spion, oder die Belagerung von Stralſund. 4 Bde. 3 Thlr.

Schultz, Dr., Ueber den Bau von Burgen und Schlöſſern im 12. und 13. Jahrhundert.

Dieterici, Die Naturanſchauung der Araber im 10. Jahrhundert. 1 Thlr. 10 Sgr.

Druck von G. Steinthal in Berlin